



UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA CHAMPAIGN
BOOKS - BOOKS

Krieg und Frieden

Ein Roman in fünfzehn Teilen
mit einem Epilog

von

L. N. Tolstoi

*

Erster Band



Übertragen von H. Abhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig

391.73

T58

Ovo: G

1922

v. 1

Erster Teil

I

Nun, sehen Sie wohl, Fürst: Genua und Lucca sind weiter nichts mehr als Apanagen der Familie Bonaparte. Nein, das erkläre ich Ihnen auf das bestimmteste: wenn Sie mir nicht sagen, daß der Krieg eine Nothwendigkeit ist, wenn Sie sich noch länger erlauben, all die Schändlichkeiten und Gewalttaten dieses Antichrists in Schutz zu nehmen (wirklich, ich glaube, daß er der Antichrist ist), so kenne ich Sie nicht mehr, so sind Sie nicht mehr mein Freund, nicht mehr, wie Sie sich ausdrücken, mein treuer Sklave. — Jetzt aber guten Tag, guten Tag! Ich sehe, daß ich Sie verschüchtere; setzen Sie sich und erzählen Sie!"

So sprach im Juni 1805 Fräulein Anna Pawlowna Scherer, die hochangesehene Hofdame und Vertraute der Kaiserinmutter Maria Feodorowna, indem sie den durch Rang und Einfluß hervorragenden Fürsten Wasili begrüßte, welcher sich als erster zu ihrer Soiree einstellte. Anna Pawlowna hustete seit einigen Tagen; sie hatte, wie sie sagte, die Grippe („Grippe“ war damals ein neues Wort, dessen sich nur einige wenige feine Leute bedienten). Die Einladungsschreiben, die sie am Vormittage durch einen Lakaien in roter Livree versandt hatte, hatten alle ohne Abweichungen folgendermaßen gelautet:

„Wenn Sie, Graf (oder Fürst), nichts Besseres vorhaben und die Aussicht, den Abend bei einer armen Patientin zu verbringen, Sie nicht zu sehr erschreckt, so werde ich mich sehr freuen, Sie heute zwischen sieben und neun Uhr bei mir zu sehen. Anna Scherer.“

„Mein Gott, was für eine hitzige Attade!“ antwortete der soeben eingetretene Fürst, ohne über einen derartigen Empfang

im geringsten in Aufregung zu geraten, mit einem heiteren Ausdruck auf seinem flachen Gesichte.

Er trug die gestickte Hofuniform, Schnallenschuhe, Strümpfe und mehrere Orden, und sprach jenes auserlesene Französisch, welches unsere Großväter nicht nur redeten, sondern in dem sie auch dachten, und zwar mit dem ruhigen, gönnerhaften Tone, wie er einem hochgestellten, im Verkehr mit der besten Gesellschaft und in der Hofluft altgewordenen Manne eigen ist. Er trat zu Anna Pawlowna heran, küßte ihr die Hand, wobei er ihr den Anblick seiner parfümierten, schimmernden Glase darbot, und setzte sich dann in aller Seelenruhe auf einen Lehnsessel.

„Vor allen Dingen, liebe Freundin, sagen Sie mir, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, und beruhigen Sie Ihren Freund,“ sagte er, ohne seine Stimme zu verändern, und in einem Tone, bei dem man durch alle Höflichkeit und Anteilnahme doch seine innere Gleichgültigkeit und sogar ein wenig Spott hindurchhörte.

„Wie kann ich körperlich gesund sein, wenn ich seelisch leide? Wer, der überhaupt Gefühl in der Brust hat, kann denn in unserer Zeit seine seelische Ruhe bewahren?“ sagte Anna Pawlowna.

„Ich hoffe, Sie bleiben den ganzen Abend bei mir?“

„Und die Fete beim englischen Gesandten? Heute ist Mittwoch; ich muß mich dort zeigen,“ erwiderte der Fürst. „Meine Tochter wird herkommen und mich dorthin abholen.“

„Ich glaubte, die heutige Fete sei abgesagt worden. Ich muß gestehen, alle diese Feten und Feuerwerke werden einem allmählich unerträglich.“

„Wenn der Gesandte geahnt hätte, daß dies Ihr Wunsch sei, so hätte er gewiß die Fete absagen lassen,“ antwortete der Fürst; er redete eben gewohnheitsmäßig, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, etwas hin, wovon er selbst nicht erwartete, daß es jemand glauben werde.

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter. Welcher Beschluß ist denn nun infolge von Nowosilzews Depesche gefaßt worden? Sie wissen ja doch alles.“

„Wie soll ich Ihnen darauf antworten?“ erwiderte der Fürst in kühlem, gelangweiltem Tone. „Sie wollen wissen, wie man die Sachlage auffaßt? Man ist der Ansicht, daß Bonaparte seine Schiffe hinter sich verbrannt hat, und es hat den Anschein, daß wir uns anschicken, mit den unsrigen das gleiche zu tun.“

Fürst Basili sprach immer in tragem, lässigem Tone, etwa wie ein Schauspieler eine schon oft von ihm gespielte Rolle spricht. Dagegen sprühte Anna Pawlowna Scherer trotz ihrer vierzig Jahre von Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit.

Die Rolle der Enthusiastin war ein wesentliches Stück ihrer gesellschaftlichen Stellung geworden, und manchmal gab sie sich, auch wenn ihr eigentlich nicht danach zumute war, dennoch als Enthusiastin, nur um die Erwartung der Leute, die sie kannten, nicht zu täuschen. Das leise Lächeln, das beständig auf Anna Pawlownas Gesicht spielte, obwohl es eigentlich zu ihren verlebten Zügen nicht paßte, dieses Lächeln besagte, ähnlich wie bei verzogenen Kindern, daß sie sich ihrer lebenswürdigen Schwäche dauernd bewußt sei, aber nicht beabsichtige, nicht imstande sei und nicht für nötig halte, sich von ihr frei zu machen.

Als das Gespräch über die politische Lage einige Zeit gedauert hatte, wurde Anna Pawlowna hitzig.

„Ach, reden Sie mir nicht von Osterreich! Mag sein, daß ich nichts davon verstehe, aber Osterreich hat den Krieg nie gewollt und will ihn auch jetzt nicht. Osterreich verrät uns. Rußland muß allein der Retter Europas werden. Unser Wohltäter auf dem Throne kennt seinen hohen Beruf und wird diesem Berufe treu bleiben. Das ist das einzige, worauf ich mich verlasse. Unserm

guten, herrlichen Kaiser ist die größte Aufgabe in der Welt zu gefallen, und er ist so reich an trefflichen Eigenschaften und Tugenden, daß Gott ihn nicht verlassen wird. Unser Kaiser wird seinen hohen Beruf erfüllen, die Hydra der Revolution zu erwürgen, die jetzt in der Gestalt dieses Mörders und Bösewichtes noch entsetzlicher erscheint als vorher. Wir allein müssen das Blut des Gerechten sühnen. Auf wen könnten wir denn auch rechnen, frage ich Sie? England mit seinem Krämergeiste hat kein Verständnis für die ganze Seelengröße Kaiser Alexanders und kann ein solches Verständnis nicht haben. Es hat sich geweigert, Malta zu räumen. Es will erst noch sehen und findet in allem, was wir tun, einen Hintergedanken. Was haben die Engländer auf Nowosilzew's Anfrage geantwortet? Nichts. Sie haben kein Verständnis gehabt, können kein Verständnis haben für die Selbstverleugnung unseres Kaisers, der nichts für sich selbst will und in allem nur auf das Wohl der ganzen Welt bedacht ist. Und was haben sie versprochen? Nichts. Und was sie versprochen haben, selbst das werden sie nicht zur Ausführung bringen! Preußen hat bereits erklärt, Bonaparte sei unüberwindlich und ganz Europa vermöge nichts gegen ihn. Und ich glaube diesen beiden, Hardenberg und Haugwitz, kein Wort, das sie sagen. Diese vielgerühmte Neutralität Preußens ist weiter nichts als eine Falle. Ich glaube nur an Gott und an die hohe Bestimmung unseres geliebten Kaisers. Er wird Europa retten!" Sie hielt plötzlich inne mit einem spöttischen Lächeln über die Hize, in die sie hineingeraten war.

„Ich glaube,“ erwiderte der Fürst gleichfalls lächelnd, „hätte man Sie an Stelle unseres lieben Winzingerode hingeschickt, Sie hätten die Zustimmung des Königs von Preußen im Sturm erungen. Sie besitzen eine erstaunliche Beredsamkeit. Darf ich Sie um eine Tasse Tee bitten?“

„Sogleich. Apropos,“ fügte sie, nachdem sie sich wieder beruhigt hatte, hinzu, „es werden heute zwei sehr interessante Persönlichkeiten bei mir sein: der Vicomte Mortemart (er ist durch die Rohans mit den Montmorencys verwandt; die Mortemarts sind eine der besten Familien Frankreichs; das ist einer der wirklich achtungswerten Emigranten, einer von der echten Art) und dann der Abbé Morio. Kennen Sie diesen tiefen Geist? Er ist vom Kaiser empfangen worden; Sie wissen wohl?“

„Ah! das wird mich außerordentlich freuen,“ antwortete der Fürst. „Sagen Sie,“ fügte er, als ob ihm soeben etwas einfiele, in besonders lässigem Tone hinzu, obgleich das, wonach er fragen wollte, der Hauptzweck seines Besuches war, „ist es richtig, daß die Kaiserinmutter die Ernennung des Baron Funke zum ersten Sekretär in Wien wünscht? Dieser Baron ist doch allem Anschein nach ein wertloses Subjekt.“ Fürst Basili hegte den Wunsch, daß sein eigener Sohn diese Stelle erhalten möge, welche andere Leute auf dem Wege durch die Kaiserinmutter Maria Feodorowna dem Baron zu verschaffen suchten.

Anna Pawlowna schloß die Augen beinahe vollständig, um zu verstehen zu geben, daß weder sie noch sonst jemand sich ein Urteil über das erlauben dürfe, was der Kaiserinmutter beliebe oder genehm sei.

„Baron Funke ist der Kaiserinmutter durch ihre Schwester empfohlen worden,“ begnügte sie sich in melancholischem, trockenem Tone zu erwidern. In dem Augenblicke, wo Anna Pawlowna von der Kaiserinmutter sprach, nahm ihr Gesicht auf einmal den Ausdruck einer tiefen, innigen Ergebenheit und Verehrung, gepaart mit einer Art von Traurigkeit, an, ein Ausdruck, der bei ihr jedesmal zum Vorschein kam, wenn sie im Gespräche ihrer hohen Gönnerin Erwähnung tat. Sie äußerte dann noch, Ihre Majestät habe geruht, dem Baron Funke großes Wohl-

wollen zu bezeigen, und wieder zog dabei ein Schatten wie von Traurigkeit über ihren Blick.

Der Fürst machte ein Gesicht, als ob ihm die Sache gleichgültig sei, und schwieg. Anna Pawlowna hatte mit der ihr eigenen höfischen und weiblichen Gewandtheit und schnellen Erkenntnis dessen, was taftgemäß war, dem Fürsten etwas dafür auswischen wollen, daß er sich erdreistet hatte, über eine von der Kaiserinmutter protegierte Persönlichkeit so abfällig zu urteilen; nun aber wollte sie ihn doch auch wieder trösten.

„Um auf Ihre Familie zu kommen,“ sagte sie, „wissen Sie wohl, daß Ihre Tochter, seit sie Gesellschaften besucht, das Entzücken der gesamten höheren Kreise bildet? Man findet sie schön, wie den Tag.“

Der Fürst verneigte sich zum Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit.

„Ich denke oft,“ fuhr Anna Pawlowna nach einem kurzen Stillschweigen fort (sie rückte dabei dem Fürsten näher und lächelte ihm freundlich zu, als wollte sie damit andeuten, daß die Unterhaltung über Politik und Angelegenheiten der Gesellschaft nun beendigt sei und jetzt ein vertrauliches Gespräch beginne), „ich denke oft, wie ungerecht manchmal das Glück im Leben verteilt ist. Warum hat Ihnen nur das Schicksal zwei so prächtige Kinder gegeben (Anatol, Ihren jüngeren Sohn, schließe ich dabei aus; ich mag ihn nicht,“ schaltete sie in einem Tone ein, als dulde sie keinen Widerspruch, und zog dabei die Augenbrauen in die Höhe), „so entzückende Kinder? Wahrhaftig, Sie wissen deren Wert weniger zu schätzen als alle anderen Leute, und daher verdienen Sie nicht, solche Kinder zu haben.“

Ihr Gesicht war wieder von dem ihr eigenen enthusiastischen Lächeln verklärt.

„Was ist da zu machen? Lavater würde sagen, daß mir

der Kopfhöcker der elterlichen Liebe fehlt," erwiderte der Fürst.

„Scherzen Sie nicht darüber. Ich wollte ernsthaft mit Ihnen reden. Wissen Sie, ich bin mit Ihrem jüngeren Sohne nicht zufrieden. Unter uns gesagt" (hier nahm ihr Gesicht wieder einen trüben Ausdruck an), „es wurde bei Ihrer Majestät von ihm gesprochen, und Sie wurden bedauert."

Der Fürst antwortete nicht; sie aber blickte ihn schweigend und bedeutsam an und wartete auf eine Antwort. Der Fürst runzelte die Stirn.

„Was soll ich denn dabei machen?" sagte er endlich. „Sie wissen, ich habe für die Erziehung meiner Söhne alles getan, was ein Vater nur tun kann, und doch haben sie sich beide übel entwickelt. Ippolit ist wenigstens nur ein ruhiger Narr, aber Anatol ein unruhiger. Das ist der einzige Unterschied," sagte er und lächelte dabei gekünstelter und lebhafter als gewöhnlich, wobei mit besonderer Schärfe in den um seinen Mund liegenden Falten ein überraschend roher, unangenehmer Zug hervortrat.

„Warum werden solchen Männern, wie Sie, Kinder geboren? Wenn Sie nicht Vater wären, hätte ich gar nichts an Ihnen zu tadeln," sagte Anna Pawlowna, nachdenklich aufblickend.

„Ich bin Ihr treuer Slave, und Ihnen allein kann ich es gestehen: meine Kinder sind die Fesseln meines Daseins. Das ist eben mein Kreuz. So fasse ich es auf. Was soll ich da tun?" Er schwieg und drückte durch eine Gebärde seine Ergebung in dieses grausame Schicksal aus. Anna Pawlowna überlegte.

„Haben Sie nie daran gedacht, Ihrem Anatol, diesem verlorenen Sohne, eine Frau zu geben?" sagte sie dann. „Es heißt immer, alte Jungfern hätten eine Manie für das Ehekitzen. Ich verspüre diese Schwäche noch nicht an mir; aber ich habe da ein junges Mädchen, das sich bei ihrem Vater sehr unglücklich

fühlt, eine Verwandte von uns, eine Tochter des Fürsten Volkonski.“

Fürst Basili antwortete nicht, gab jedoch mit jener schnellen Auffassungsgabe, wie sie Leuten von Welt eigen ist, durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß er diese Mitteilungen zum Gegenstande seines Nachdenkens mache.

„Wissen Sie wohl, daß mich dieser Anatol jährlich vierzigtausend Rubel kostet?“ sagte er dann, anscheinend nicht imstande, von seinem trüben Gedankengange loszukommen. Dann schwieg er wieder eine Weile.

„Was soll daraus werden, wenn es noch fünf Jahre so weiter geht? Das ist der Segen davon, wenn man Vater ist. Ist sie reich, Ihre junge Prinzessin?“

„Der Vater ist sehr reich und geizig. Er lebt auf dem Lande. Wissen Sie, es ist der bekannte Fürst Volkonski, der noch unter dem hochseligen Kaiser den Abschied erhielt; er hatte den Spitznamen ‚der König von Preußen‘. Er ist ein sehr kluger Mensch, hat aber seine Sonderbarkeiten und ist schwer zu behandeln. Das arme Kind ist kreuzunglücklich. Sie hat noch einen Bruder, der bei Kutusow Adjutant ist; er hat vor einiger Zeit Lisa Meynen geheiratet. Er wird heute bei mir sein.“

„Hören Sie, liebe Annette,“ sagte der Fürst, indem er plötzlich die Hand der Hofdame ergriff und in etwas wunderlicher Weise nach unten zog. „Arrangieren Sie mir diese Sache, und ich werde für alle Zeit Ihr treuester Sklave sein (‚Sklave‘, wie mein Dorfschulze immer in seinen Berichten an mich schreibt, mit einem f). Sie ist von guter Familie und reich. Das ist alles, was ich brauche.“

Und mit jenen ungezwungenen, familiären, graziösen Bewegungen, die ihn auszeichneten, ergriff er die Hand des Fräuleins, küßte sie und schwenkte dann diese Hand hin und her,

während er sich in den Sessel zurücksinken ließ und zur Seite blickte.

„Warten Sie einmal,“ sagte Anna Pawlowna überlegend. „Ja, ich will gleich heute mit Lisa, der Frau des jungen Volkonski, reden. Vielleicht läßt sich die Sache zustande bringen. Ich werde bei Ihrer Familie anfangen, das übliche Gewerbe der alten Jungfern zu erlernen.“

II

Anna Pawlownas Salon begann sich allmählich zu füllen. Die höchste Noblesse Petersburgs fand sich ein, Menschen, die an Lebensalter und Charakter höchst verschieden waren, aber doch etwas Gleichartiges hatten durch die gesellschaftliche Sphäre, in der sie alle lebten. Da kam die Tochter des Fürsten Wasili, die schöne Helene, die ihren Vater abholen wollte, um mit ihm zusammen zu der Fete des Gesandten zu fahren; sie war in Balltoilette und trug als Abiturientin des Fräuleinstiftes eine Brosche mit dem Namenszuge der Kaiserin. Dann kam die als „die reizendste Frau Petersburgs“ bekannte, junge, kleine Fürstin Volkonskaja, die sich im letzten Winter verheiratet hatte und, weil sie sich in anderen Umständen befand, größere Festlichkeiten nicht mehr besuchte, während sie an kleinen Abendgesellschaften noch teilnahm. Es erschien Fürst Ippolit, der Sohn des Fürsten Wasili, zusammen mit dem Vicomte Mortemart, den er vorstellte; auch der Abbé Morio fand sich ein, und viele andere.

„Haben Sie meine liebe Tante noch nicht gesehen, oder sind Sie vielleicht noch gar nicht mit ihr bekannt?“ fragte Anna Pawlowna die eintreffenden Gäste und führte sie mit sehr feierlichem Wesen zu einer kleinen alten Dame mit einem Kopfspuße von hochragenden Bandschleifen, welche, sobald die Gäste begonnen hatten sich einzufinden, aus dem anstoßenden Zimmer

zum Vorschein gekommen war. Anna Pawlowna nannte die Namen der einzelnen Gäste, indem sie langsam ihre Augen von dem betreffenden Gaste zu der Tante hinüberwandern ließ, und trat darauf ein wenig zurück. Alle Gäste machten die Begrüßungszeremonie mit dieser lieben Tante durch, welche niemandem bekannt war, niemanden interessierte und mit niemandem irgendwelche Beziehungen hatte. Anna Pawlowna beaufsichtigte mit wehmütig feierlicher Teilnahme diese Begrüßungen, wobei sie ein beifälliges Stillschweigen beobachtete. Die Tante sprach mit einem jeden Gaste in denselben Ausdrücken von seinem Befinden, von ihrem eigenen Befinden und von dem Befinden Ihrer Majestät, welches heute, Gott sei Dank, besser sei. Alle Gäste, die die Tante begrüßt hatten, traten dann mit einem Gefühl der Erleichterung, wie nach Erfüllung einer schweren Pflicht, höflichkeitshalber jedoch, ohne irgendwelche Eile merken zu lassen, von der alten Dame wieder fort, um nunmehr den ganzen Abend über auch nicht ein einziges Mal mehr zu ihr heranzukommen.

Die junge Fürstin Volkonskaja hatte sich in einem samtenen, goldgestickten Beuteldchen eine Handarbeit mitgebracht. Ihre hübsche Oberlippe mit dem leisen Schatten eines schwärzlichen Schnurrbärtchens war etwas zu kurz für die Zähne; aber um so reizender sah es aus, wenn sie sich öffnete, und noch mehr, wenn sie sich manchmal ausstreckte und zur Unterlippe hinabsenkte. Wie das immer bei hervorragend reizenden Frauen der Fall ist, erschien ihr Mangel, die Kürze der Lippe und der halbgeöffnete Mund, als eine besondere, ihr speziell eigene Schönheit. Es war für alle ein herzliches Vergnügen, diese hübsche, von Gesundheit und Lebenslust erfüllte Frau anzusehen, die bald Mutter werden sollte und ihren Zustand so leicht ertrug. Die alten Herren und die blasierten, finsterblickenden jungen Leute hatten die Empfindung, als würden sie selbst ihr ähnlich, wenn

sie ein Weilchen in ihrer Nähe geweilt und sich mit ihr unterhalten hatten. Wer mit ihr sprach und bei jedem Worte, das er sagte, ihr strahlendes Lächeln und die glänzend weißen Zähne sah, die fortwährend sichtbar wurden, der konnte glauben, daß er heute ganz besonders liebenswürdig sei. Und das glaubte auch ein jeder.

Die kleine Fürstin ging in schaukelndem Gange, mit kleinen, schnellen Schritten, den Arbeitsbeutel in der Hand, um den Tisch herum, setzte sich auf das Sofa, nicht weit von dem silbernen Samowar, und legte vergnügt ihr Kleid in Ordnung, als ob alles, was sie nur tun mochte, eine Erheiterung für sie selbst und für ihre gesamte Umgebung sei.

„Ich habe mir eine Handarbeit mitgebracht,“ sagte sie, sich an alle zugleich wendend, während sie ihren Nidikul auseinanderzog.

„Aber hören Sie mal, Annette,“ wandte sie sich an die Wirtin, „solche häßlichen Streiche dürfen Sie mir nicht spielen. Sie haben mir geschrieben, es wäre bei Ihnen nur eine ganz kleine Abendgesellschaft. Und nun sehen Sie, in was für einem Aufzuge ich hergekommen bin.“

Sie breitete die Arme auseinander, um ihr elegantes graues, mit Spitzen besetztes Kleid zu zeigen, um welches sich ein wenig unterhalb der Brust an Stelle eines Gürtels ein breites Band schlang.

„Seien Sie unbesorgt, Lisa, Sie sind doch immer die Netteste von allen,“ antwortete Anna Pawlowna.

„Sie wissen, daß mein Mann mich verlassen wird,“ fuhr sie, zu einem General gewendet, in demselben Tone fort. „Er will sich totschießen lassen. Sagen Sie mir, wozu nur dieser abscheuliche Krieg?“ sagte sie zu dem Fürsten Wafili und wandte sich dann, ohne dessen Antwort abzuwarten, zu seiner Tochter, der schönen Helene.

„Was ist diese kleine Fürstin für ein allerliebstes Wesen!“ sagte Fürst Wafili leise zu Anna Pawlowna.

Bald nach der kleinen Fürstin trat ein plumpgebauter, dicker junger Mann ein, mit kurzgeschorenem Kopfe, einer Brille, hellen Weinkleidern nach der damaligen Mode, hohem Jabot und braunem Frack. Er war ein unehelicher Sohn des Grafen Besuchow, der einst unter der Kaiserin Katharina einer der höchsten Würdenträger gewesen war und jetzt in Moskau im Sterben lag. Dieser dicke junge Mann war noch nie im Staatsdienste tätig gewesen, war soeben erst aus dem Auslande, wo er erzogen worden war, zurückgekehrt und befand sich heute zum erstenmal in Gesellschaft. Anna Pawlowna begrüßte ihn mit derjenigen Art von Verbeugung, mit welcher die auf der hierarchischen Stufenleiter am niedrigsten stehenden Besucher ihres Salons sich zu begnügen hatten. Aber trotz dieses niedrigsten Grades von Begrüßung prägte sich beim Anblicke des eintretenden Pierre auf Anna Pawlownas Gesichte eine Unruhe und Furcht aus, wie man sie etwa beim Anblicke eines übergroßen Gegenstandes empfindet, der nicht an seinem richtigen Platze ist. Obwohl aber Pierre tatsächlich etwas größer war als die andern im Zimmer befindlichen Männer, so konnte doch diese Furcht nur durch den klugen und zugleich schüchternen, beobachtenden und ungekünstelten Blick seiner Augen veranlaßt sein, durch den er sich von allen anderen in diesem Salon Anwesenden unterschied.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Monsieur Pierre, daß Sie eine arme Patientin besuchen,“ sagte Anna Pawlowna zu ihm, indem sie mit der Tante, zu der sie ihn hinführte, einen ängstlichen Blick wechselte. Pierre murmelte etwas Unverständliches und fuhr fort, etwas mit den Augen zu suchen. Mit frohem, vergnügtem Lächeln verbeugte er sich vor der kleinen Fürstin wie vor einer guten Bekannten und trat dann zu der Tante hin.

Anna Pawlownas Furcht erwies sich als nicht unbegründet, da Pierre, ohne die Äußerungen der Tante über das Befinden Ihrer Majestät zu Ende zu hören, von ihr wieder zurücktrat. Erschrocken hielt ihn Anna Pawlowna mit den Worten auf: „Sie kennen den Abbé Morio wohl noch nicht? Er ist ein sehr interessanter Mann . . .“

„Ja, ich habe von seinem Plane gehört, einen ewigen Frieden herzustellen, und das ist ja auch sehr interessant, aber allerdings schwerlich ausführbar.“

„Meinen Sie?“ erwiderte Anna Pawlowna, um nur überhaupt etwas zu sagen und sich dann wieder ihren Aufgaben als Wirtin zuzuwenden; aber Pierre beging nun die umgekehrte Unhöflichkeit. Vorher war er von einer Dame weggegangen, ohne das, was sie zu ihm sagte, bis zu Ende anzuhören, und jetzt hielt er eine Dame, die von ihm fortgehen wollte, durch sein Gespräch zurück. Den Kopf herabbiegend, die dicken Beine breit auseinanderstellend, begann er der Hofdame zu beweisen, warum er den Plan des Abbé für eine Schimäre halte.

„Wir wollen das nachher weiter besprechen,“ sagte Anna Pawlowna lächelnd.

Damit verließ sie den jungen Mann, der so gar keine Lebensart hatte, und nahm ihre Tätigkeit als Wirtin wieder auf. Sie hörte aufmerksam zu und ließ ihre Augen überall umherschweifen, bereit, an demjenigen Punkte Hilfe zu bringen, wo etwa das Gespräch ermattete. Wie der Herr einer Spinnerei, nachdem er den Arbeitern ihre Plätze angewiesen hat, in seiner ganzen Fabrik umhergeht und, sobald er merkt, daß eine Spindel stillsteht oder einen ungewöhnlichen, kreischenden, überlauten Ton von sich gibt, eilig hinzutritt und sie anhält oder in richtigen Gang bringt: so wanderte auch Anna Pawlowna in ihrem Salon hin und her, trat hinzu, wo eine Gruppe schwieg oder zu laut redete, und

stellte durch ein Wort, das sie hinzugab, oder durch eine Veränderung der Pläße wieder einen gleichmäßigen, anständigen Gang der Gesprächsmaschine her. Aber mitten in dieser geschäftigen Thätigkeit konnte man ihr immer eine besondere Befürchtung in betreff Pierres anmerken. Besorgt beobachtete sie ihn, als er herantrat, um zu hören, was in der um Mortemart herumstehenden Gruppe geredet wurde, und dann zu einer anderen Gruppe hinging, wo der Abbé das Wort führte. Für Pierre, der im Auslande erzogen war, war diese Soiree bei Anna Pawlowna die erste, die er in Rußland mitmachte. Er wußte, daß hier die Vertreter der Intelligenz von ganz Petersburg versammelt waren, und seine Augen liefen, wie die Augen eines Kindes im Spielzeugladen, bald hierhin, bald dorthin. Immer fürchtete er, es möchte ihm irgendein kluges Gespräch entgehen, das er mit anhören könne. Wenn er die selbstbewußten, vornehmen Gesichter der hier Versammelten betrachtete, erwartete er immer etwas besonders Kluges zu hören. Endlich trat er zu Morio. Das Gespräch interessierte ihn, er blieb stehen und wartete auf eine Gelegenheit, seine eigenen Gedanken auszusprechen, wie das junge Leute so gern tun.

III

Die Unterhaltung auf Anna Pawlownas Soiree war in vollem Gange. Die Spindeln schnurrten auf allen Seiten gleichmäßig und unausgesetzt. Abgesehen von der Lante, neben welcher nur eine bejahrte Dame mit vergrämtem, magerem Gesichte saß, die sich in dieser glänzenden Gesellschaft etwas sonderbar ausnahm, hatte sich die ganze Gesellschaft in drei Gruppen geteilt. In der einen, welche vorwiegend aus Herren bestand, bildete der Abbé den Mittelpunkt; in der zweiten, wo namentlich die Jugend ver-

treten war, dominierten die schöne Prinzessin Helene, die Tochter des Fürsten Basili, und die hübsche, rotwangige, aber für ihr jugendliches Alter etwas zu volle, kleine Fürstin Volkonskaja. In der dritten Gruppe waren Mortemart und Anna Pawlowna das belebende Element.

Der Vicomte war ein nett aussehender junger Mann mit weichen Gesichtszügen und angenehmen Umgangsformen, der sich offenbar für etwas Bedeutendes hielt, aber infolge seiner Wohlerzogenheit der Gesellschaft, in der er sich befand, bescheiden anheimstellte, seine Persönlichkeit zu genießen, soweit es ihr beliebe. Anna Pawlowna betrachtete ihn augenscheinlich als eine Art von Extragericht, das sie ihren Gästen anbot. Wie ein geschickter Maitre d'hôtel dasselbe Stück Rindfleisch, das niemand essen möchte, der es in der schmutzigen Küche sähe, als etwas ganz außergewöhnlich Schönes herumpräsentiert, so servierte bei der heutigen Abendgesellschaft Anna Pawlowna ihren Gästen zuerst den Vicomte und dann den Abbé als etwas ganz besonders Feines. In der Gruppe um Mortemart drehte sich das Gespräch sogleich um die Ermordung des Herzogs von Enghien. Der Vicomte bemerkte, der Herzog von Enghien habe seinen Tod seiner eigenen Großmut zu verdanken und der Ingrimme Bonapartes gegen ihn habe seine besonderen Gründe gehabt.

„Ach, bitte, erzählen Sie uns dieses, Vicomte!“ sagte Anna Pawlowna erfreut; sie hatte dabei das Gefühl, daß der Ausdruck: „Erzählen Sie uns dieses, Vicomte!“ wie eine Reminiszenz an Ludwig XV. klang.

Der Vicomte verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und lächelte höflich. Anna Pawlowna wirkte darauf hin, daß sich ein Kreis um den Vicomte bildete, und forderte alle auf, seine Erzählung anzuhören.

„Der Vicomte ist mit dem Herzog persönlich bekannt gewesen,“

flüsterte Anna Pawlowna dem einen zu. „Der Vicomte besitzt ein bewundernswürdiges Talent zum Erzählen,“ sagte sie zu einem andern. „Wie man doch sofort einen Mann aus der guten Gesellschaft erkennt!“ äußerte sie zu einem Dritten, und so wurde der Vicomte in der besten und für ihn vorteilhaftesten Beleuchtung der Gesellschaft präsentiert wie ein mit allerlei Gemüse garniertes Roastbeef auf einer heißen Schüssel.

Der Vicomte wollte nun seine Erzählung beginnen und lächelte fein.

„Kommen Sie doch hierher zu uns, liebe Helene,“ sagte Anna Pawlowna zu der schönen Prinzessin, welche etwas entfernt saß und den Mittelpunkt einer anderen Gruppe bildete.

Die Prinzessin Helene lächelte; sie erhob sich mit ebendemselben unveränderlichen Lächeln des vollkommen schönen Weibes, mit welchem sie in den Salon eingetreten war. Mit ihrem weißen Ballkleide, das mit Efeu und Moos garniert war, leise raschelnd und von dem weißen Schimmer ihrer Schultern und dem Glanze ihres Haares und ihrer Brillanten umleuchtet, ging sie zwischen den auseinandertretenden Herren hindurch. Sie blickte dabei keinen einzelnen an, lächelte aber allen zu und schien in liebenswürdiger Weise einem jeden das Recht zuzuerkennen, die Schönheit ihrer Gestalt, der vollen Schultern, des nach damaliger Mode sehr tief entblößten Busens und Rückens zu bewundern; es war, als ob sie in ihrer Person den vollen Glanz eines Balles in diesen Salon hineingetragen hätte. So schritt sie geradeswegs zu Anna Pawlowna hin. Helene war so schön, daß an ihr auch nicht die leiseste Spur von Koketterie wahrzunehmen war; ja im Gegenteil, sie schien sich vielmehr gewissermaßen ihrer unbestreitbaren und allzu stark und siegreich wirkenden Schönheit zu schämen. Es war, als ob sie den Eindruck ihrer Schönheit abzuschwächen wünschte, es aber nicht vermöchte.

„Welch ein schönes Weib!“ sagte jeder, der sie sah. Gleichsam überrascht von etwas Ungewöhnlichem zuckte der Vicomte mit den Schultern zusammen und schlug die Augen nieder, als sie sich ihm gegenüber niederließ und auch ihn mit ebendemselben unveränderlichen Lächeln anstrahlte.

„Ich fürchte wirklich, daß einer solchen Zuhörerschaft gegenüber mich meine Fähigkeit im Stiche läßt,“ sagte er und neigte lächelnd den Kopf.

Die Prinzessin legte ihren entblößten vollen Arm auf ein Tischchen und fand es nicht nötig, etwas zu erwidern. Sie wartete lächelnd. Während der ganzen Erzählung saß sie aufrecht da und blickte ab und zu bald auf ihren vollen, runden Arm, der von dem Drucke auf den Tisch seine Form veränderte, bald auf den noch schöneren Busen, an dem sie den Brillantschmuck zurechtshob; einige Male ordnete sie die Falten ihres Kleides, und sooft die Erzählung eindrucksvoll wurde, schaute sie nach Anna Pawlowna hinüber und nahm sofort denselben Ausdruck an, den das Gesicht des Hoffräuleins aufwies, um gleich darauf wieder zu ihrem ruhigen, strahlenden Lächeln überzugehen. Nach Helene kam auch die kleine Fürstin vom Teetische herüber.

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich möchte meine Handarbeit vornehmen,“ sagte sie. „Nun? Wo haben Sie denn Ihre Gedanken?“ wandte sie sich an den Fürsten Ippolit. „Bringen Sie mir meinen Ridikül.“

So führte die Fürstin, lächelnd und zu allen redend, auf einmal einen Aufenthalt herbei und ordnete, als sie nun zum Sitzen gekommen war, vergnügt ihren Anzug.

„Jetzt habe ich alles nach Wunsch,“ sagte sie, bat, mit der Erzählung zu beginnen, und griff nach ihrer Arbeit. Fürst Ippolit hatte ihr ihren Ridikül geholt, war hinter sie getreten, hatte sich einen Sessel dicht neben sie gerückt und sich zu ihr gesetzt.

Der „scharmante“ Ippolit überraschte einen jeden durch die auffällige Ähnlichkeit mit seiner schönen Schwester und noch mehr dadurch, daß er trotz dieser Ähnlichkeit in hohem Grade häßlich war. Die Gesichtszüge waren bei ihm die gleichen wie bei seiner Schwester; aber bei dieser glänzte das ganze Gesicht von einem lebensfrohen, glücklichen, jugendlichen, unveränderlichen Lächeln, und die außerordentliche, wahrhaft antike Schönheit des Körpers steigerte diese Wirkung noch; bei dem Bruder dagegen war dasselbe Gesicht von einem trüben Stumpfsinn wie von einem Nebel umschleiert und zeigte unveränderlich einen Ausdruck selbstgefälliger Verdrossenheit, dazu kam ein dürftiger, schwächerer Körper. Augen, Nase und Mund, alles war gleichsam zu einer einzigen verschwommenen, mürrischen Grimasse zusammengedrückt, und seine Hände und Füße nahmen stets eine absonderliche Haltung ein.

„Es wird doch keine Gespenstergeschichte sein?“ sagte er, während er sich neben die Fürstin setzte und eilig seine Lorgnette vor die Augen hielt, als ob er ohne dieses Instrument nicht reden könnte.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte erstaunt der Erzähler mit einem Achselzucken.

„Ich frage nämlich deswegen, weil ich Gespenstergeschichten nicht leiden mag,“ sagte Fürst Ippolit in einem Tone, aus dem man merken konnte, daß er erst nachträglich, nachdem er jene Worte gesprochen hatte, sich über ihren Sinn klar geworden war.

Aber infolge der Selbstgefälligkeit, mit welcher er sprach, kam es niemandem recht zum Bewußtsein, ob das, was er gesagt hatte, etwas sehr Kluges oder etwas sehr Dummes war. Er trug einen dunkelgrünen Frack, Weinkleider, deren Farbe er selbst als „Lende einer erschreckten Nymphe“ bezeichnete, sowie Strümpfe und Schnallenschuhe.

Der Vicomte erzählte in allerliebster Weise eine damals kursierende Anekdote: Der Herzog von Enghien sei heimlich nach Paris gereist, um dort ein Rendezvous mit der Schauspielerin Georges zu haben, und sei dort mit Bonaparte zusammengetroffen, der sich gleichfalls der Gunst der berühmten Schauspielerin erfreut habe. Bei dieser Begegnung mit dem Herzoge habe Napoleon einen Ohnmachtsanfall gehabt, ein bei ihm nicht selten auftretendes Leiden, und sich auf diese Art in der Gewalt des Herzogs befunden. Der Herzog habe diesen günstigen Umstand nicht benutzt; Bonaparte aber habe sich später für diese Großmut durch die Ermordung des Herzogs gerächt.

Die Erzählung war sehr hübsch und interessant; besonders bei der Stelle, wo die beiden Rivalen einander plötzlich erkannten, schienen auch die Damen in Aufregung zu sein.

„Reizend!“ sagte Anna Pawlowna und blickte dabei die kleine Fürstin fragend an.

„Reizend!“ flüsterte die kleine Fürstin und steckte ihre Nadel in die Handarbeit hinein, wie um damit anzudeuten, daß ihr lebhaftes Interesse für die reizende Erzählung sie daran hindere, weiterzuarbeiten.

Der Vicomte wußte dieses stillschweigende Lob zu schätzen, lächelte dankbar und sprach dann weiter. Aber in diesem Augenblicke bemerkte Anna Pawlowna, die die ganze Zeit über ab und zu einen Blick nach dem ihr so fürchterlichen jungen Menschen hingeworfen hatte, daß er zu laut und hitzig mit dem Abbé sprach, und eilte, um Hilfe zu bringen, nach dem gefährdeten Punkte. Pierre hatte es wirklich zustande gebracht, mit dem Abbé ein Gespräch über das politische Gleichgewicht anzuknüpfen, und der Abbé, dessen Interesse der junge Mann durch seinen treuherzigen Eifer erregt zu haben schien, entwickelte ihm seine Lieblingsidee. Beide benahmen sich beim Reden und Hören gar zu lebhaft und

ungezwungen, und eben dies hatte nicht Anna Pawlowna's Beifall.

„Das Mittel dazu ist das europäische Gleichgewicht und das Völkerrecht,“ sagte der Abbé. „Es braucht nur ein mächtiges Reich, zum Beispiel das als barbarisch verschriene Rußland, in uneigennützigster Weise an die Spitze eines Staatenbundes zu treten, der sich das Gleichgewicht Europas zum Ziel gesetzt hat, und dieses Reich wird der Retter der Welt sein.“

„Aber wie wollen Sie denn ein solches Gleichgewicht zustande bringen?“ begann Pierre; jedoch in diesem Augenblicke trat Anna Pawlowna heran, und mit einem strengen Blick auf Pierre fragte sie den Italiener, wie ihm das hiesige Klima bekomme. Das Gesicht des Italieners veränderte sich mit einem Schlage und nahm den geradezu beleidigend heuchlerischen, süßlichen Ausdruck an, der ihm anscheinend im Gespräche mit Frauen zur Gewohnheit geworden war.

„Ich bin von dem glänzenden Verstande und der hohen Bildung der Gesellschaft, in die ich das Glück gehabt habe, aufgenommen zu werden, namentlich auch der weiblichen Gesellschaft, dermaßen bezaubert, daß ich noch keine Zeit gehabt habe, an das Klima zu denken,“ erwiderte er. Anna Pawlowna ließ jedoch den Abbé und Pierre nicht mehr los, sondern nahm sie zwecks bequemerer Beaufsichtigung mit in den allgemeinen Kreis.

IV

In diesem Augenblicke trat eine neue Person in den Salon. Diese neue Person war der junge Fürst Andrei Volkonski, der Gatte der kleinen Fürstin. Fürst Volkonski war ein sehr hübscher junger Mann, von kleiner Statur, mit scharf prononziertem, magerem Gesichte. Alles an seiner Figur, von dem müden,

gelangweilten Blicke bis zu dem ruhigen, gemessenen Gange, bildete den entschiedensten Gegensatz zu seiner kleinen, lebhaften Frau. Er schien alle im Salon Anwesenden nicht nur zu kennen, sondern ihrer auch so überdrüssig zu sein, daß es ihm höchst widerwärtig war, sie auch nur zu sehen und reden zu hören. Unter allen Gesichtern aber, die ihn so langweilten, war ihm das Gesicht seiner hübschen Frau anscheinend am meisten zuwider. Mit einer Grimasse, die sein hübsches Gesicht entstellte, wandte er sich von ihr ab. Er küßte der Wirtin die Hand und musterte mit halb zugekniffenen Augen die ganze Gesellschaft.

„Sie machen sich fertig, um in den Krieg zu ziehen, Fürst?“ fragte Anna Pawlowna.

„General Kutusow hat mich zu seinem Adjutanten bestimmt,“ antwortete Volkonski; er legte, als ob er Franzose wäre, in dem Eigennamen den Ton auf die letzte Silbe „sow“.

„Und Lisa, Ihre Frau?“

„Sie geht aufs Land.“

„Aber machen Sie sich denn gar kein Gewissen daraus, uns Ihrer reizenden Gattin zu berauben?“

„Andrei,“ sagte seine Frau, indem sie zu ihrem Manne in demselben koketten Tone sprach, dessen sie sich auch Fremden gegenüber bediente, „was für eine reizende Geschichte uns da eben der Vicomte von Mademoiselle Georges und Bonaparte erzählt hat!“

Fürst Andrei drückte die Augen zu und wandte sich ab. Pierre, welcher, seit Fürst Andrei in den Salon getreten war, ihn unverwandt mit frohen, freundlichen Blicken angesehen hatte, trat zu ihm heran und ergriff ihn an der Hand. Fürst Andrei verzog, ohne sich umzusehen, sein Gesicht zu einer Grimasse, welche seinen Ärger darüber zum Ausdruck brachte, daß da jemand seine Hand berührte; aber sobald er Pierres lächelndes Gesicht erblickte,

breitete sich über sein eigenes Gesicht ein gutmütiges, freundliches Lächeln, wie man es ihm gar nicht zugetraut hätte.

„Nun sieh mal an! Auch du in der vornehmen Welt?“ sagte er zu Pierre.

„Ich wußte, daß Sie hier sein würden,“ antwortete Pierre. „Ich werde zum Abendessen zu Ihnen kommen,“ fügte er leise hinzu, um den Vicomte nicht zu stören, der in seinen Erzählungen fortfuhr. „Ist es gestattet?“

„Nein, es ist nicht gestattet,“ antwortete Fürst Andrei lachend und gab jenem durch einen Händedruck zu verstehen, daß er danach doch nicht erst zu fragen brauchte. Er wollte noch etwas sagen; aber in diesem Augenblicke erhob sich Fürst Basili nebst seiner Tochter, und die Herren standen auf, um ihnen Platz zu machen.

„Entschuldigen Sie mich, mein lieber Vicomte,“ sagte Fürst Basili zu dem Franzosen, den er gleichzeitig freundlich am Armel auf den Stuhl niederzog, damit er nicht aufstände. „Dieses unselige Fest bei dem Gesandten beraubt mich eines großen Vergnügens und schafft Ihnen eine unangenehme Unterbrechung. — Es ist mir äußerst schmerzlich, Ihre entzückende Soiree verlassen zu müssen,“ sagte er dann zu Anna Pawlowna.

Seine Tochter, Prinzessin Helene, ging, den Rock ihres Kleides ein wenig zusammenfassend, zwischen den Stühlen hindurch, und das Lächeln erstrahlte noch heller auf ihrem schönen Gesichte. Mit ganz entzückten Augen, ja beinahe erschrocken, sah Pierre das schöne Mädchen an, als sie an ihm vorbeiging.

„Sehr schön,“ sagte Fürst Andrei.

„Ja, sehr schön,“ antwortete Pierre.

Als Fürst Basili an Pierre vorbeikam, ergriff er dessen Hand und wandte sich an Anna Pawlowna:

„Machen Sie mir diesen Wären zu einem gebildeten Menschen,“

sagte er. „Da wohnt er nun schon einen Monat lang bei mir, und heute sehe ich ihn zum ersten Male in Gesellschaft. Nichts ist einem jungen Manne so nöthig als der Umgang mit klugen Frauen.“

Anna Pawlowna lächelte und versprach, sich mit Pierre alle Mühe geben zu wollen, der, wie sie wußte, väterlicherseits mit dem Fürsten Basili verwandt war. Die bejahrte Dame, welche bisher bei der Tante gegessen hatte, stand eilig auf und holte den Fürsten Basili im Vorzimmer ein. Der bisher erheuchelte Schein eines Interesses an den Vorgängen im Salon war vollständig von ihrem Gesichte verschwunden. Dieses gute, vergrämte Gesicht drückte jetzt nur Unruhe und Angst aus.

„Nun, was können Sie mir wegen meines Boris sagen, Fürst?“ fragte sie, sobald sie ihn im Vorzimmer eingeholt hatte. (Sie sprach den Namen Boris mit einem besonderen Akzent auf dem o.) „Ich kann nicht länger in Petersburg bleiben. Sagen Sie mir, welchen Bescheid darf ich meinem armen Jungen bringen?“

Obgleich Fürst Basili die ältliche Dame sichtlich nur ungern und beinahe unhöflich anhörte und sogar seine Ungeduld nicht verbarg, blickte sie ihn mit freundlichem, rührendem Lächeln an und faßte ihn bei der Hand, damit er nicht fortgehe.

„Sie brauchen ja nur dem Kaiser ein Wort zu sagen, und mein Sohn wird ohne weiteres zur Garde versetzt,“ bat sie.

„Seien Sie überzeugt, Fürstin, daß ich alles tun werde, was ich kann,“ erwiderte Fürst Basili. „Aber es ist für mich nicht so leicht, dem Kaiser eine solche Bitte vorzulegen. Ich würde Ihnen raten, sich durch Vermittelung des Fürsten Golizyn an Rumjanzew zu wenden; das wäre das Klügste.“

Die ältliche Dame war eine Fürstin Drubezkaja und gehörte somit zu einer der besten Familien Rußlands; aber sie war arm,

hatte sich schon lange von dem Verkehr mit der vornehmen Welt zurückgezogen und so ihre früheren Konnexionen verloren. Jetzt war sie nach Petersburg gekommen, um für ihren einzigen Sohn die Beförderung zur Garde zu erwirken. Lediglich um den Fürsten Basili zu treffen, hatte sie sich der Hofdame Anna Pawlowna aufgedrängt und war zu ihrer Soiree gekommen; lediglich zu diesem Zwecke hatte sie die Erzählung des Vicomtes mit angehört. Über die Worte des Fürsten erschrak sie heftig, und auf ihrem ehemals schönen Gesichte prägte sich das Gefühl schmerzlicher Kränkung aus; aber das dauerte nur einen Augenblick. Sie lächelte wieder und faßte die Hand des Fürsten Basili mit festem Griffe.

„Hören Sie mich an, Fürst,“ sagte sie. „Ich habe Sie nie um etwas gebeten und werde Sie nie wieder um etwas bitten; ich habe Sie nie an die Freundschaft erinnert, die zwischen meinem Vater und Ihnen bestand. Aber jetzt beschwöre ich Sie bei Gott, tun Sie dies für meinen Sohn, und ich werde Sie für unsern Wohltäter halten,“ fügte sie hastig hinzu. „Nein, werden Sie nicht zornig, sondern versprechen Sie es mir. Golizyn habe ich schon gebeten; aber er hat es mir abgeschlagen. Seien Sie der gute, liebe Mensch, der Sie früher waren,“ sagte sie mit einem Versuche zu lächeln, obgleich ihr die Tränen in den Augen standen.

„Papa, wir werden zu spät kommen,“ sagte die Prinzessin Helene, die an der Thür wartete, und wandte ihren schönen Kopf auf den antiken Schultern zurück.

Aber der Einfluß ist in den vornehmen Kreisen ein Kapital, mit dem man hausälterisch umgehen muß, damit es einem nicht unter den Händen verschwindet. Fürst Basili wußte das, und da er sich ein für allemal gesagt hatte, daß, wenn er für alle diejenigen bitten wollte, die ihn bäten, es ihm bald unmöglich sein

würde, für sich selbst zu bitten, so machte er von seinem Einfluß nur selten Gebrauch. In der Angelegenheit der Fürstin Drubezkaja fühlte er jedoch nach diesem ihrem erneuten Appell etwas wie Gewissensbisse. Woran sie ihn erinnert hatte, das war die Wahrheit: daß ihm die ersten Schritte auf seiner dienstlichen Laufbahn leicht geworden waren, hatte er allerdings ihrem Vater zu verdanken gehabt. Außerdem erlah er aus ihrem ganzen Benehmen, daß sie eine von den Frauen und speziell von den Müttern war, die, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, nicht ablassen, ehe man ihnen nicht ihren Wunsch erfüllt, und im entgegengesetzten Falle es fertig bringen, einem täglich, ja stündlich zuzusetzen und einem sogar ärgerliche Szenen zu bereiten. Diese letztere Erwägung ließ ihn doch schwankend werden.

„Liebe Anna Michailowna,“ sagte er in dem Tone, in welchem er fast immer sprach, einer Mischung von Vertraulichkeit und Mißmut, „es ist mir beinahe unmöglich, das zu tun, was Sie wünschen; aber um Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Sie schätze und wie sehr ich das Gedächtnis Ihres seligen Vaters in Ehren halte, werde ich das Unmögliche tun: Ihr Sohn soll zur Garde versetzt werden; hier, meine Hand darauf! Sind Sie nun zufrieden?“

„Liebster Freund, Sie sind unser Wohltäter! Ich habe auch nichts anderes von Ihnen erwartet; ich wußte ja doch, was Sie für ein gutes Herz haben.“

Er wollte nun weggehen.

„Warten Sie, nur noch ganz wenige Worte! Wenn er dann aber zur Garde versetzt ist . . .“ Sie stockte . . . „Sie sind ja mit Michail Ilarionowitsch Kutusow gut bekannt . . . empfehlen Sie ihm doch Boris zum Adjutanten. Dann würde ich beruhigt sein, und dann würde . . .“

Fürst Wafili lächelte.

„Nein, das verspreche ich nicht. Sie haben keine Ahnung, wie Kutusow von allen Seiten bestürmt wird, seit er zum Oberkommandierenden ernannt ist. Er hat selbst zu mir gesagt, alle Moskauer Damen hätten sich verabredet, ihm ihre sämtlichen Söhne zu Adjutanten zu geben.“

„Nein, versprechen Sie es mir doch! Ich lasse Sie nicht los, mein teurer Wohltäter!“

„Papa,“ sagte die schöne Helene noch einmal in demselben Tone, „wir werden zu spät kommen.“

„Nun, also auf Wiedersehen, leben Sie wohl. Sie sehen, ich muß fort.“

„Also morgen werden Sie mit dem Kaiser darüber reden?“

„Ganz bestimmt; aber mit Kutusow zu reden, das verspreche ich nicht.“

„Aber nein, nein, versprechen Sie es mir, Wasili!“ rief Anna Michailowna ihm mit dem Lächeln einer jungen Kokette nach, das ihr einstmals wohl einen eigenen Reiz verliehen haben mochte, jetzt aber zu ihrem ausgemergelten Gesichte schlechterdings nicht paßte. Sie hatte offenbar ihre Jahre ganz vergessen und brachte gewohnheitsmäßig alle die althergebrachten weiblichen Hilfsmittel zur Anwendung. Aber sowie Fürst Wasili hinausgegangen war, nahm ihr Gesicht wieder denselben kalten, verstellten Ausdruck an, den es vorher getragen hatte. Sie kehrte zu der Gruppe zurück, in welcher der Vicomte zu erzählen fortfuhr, und gab sich wieder den Anschein, als höre sie zu, während sie doch nur auf die Zeit des Aufbruchs wartete, da ihre Angelegenheit nun erledigt war.

V

„Über wie finden Sie diese ganze letzte Krönungskomödie in Mailand?“ fragte Anna Pawlowna. „Und nun ist eine neue Komödie gefolgt: die Bevölkerung von Genua und Lucca trägt Herrn Bonaparte ihre Wünsche vor. Und Herr Bonaparte sitzt auf dem Throne und erfüllt die Wünsche der Völker! O, das ist ein entzückendes Schauspiel! Nein, man könnte den Verstand darüber verlieren. Man möchte glauben, daß die ganze Welt den Kopf verloren hat.“

Fürst Andrei blickte der Sprechenden gerade ins Gesicht und lächelte.

„Gott gibt mir diese Krone; wehe dem, der sie antastet!“ sagte er (die Worte, welche Bonaparte beim Aufsetzen der Krone gesprochen hatte). „Es heißt, er soll einen schönen Anblick dargeboten haben, als er diese Worte sprach,“ fügte er hinzu und wiederholte diese Worte noch einmal auf italienisch: „Dio mi la dona, guai a chi la tocca!“

„Ich hoffe,“ fuhr Anna Pawlowna fort, „daß dies endlich der Tropfen ist, der das Gefäß zum Überlaufen bringt. Die Souveräne können diesen Menschen, der alles Bestehende bedroht, nicht länger dulden.“

„Die Souveräne! Ich rede nicht von Rußland,“ sagte der Vicomte in artigem, aber hoffnungslosem Tone. „Die Souveräne! Aber was haben sie für Ludwig XVI., für die Königin und für Madame Elisabeth getan? Nichts!“ fuhr er, lebhafter werdend, fort. „Und glauben Sie mir, sie werden ihre Strafe dafür erleiden, daß sie die Sache der Bourbonen im Stich gelassen haben. Die Souveräne! Sie schicken Gesandte hin, um den Thronräuber zu beglückwünschen!“

Mit einem Seufzer der Geringschätzung änderte er seine Kör-

perstellung. Fürst Ippolit, der den Vicomte lange durch seine Lognette betrachtet hatte, drehte sich plötzlich bei diesen Worten mit dem ganzen Körper zu der kleinen Fürstin um, erbat sich von ihr eine Nadel und begann, indem er mit der Nadel auf dem Tische zeichnete, ihr das Wappen der Condés darzustellen. Er erläuterte ihr dieses Wappen mit so wichtiger Miene, als ob die Fürstin ihn darum gebeten hätte.

„Ein Schild mit schmalen, roten und blauen gezähnten Streifen, das ist das Haus Condé,“ sagte er. Die Fürstin hörte lächelnd zu.

„Wenn Bonaparte noch ein Jahr auf dem französischen Throne bleibt,“ fuhr der Vicomte in seiner begonnenen Darlegung mit der Miene eines Menschen fort, der auf andere nicht hört, sondern bei einem Gegenstande, der ihm besser bekannt ist als allen übrigen, nur seinen eigenen Gedankengang im Auge hat, „so wird ein nie wieder gutzumachendes Unheil angerichtet sein. Durch Intrigen, Gewalttaten, Verbannungen und Hinrichtungen wird die Gesellschaft, ich meine die gute französische Gesellschaft, für immer vernichtet sein, und dann . . .“

Er zuckte die Achseln und breitete die Arme auseinander. Pierre setzte gerade an, um etwas zu sagen, da ihn das Gespräch interessierte; aber Anna Pawlowna, die ihn übermachte, ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Kaiser Alexander“, sagte sie in dem wehmütigen Tone, dessen sie sich stets bediente, wenn sie von der kaiserlichen Familie sprach, „hat erklärt, daß er es den Franzosen selbst anheimstelle, sich die Form ihrer Regierung zu wählen. Und ich meine, es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß die ganze Nation sich von dem Usurpator befreien und sich ihrem legitimen Könige in die Arme werfen wird.“ Anna Pawlowna beabsichtigte, mit diesen Worten dem Emigranten und Royalisten eine Liebenswürdigkeit zu erweisen.

„Das dürfte denn doch zweifelhaft sein,“ bemerkte Fürst Andrei. „Der Herr Vicomte hat durchaus recht mit seiner Anschauung, daß die Sache sich schon zu weit entwickelt hat. Ich glaube, es wird schwer sein, zu den alten Zuständen zurückzukehren.“

„Soviel ich gehört habe,“ mischte sich Pierre, seinen Versuch erneuernd, mit lebhaftem Erröten in das Gespräch, „ist fast der ganze Adel bereits auf Bonapartes Seite getreten.“

„Das sagen die Bonapartisten,“ entgegnete der Vicomte, ohne Pierre anzusehen. „Es ist jetzt schwer, über die Ansichten der besseren Kreise Frankreichs ins Klare zu kommen.“

„Bonaparte selbst hat das gesagt,“ warf Fürst Andrei lächelnd ein. (Es war deutlich, daß ihm der Vicomte nicht gefiel, und daß seine Bemerkung, obwohl er den Vicomte dabei nicht anblickte, gegen diesen gerichtet war.)

„Ich habe ihnen den Weg des Ruhmes gezeigt,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen, wieder Worte Napoleons zitierend, fort, „aber sie haben ihn nicht gehen wollen; ich habe ihnen meine Vorzimmer geöffnet, und sie sind in Scharen herbeigeeilt‘ . . . Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade er ein Recht hatte, so zu sprechen.“

„Gar kein Recht hatte er dazu,“ entgegnete der Vicomte. „Nach der Ermordung des Herzogs haben selbst seine parteiischsten Anhänger aufgehört, einen Helden in ihm zu sehen. Und wenn er wirklich für manche Leute ein Held war,“ fuhr der Vicomte, zu Anna Pawlowna gewendet, fort, „so kann man doch sagen: nach der Ermordung des Herzogs gibt es im Himmel einen Märtyrer mehr und auf Erden einen Helden weniger.“

Anna Pawlowna und manche ihrer Gäste hatten noch nicht Zeit gefunden, ihre Bewunderung für diese Worte des Vicomtes durch ein Lächeln zu dokumentieren, da stürzte sich schon Pierre von neuem in das Gespräch, und obgleich Anna Pawlowna

ahnte, daß er etwas Unpassendes vorbringen werde, war sie doch nicht mehr imstande, ihn zurückzuhalten.

„Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien“, sagte Pierre „war eine politische Notwendigkeit, und ich betrachte es geradezu als ein Zeichen von Seelengröße, daß Napoleon sich nicht gescheut hat, die Verantwortung für diese Tat ganz allein auf sich zu nehmen.“

„Mein Gott!“ flüsterte Anna Pawlowna ganz entsetzt.

„Sie billigen einen Mord? . . . Wie, Monsieur Pierre, Sie sehen in einem Morde ein Zeichen von Seelengröße?“ sagte die kleine Fürstin, indem sie ihre Handarbeit lächelnd näher an ihre Brust hielt.

„Ah! Ah!“ riefen verschiedene Stimmen.

„Vorzüglich!“ sagte Fürst Ippolit auf englisch und schlug sich ein paarmal mit der flachen Hand aufs Knie. Der Vicomte zuckte nur mit den Achseln.

Pierre blickte triumphierend über seine Brille weg die Zuhörer an.

„Ich spreche so,“ fuhr er kühnen Mutes fort, „weil die Bourbonen vor der Revolution davongelaufen sind und das Volk der Anarchie preisgegeben haben; Napoleon war der einzige, der es verstand, die Revolution richtig zu beurteilen und sie zu besiegen, und deshalb durfte er, wo es sich um das allgemeine Wohl handelte, nicht vor dem Leben eines einzelnen haltmachen.“

„Mögen Sie nicht an den Tisch dort drüben mit herüberkommen?“ sagte Anna Pawlowna. Aber Pierre fuhr, ohne ihr zu antworten, in seiner Meinungsäußerung fort.

„Nein,“ sagte er, immer lebhafter werdend, „Napoleon ist ein großer Geist, weil er sich über die Revolution gestellt und ihre Auswüchse vertilgt hat, während er alles Gute, das sie gebracht hatte, beibehielt: die Gleichheit aller Bürger und die Freiheit des

Wortes und der Presse; nur durch dieses Verfahren hat er die Macht erlangt.“

„Ja, wenn er die Macht, nachdem er sie erlangt hatte, nicht zum Morde gemißbraucht, sondern in die Hände des legitimen Königs gelegt hätte,“ entgegnete der Vicomte, „dann würde ich ihn einen großen Mann nennen.“

„Das hätte er gar nicht tun können. Das Volk hatte ihm die Macht nur zu dem Zwecke gegeben, damit er es von den Bourbonen befreien möchte, und weil es in ihm einen großen Mann sah. Die Revolution ist eine große Tat gewesen,“ fuhr Monsieur Pierre fort und befundete durch die unnötige Hinzufügung dieser verwegenen, herausfordernden These seine große Jugendlichkeit und seinen Eifer, alles möglichst schnell herauszureden.

„Revolution und Königsmord eine große Tat! . . . Wenn jemand so redet . . . Aber wollen Sie nicht an den Tisch dort drüben mit herüberkommen?“ wiederholte Anna Pawlowna ihre Aufforderung.

„Rousseaus Gesellschaftsvertrag,“ sagte der Vicomte mit sanftem Lächeln.

„Ich spreche nicht vom Königsmorde; ich spreche von den Ideen.“

„Sawohl, von den Ideen des Raubes, des Mordes und des Königsmordes,“ unterbrach ihn wieder eine ironische Stimme.

„Das waren tadelnswerte Ausschreitungen, versteht sich. Aber nicht darin liegt die eigentliche Bedeutung der Revolution; sondern ihre Bedeutung liegt in der Anerkennung der Menschenrechte, in der Ablegung von Vorurteilen, in der Gleichstellung aller Bürger. Und alle diese Ideen hat Napoleon in ihrer ganzen Kraft beibehalten.“

„Freiheit und Gleichheit,“ entgegnete der Vicomte geringschätzig, als ob er sich endlich entschlossen hätte, diesem jungen

Menschen ernsthaft die ganze Torheit seines Geredes zu beweisen. „Das sind hochtönende Worte, die schon längst in Verruf gekommen sind. Wer sollte nicht Freiheit und Gleichheit lieben? Schon unser Heiland hat Freiheit und Gleichheit gepredigt. Sind denn etwa die Menschen nach der Revolution glücklicher geworden? Im Gegenteil. Wir wünschten die Freiheit; aber Bonaparte hat sie vernichtet.“

Fürst Andrei sah lächelnd bald Pierre, bald den Vicomte, bald die Wirtin an. Bei Pierres exzentrischen Reden hatte Anna Pawlowna im ersten Augenblicke trotz ihrer gesellschaftlichen Routine einen gewaltigen Schreck bekommen; aber als sie sah, daß trotz der von Pierre ausgestoßenen gotteslästerlichen Reden der Vicomte nicht außer sich geriet, und als sie ferner sah, daß ein Vertuschen dieser Reden nicht mehr möglich war, da nahm sie ihren Mut zusammen, ergriff die Partei des Vicomtes und machte einen Angriff auf den dreisten Redner.

„Über mein lieber Monsieur Pierre,“ sagte Anna Pawlowna, „wie können Sie nur jemand für einen großen Mann erklären, der den Herzog – oder sagen wir überhaupt schlechtweg einen Menschen – ohne ordentliches Gericht schuldlos hat hingerichten lassen?“

„Ich möchte fragen,“ sagte der Vicomte, „wie man den achtzehnten Brumaire auffassen soll. War das etwa kein Betrug? Das war eine Gaunerei, die mit der Handlungsweise eines großen Mannes ganz und gar keine Ähnlichkeit hat.“

„Und die Gefangenen in Afrika, die er ermorden ließ?“ fügte die kleine Fürstin hinzu. „Das ist doch entsetzlich!“ Sie zuckte mit den Schultern.

„Er ist ein Emporkömmling; da kann man nun sagen, was man will,“ bemerkte Fürst Ippolit.

Monsieur Pierre wußte nicht, wem er antworten sollte, sah

ringsumher alle an und lächelte. Sein Lächeln war von anderer Art als bei anderen Menschen; es war nicht eine Verschmelzung von Ernst und Heiterkeit, sondern, sobald sich bei ihm ein Lächeln einstellte, verschwand sofort, im gleichen Augenblicke, das ernste und sogar etwas mürrische Gesicht vollständig, und es erschien ein anderes, kindliches, gutmütiges, sogar etwas einfältiges Gesicht, das gewissermaßen um Verzeihung bat.

Dem Vicomte, der ihn zum erstenmal sah, wurde klar, daß dieser Jakobiner durchaus nicht so fürchterlich war wie seine Reden. Alle schwiegen.

„Wie soll er es denn anfangen, allen auf einmal zu antworten?“ sagte dann Fürst Andrei. „Übrigens muß man, wo es sich um Taten eines Staatsmannes handelt, unterscheiden, was er als Mensch und was er als Heerführer oder Kaiser getan hat. Das scheint mir notwendig.“

„Ja, ja, selbstverständlich!“ rief Pierre schnell, erfreut über die Hilfe, die ihm plötzlich kam.

„Es läßt sich nicht leugnen,“ fuhr Fürst Andrei fort, „daß Napoleon als Mensch sich bei manchen Anlässen groß gezeigt hat: auf der Brücke von Arcole, in den Lazaretten von Jaffa, wo er den Pestkranken die Hand gab; aber freilich . . . andere seiner Taten sind schwer zu rechtfertigen.“

Fürst Andrei, der offenbar beabsichtigt hatte, den unangenehmen Eindruck von Pierres ungeschickten Reden zu mildern, stand auf, um wegzufahren, und gab seiner Frau ein Zeichen.



Plötzlich sprang Fürst Ippolit auf, hielt durch Zeichen mit den Armen alle zurück und bat sie, sich noch einmal hinzusetzen; dann begann er:

„Ach, heute habe ich eine reizende Geschichte aus Moskau er-

zählen hören; die muß ich Ihnen zum besten geben. Verzeihen Sie, Vicomte, daß ich sie auf russisch erzähle; sie würde sonst den richtigen Geschmack verlieren.“ Und nun fing Fürst Ippolit an, russisch zu reden, mit einer Aussprache und Grammatik, welche an die von Franzosen erinnerte, die sich etwa ein Jahr lang in Rußland aufgehalten haben. Alle waren dageblieben; so eifrig und dringend hatte Fürst Ippolit um Aufmerksamkeit für seine Geschichte gebeten.

„In Moskau ist eine Dame. Und sie ist sehr geizig. Sie mußte zwei Lakais für ihre Kutsche haben. Und sehr groß gewachsene. Das war ihr Geschmack. Und sie hatte eine Dienstmädchen, die noch größer war. Da sagte sie . . .“

Hier dachte Fürst Ippolit nach; augenscheinlich überlegte er mit Anstrengung, wie die Geschichte weiterging.

„Sie sagte . . . ja, sie sagte: ‚Mädchen, zieh Livree an und fahr mit mich aus, hinten auf das Wagen, Besuche machen.‘“

Hier prustete Fürst Ippolit los und lachte weit früher als seine Zuhörer, was einen für den Erzähler unvoretheilhaften Eindruck machte. Viele lächelten jedoch, darunter die ältliche Dame und Anna Pawlowna.

„Die Dame fuhr. Auf einmal wurde ein starke Wind. Das Mädchen verlor den Hut, und die lange Haare wurden los . . .“

Hier konnte er sich nicht mehr halten, begann stoßweise zu lachen und sagte zwischen diesen Lachanfällen nur noch:

„Und alle Leute merkten . . .“

Damit war die Geschichte zu Ende. Obgleich nicht zu verstehen war, wozu er sie eigentlich erzählt hatte, und weshalb es unbedingt notwendig gewesen war, sie russisch zu erzählen, so waren doch Anna Pawlowna und andere dem Fürsten Ippolit dankbar für die weltmännische Liebenswürdigkeit, mit der er die unerfreulichen, schroffen Meinungsäußerungen dieses Monsieur

Pierre in so hübscher Weise abgesehen hatte. Nach dem Vortrage dieser Anekdote zersplitterte sich die Unterhaltung in kleine, unbedeutende Plaudereien über den letzten Ball und über den demnächst bevorstehenden und über das Theater und darüber, wann und wo man sich wieder treffen werde.

VI

Die Gäste bedankten sich bei Anna Pawlowna für den „entzündenden Abend“ und begannen sich zu entfernen.

Pierre zeigte sich recht unbeholfen. Von ungewöhnlicher Körpergröße, dick und breit gebaut, mit mächtig großen, roten Händen, verstand er, wie man sich ausdrückt, nicht, in einen Salon einzutreten, und noch weniger verstand er, einen Salon zu verlassen, das heißt, vor dem Hinausgehen etwas besonders Liebenswürdigen zu sagen. Außerdem war er augenblicklich auch noch zerstreut. Beim Aufstehen ergriff er statt seines Hutes einen Dreimaster mit Generalsplumage und hielt ihn, an den Federn zupfend, so lange in der Hand, bis der General ihn sich zurück-erbat. Aber seine Zerstreutheit und seine Unkenntnis der Art, wie man einen Salon zu betreten, darin zu reden und schließlich wegzugehen hat, dies alles wurde durch den gutmütigen, einfachen, bescheidenen Ausdruck seines Gesichtes wieder wettgemacht, so daß man ihm nicht böse sein konnte. Anna Pawlowna wandte sich zu ihm, nickte ihm mit christlicher Sanftmut zum Zeichen der Verzeihung für seine Hülköpfigkeit zu und sagte: „Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen; aber ich hoffe auch, daß Sie Ihre Ansichten ändern werden, mein lieber Monsieur Pierre.“

Als sie dies zu ihm gesagt hatte, antwortete er keine Silbe; er verbeugte sich nur und ließ alle Anwesenden noch einmal sein

Lächeln sehen, welches nichts weiter sagte als etwa nur dies: „Meinungen sind eben Meinungen; aber seht nur, was für ein gutmütiger, prächtiger Bursche ich bin.“ Und Anna Pawlowna sowie alle ihre Gäste empfanden das unwillkürlich.

Fürst Andrei trat in das Vorzimmer hinaus, und während er seine Schultern dem Diener hinhielt, der ihm den Mantel umlegte, hörte er gleichgültig dem Gepolter seiner Frau mit dem Fürsten Ippolit zu, der ebenfalls in das Vorzimmer heraufgekommen war. Fürst Ippolit stand bei der hübschen, schwangeren Fürstin und blickte sie starr und unverwandt durch seine Lorgnette an.

„Gehen Sie wieder hinein, Annette, Sie werden sich noch erkälten,“ sagte die kleine Fürstin, sich von Anna Pawlowna verabschiedend. „Also abgemacht!“ fügte sie leise hinzu.

Anna Pawlowna hatte bereits Zeit gefunden, mit Lisa über die Heirat zu sprechen, die sie zwischen Anatol und der Schwägerin der kleinen Fürstin zustande bringen wollte.

„Ich rechne auf Sie, liebe Freundin,“ sagte Anna Pawlowna gleichfalls leise. „Schreiben Sie also an sie, und teilen Sie mir dann mit, wie der Vater über die Sache denkt. Auf Wiedersehen!“ Damit ging sie aus dem Vorzimmer hinaus.

Fürst Ippolit trat zu der kleinen Fürstin, beugte sein Gesicht nahe zu ihr herab und begann ihr etwas beinahe im Flüsterton zu sagen.

Zwei Diener, von denen der eine der Fürstin, der andre ihm gehörte, standen mit dem Schal der Fürstin und dem Redingot Ippolits hinter ihnen, warteten, bis sie aufhören würden zu reden, und hörten dem ihnen unverständlichen französischen Gespräch mit einer Miene zu, als ob sie alles, was da geredet wurde, verstanden und dies nur nicht zeigen wollten. Die Fürstin sprach, wie immer, lächelnd und hörte lachend zu.

„Ich bin sehr froh, daß ich nicht zu dem Gesandten gefahren bin,“ sagte Fürst Ippolit. „Furchtbar langweilig da . . . War ein sehr netter Abend hier, nicht wahr, sehr netter Abend?“

„Es heißt, der Ball werde heute dort ganz prächtig sein,“ antwortete die Fürstin und zog die kleine Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen in die Höhe. „Alle schönen Frauen aus der guten Gesellschaft werden dasein.“

„Nicht alle, da Sie nicht dasein werden; nicht alle!“ sagte Fürst Ippolit vergnügt lachend. Dann nahm er dem Diener das Schaltuch ab, stieß ihn energisch beiseite und legte der Fürstin das Tuch um. Aus Unbeholfenheit oder absichtlich (das hätte niemand entscheiden können) ließ er längere Zeit die Arme nicht wieder sinken, als der Schal bereits herumgelegt war, und umarmte auf diese Art die junge Frau gewissermaßen.

Mit einer anmutigen Bewegung machte sie sich frei, behielt aber ihre lächelnde Miene bei; dann drehte sie sich um und blickte nach ihrem Manne hin. Fürst Andrei hielt die Augen geschlossen; er schien müde und schläfrig zu sein.

„Sind Sie fertig?“ fragte er seine Frau, an ihr vorbeisehend. Fürst Ippolit zog eilig seinen Redingot an, der ihm nach der neuen Mode bis an die Hacken reichte, und sich mit den Füßen in ihn verwickelnd, lief er die Stufen vor der Haustür hinab der Fürstin nach, welcher der Diener beim Einsteigen in den Wagen behilflich war.

„Auf Wiedersehen, Fürstin!“ rief er und verwickelte sich dabei mit der Zunge ebenso wie mit den Beinen.

Die Fürstin faßte ihr Kleid zusammen und setzte sich in dem dunklen Wagen zurecht; ihr Mann brachte seinen Säbel in Ordnung, um auch einzusteigen; Fürst Ippolit gab sich den Anschein, als wolle er gute Dienste erweisen, war aber nur hinderlich.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ sagte Fürst Andrei auf russisch

troden und unfreundlich zu dem Fürsten Ippolit, der ihn behinderte vorbeizukommen.

„Ich erwarte dich, Pierre!“ rief dann dieselbe Stimme des Fürsten Andrei in freundlichem, herzlichem Tone aus dem Wagen heraus.

Der Vorreiter setzte sich in Bewegung, und der Wagen donnerte davon. Fürst Ippolit brach in sein stoßweises Lachen aus, während er auf den Stufen vor der Haustür stand und auf den Vicomte wartete, dem er versprochen hatte, ihn nach Hause zu bringen.

★

„Nun, mein Leuerster,“ sagte der Vicomte, nachdem er sich mit Ippolit in den Wagen gesetzt hatte, „Ihre kleine Fürstin ist ja allerliebste! Ganz allerliebste!“ Er küßte seine Finger指尖. „Und vollständig, vollständig wie eine Französin!“

Ippolit prustete und lachte laut los.

„Und wissen Sie, Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch mit Ihrer Unschuldsmiene,“ fuhr der Vicomte fort. „Ich bedaure den armen Ehemann, diesen kleinen Wicht von Offizier, der sich ein Air gibt, als wäre er ein regierender Herr.“

Ippolit prustete immer noch und sagte mühsam während des Lachens:

„Und da haben Sie gesagt, die russischen Damen seien im Vergleich mit den Französinen doch rückständig. Aber man muß die Sache nur richtig anzugreifen wissen.“

Pierre, der den Wagen des Fürsten Andrei überholt hatte, ging als Freund des Hauses in das Arbeitszimmer des Fürsten Andrei, legte sich dort sofort seiner Gewohnheit nach auf das Sofa, nahm aus einem Regal das erste beste Buch, das ihm in die Hände kam (es waren die Kommentare Cäsars), stützte sich auf den Ellbogen und begann irgendwo in der Mitte zu lesen.

„Wie hast du nur der armen Anna Pawlowna mitgespielt? Sie wird jetzt gewiß ganz krank davon sein!“ sagte Fürst Andrei, ins Zimmer tretend, und rieb sich die kleinen, weißen Hände.

Pierre wälzte sich mit dem ganzen Körper herum, so daß das Sofa knarrte, wendete sein lebhaft erregtes Gesicht dem Fürsten Andrei zu, lächelte und machte eine Handbewegung, die ungefähr besagte: „Ach Gott, Anna Pawlowna!“

„Nein,“ sagte er, „dieser Abbé ist wirklich ein sehr interessanter Mann; nur hat er eine falsche Auffassung der Sache, mit der er sich beschäftigt . . . Möglich ist meiner Ansicht nach der ewige Friede; aber ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . indessen gewiß nicht durch das politische Gleichgewicht.“

Fürst Andrei schien sich für derartige abstrakte Gespräche nicht zu interessieren.

„Man darf nicht an jedem Orte alles sagen, was man denkt, mein Lieber. — Nun, wie ist's?“ fragte er dann nach einem kurzen Stillschweigen. „Hast du dich nun endlich für irgendeinen Beruf entschieden? Willst du zur Gardekavallerie gehen oder Diplomat werden?“

Pierre setzte sich auf dem Sofa aufrecht hin, indem er die Beine unter den Leib schob.

„Können Sie sich das vorstellen? Ich weiß es immer noch nicht. Von diesen beiden Berufen gefällt mir der eine so wenig wie der andre.“

„Aber du mußt dich doch für irgend etwas entscheiden. Dein Vater wartet darauf.“

Pierre war in seinem zehnten Lebensjahr mit einem Abbé, der ihn erziehen sollte, ins Ausland geschickt worden, wo er dann bis zu seinem zwanzigsten Jahre gelebt hatte. Als er nach Moskau zurückgekehrt war, hatte sein Vater den Abbé entlassen und zu dem jungen Manne gesagt: „Fahre du jetzt nach Petersburg, sieh

dich um und wähle. Ich bin mit allem einverstanden. Da hast du einen Brief an den Fürsten Basili, und hier hast du Geld. Schreibe mir über alles; ich werde dir in allen Dingen behilflich sein." Nun wählte Pierre schon drei Monate lang einen Beruf und tat nichts. Und über diese Wahl beabsichtigte Fürst Andrei jetzt mit ihm zu reden. Pierre rieb sich die Stirn.

"Aber er wird wohl Freimaurer sein," sprach er; er sprach von dem Abbé, den er auf der Abendgesellschaft kennen gelernt hatte.

"Das ist ja alles Torheit," unterbrach ihn Fürst Andrei wieder in seinem Gedankengange. „Laß uns doch lieber von etwas Ernstem reden! Bist du in der Gardesavalleriekaserne gewesen?"

"Nein, ich bin nicht dagewesen. Aber da ist mir etwas durch den Kopf gegangen; das wollte ich Ihnen sagen. Wir haben jetzt Krieg gegen Napoleon. Wäre das ein Krieg für die Freiheit, dann würde ich für ihn Verständnis haben und würde der erste sein, der in den Kriegsdienst träte; aber den Engländern und Osterreichern gegen den größten Mann der Welt beizustehen . . . das ist nicht schön."

Fürst Andrei suchte zu Pierres kindlichen Reden nur die Achseln. Er machte ein Gesicht, welches besagte, daß man auf solche Dummheiten eigentlich nicht antworten könne; und wirklich war es schwer, auf diese naive Äußerung etwas anderes zu erwidern als das, was Fürst Andrei zur Antwort gab:

"Wenn alle Menschen nur nach Maßgabe ihrer Überzeugungen Krieg führten, so würde es keinen Krieg geben," sagte er.

"Das wäre ja aber wunderschön," erwiderte Pierre.

Fürst Andrei lächelte.

"Wunderschön wäre es vielleicht; aber dahin wird es niemals kommen."

"Nun, warum ziehen Sie denn in den Krieg?" fragte Pierre.

„Warum ich in den Krieg ziehe? Das weiß ich nicht. Ich muß eben. Außerdem ziehe ich in den Krieg . . .“ Er stieß . . . „Ich ziehe in den Krieg, weil das Leben, das ich hier führe, nicht nach meinem Geschmack ist.“

VII

Im Nebenzimmer raschelte ein Frauenkleid. Wie wenn er plötzlich aus dem Schlafe aufwachte, schüttelte sich Fürst Andrei, und sein Gesicht nahm denselben Ausdruck an, den es in Anna Pawlownas Salon gehabt hatte. Pierre schob seine Beine vom Sofa herunter. Die Fürstin trat ein. Sie hatte sich bereits umgezogen und trug jetzt ein Hauskleid, das aber ebenso elegant und frisch war. Fürst Andrei stand auf und rückte ihr höflich einen Sessel heran.

„Ich denke oft darüber nach,“ begann sie, wie immer auf französisch, indem sie sich eilig und eifrig in dem Lehnstuhl zurechtsetzte, „warum Annette sich eigentlich nicht verheiratet hat. Wie dumm ihr Herren doch alle seid, daß ihr sie nicht geheiratet habt. Nehmt es mir nicht übel, aber Frauen könnt ihr absolut nicht beurteilen . . . Was sind Sie für ein Kampfbahn, Monsieur Pierre!“

„Auch mit Ihrem Manne streite ich mich immerzu; ich verstehe nicht, warum er in den Krieg ziehen will,“ sagte Pierre, zu der Fürstin gewendet, ohne jede Künstelei, die doch im Verkehr eines jungen Mannes mit einem jungen weiblichen Wesen etwas ganz Gewöhnliches ist.

Die Fürstin zuckte zusammen; offenbar hatten Pierres Worte bei ihr einen empfindlichen Punkt berührt.

„Ach, ganz dasselbe sage ich ja auch!“ antwortete sie. „Ich verstehe nicht, verstehe schlechterdings nicht, warum die Männer

nicht ohne Krieg leben können. Woher kommt es, daß wir Frauen keine Wünsche haben, deren Erfüllung uns Lebensbedürfnis wäre? Nun, seien Sie einmal selbst Richter! Ich sage immer zu ihm: hier ist er Adjutant bei seinem Onkel, eine höchst glänzende Stellung. Jeder Mensch kennt ihn und schätzt ihn hoch. Erst neulich hörte ich bei Apraxins, wie eine Dame fragte: „Ist das nicht der berühmte Fürst Andrei?“ Mein Ehrenwort darauf; so hat sie sich ausgedrückt.“ Sie lachte. „Er ist überall so beliebt. Selbst Flügeladjutant könnte er mit größter Leichtigkeit werden. Sie wissen, der Kaiser hat sehr gnädig mit ihm gesprochen. Ich habe mit Annette darüber geredet; es ließe sich sehr leicht erreichen. Wie denken Sie darüber?“

Pierre sah den Fürsten Andrei an, und da er bemerkte, daß dieses Gespräch seinem Freunde nicht behagte, so antwortete er nicht.

„Wann reisen Sie ab?“ fragte er.

„Ach, reden Sie mir nicht von dieser Abreise, reden Sie nicht davon! Ich mag davon gar nichts hören!“ sagte die Fürstin in demselben launenhaften, scherzenden Tone, dessen sie sich im Salon dem Fürsten Ippolit gegenüber bedient hatte, der aber in den Familienkreis, zu welchem auch Pierre gewissermaßen als Mitglied gehörte, augenscheinlich nicht hineinpafte. „Als ich heute daran dachte, daß ich diesen ganzen mir so lieb gewordenen Verkehr aufgeben muß . . . Und dann, weißt du, Andrei?“ Sie blinzelte ihrem Manne bedeutsam zu. „Ich ängstige mich, ich ängstige mich!“ flüsterte sie und krümmte wie schauernd den Rücken zusammen.

Ihr Mann blickte sie mit einem Gesichte an, als ob er erstaunt wäre zu bemerken, daß sich außer ihm und Pierre noch jemand im Zimmer befinde, und sagte zu ihr mit kühler Höflichkeit und fragender Miene:

„Wovor fürchtest du dich, Lisa? Ich kann das nicht verstehen.“

„Ja, da sieht man recht, was für Egoisten die Männer sind; alle, alle sind sie Egoisten! Aus reiner Kaprice, Gott weiß warum, verläßt er mich und verbannt mich auf das Land, wo ich ganz allein bin.“

„Mein Vater und meine Schwester sind da bei dir; das solltest du nicht vergessen,“ sagte Fürst Andrei leise.

„Allein bin ich da doch, da ich von meinen Freunden fern bin . . . Und da will er, daß ich mich nicht ängstigen soll!“

Ihr Ton war jetzt mürrisch und zänkisch; die Oberlippe zog sich in die Höhe, was dem Gesichte in diesem Falle keinen fröhlichen Ausdruck verlieh, sondern den eines erregten Eichhörnchens. Sie schwieg und deutete dadurch an, daß sie es unpassend finde, in Pierres Gegenwart über ihre Schwangerschaft zu sprechen, was doch den eigentlichen Kern der Sache bilde.

„Ich habe dich immer noch nicht verstanden. Wovor ängstigst du dich?“ fragte Fürst Andrei langsam, ohne die Augen von seiner Frau wegzuwenden. Die Fürstin errötete und hob wie in Verzweiflung die Arme in die Höhe.

„Nein, Andrei, du hast dich so sehr verändert, so sehr verändert . . .“

„Dein Arzt verlangt, daß du dich früher schlafen legen sollst,“ sagte Fürst Andrei. „Du solltest zu Bette gehen.“

Die Fürstin erwiderte nichts; aber auf einmal fing ihre kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen an zu zittern. Fürst Andrei stand auf, zuckte mit den Achseln und ging im Zimmer hin und her.

Pierre sah mit naive'm Erstaunen durch seine Brille bald ihn, bald die Fürstin an und rührte sich, als ob er gleichfalls aufstehen wollte, besann sich dann aber doch eines anderen.

„Was mache ich mir daraus, daß Monsieur Pierre zugegen ist,“

nicht ohne Krieg leben können. Woher kommt es, daß wir Frauen keine Wünsche haben, deren Erfüllung uns Lebensbedürfnis wäre? Nun, seien Sie einmal selbst Richter! Ich sage immer zu ihm: hier ist er Adjutant bei seinem Onkel, eine höchst glänzende Stellung. Jeder Mensch kennt ihn und schätzt ihn hoch. Erst neulich hörte ich bei Apraxins, wie eine Dame fragte: „Ist das nicht der berühmte Fürst Andrei?“ Mein Ehrenwort darauf; so hat sie sich ausgedrückt.“ Sie lachte. „Er ist überall so beliebt. Selbst Flügeladjutant könnte er mit größter Leichtigkeit werden. Sie wissen, der Kaiser hat sehr gnädig mit ihm gesprochen. Ich habe mit Annette darüber geredet; es ließe sich sehr leicht erreichen. Wie denken Sie darüber?“

Pierre sah den Fürsten Andrei an, und da er bemerkte, daß dieses Gespräch seinem Freunde nicht behagte, so antwortete er nicht.

„Wann reisen Sie ab?“ fragte er.

„Ach, reden Sie mir nicht von dieser Abreise, reden Sie nicht davon! Ich mag davon gar nichts hören!“ sagte die Fürstin in demselben launenhaften, scherzenden Tone, dessen sie sich im Salon dem Fürsten Hippolit gegenüber bedient hatte, der aber in den Familienkreis, zu welchem auch Pierre gewissermaßen als Mitglied gehörte, augenscheinlich nicht hineinpaßte. „Als ich heute daran dachte, daß ich diesen ganzen mir so lieb gewordenen Verkehr aufgeben muß . . . Und dann, weißt du, Andrei?“ Sie blinzelte ihrem Manne bedeutsam zu. „Ich ängstige mich, ich ängstige mich!“ flüsterte sie und krümmte wie schauernd den Rücken zusammen.

Ihr Mann blickte sie mit einem Gesichte an, als ob er erstaunt wäre zu bemerken, daß sich außer ihm und Pierre noch jemand im Zimmer befinde, und sagte zu ihr mit kühler Höflichkeit und fragender Miene:

„Wovor fürchtest du dich, Lisa? Ich kann das nicht verstehen.“

„Ja, da sieht man recht, was für Egoisten die Männer sind; alle, alle sind sie Egoisten! Aus reiner Kaprice, Gott weiß warum, verläßt er mich und verbannt mich auf das Land, wo ich ganz allein bin.“

„Mein Vater und meine Schwester sind da bei dir; das solltest du nicht vergessen,“ sagte Fürst Andrei leise.

„Allein bin ich da doch, da ich von meinen Freunden fern bin . . . Und da will er, daß ich mich nicht ängstigen soll!“

Ihr Ton war jetzt mürrisch und zänkisch; die Oberlippe zog sich in die Höhe, was dem Gesichte in diesem Falle keinen fröhlichen Ausdruck verlieh, sondern den eines erregten Eichhörnchens. Sie schwieg und deutete dadurch an, daß sie es unpassend finde, in Pierres Gegenwart über ihre Schwangerschaft zu sprechen, was doch den eigentlichen Kern der Sache bilde.

„Ich habe dich immer noch nicht verstanden. Wovor ängstigst du dich?“ fragte Fürst Andrei langsam, ohne die Augen von seiner Frau wegzuwenden. Die Fürstin errötete und hob wie in Verzweiflung die Arme in die Höhe.

„Nein, Andrei, du hast dich so sehr verändert, so sehr verändert . . .“

„Dein Arzt verlangt, daß du dich früher schlafen legen sollst,“ sagte Fürst Andrei. „Du solltest zu Bette gehen.“

Die Fürstin erwiderte nichts; aber auf einmal fing ihre kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen an zu zittern. Fürst Andrei stand auf, zuckte mit den Achseln und ging im Zimmer hin und her.

Pierre sah mit naivein Erstaunen durch seine Brille bald ihn, bald die Fürstin an und rührte sich, als ob er gleichfalls aufstehen wollte, besann sich dann aber doch eines anderen.

„Was mache ich mir daraus, daß Monsieur Pierre zugegen ist,“

sagte die kleine Fürstin plötzlich, und ihr hübsches Gesicht verzog sich zu einer weinerlichen Grimasse. „Ich habe dir das schon lange sagen wollen, Andrei: warum hast du dich mir gegenüber so sehr verändert? Was habe ich dir getan? Du gehst zur Armee, und mit mir hast du kein Mitleid. Warum bist du so zu mir?“

„Liza!“ sagte Fürst Andrei nur; aber in diesem Worte lag eine Bitte und eine Drohung und vor allem die Versicherung, daß sie selbst ihre Worte bereuen werde. Sie jedoch redete eilig weiter:

„Du behandelst mich wie eine Kranke oder wie ein Kind. Ich merke das alles. Vor einem halben Jahre warst du ein ganz anderer!“

„Liza, ich bitte Sie aufzuhören,“ sagte Fürst Andrei noch nachdrücklicher.

Pierre, der während dieses Gespräches in immer größere Aufregung gekommen war, stand auf und trat zu der Fürstin hin. Es machte den Eindruck, als ob er den Anblick von Tränen nicht ertragen könne und selbst nahe daran sei, loszuweinen.

„Beruhigen Sie sich, Fürstin. Das scheint Ihnen nur so, weil ... Aber ich versichere Sie, ich weiß aus seinem eigenen Munde ... Weswegen denn? ... Weil ... Nein, entschuldigen Sie, ein Fremder ist hier überflüssig. Nein, beruhigen Sie sich ... Adieu!“

Fürst Andrei hielt ihn am Arme zurück und sagte:

„Nicht doch, bleibe hier, Pierre. Die Fürstin hat ein so gutes Herz, daß sie mich nicht wird des Vergnügens berauben wollen, den Abend mit dir zuzubringen.“

„Nein, er denkt immer nur an sich selbst!“ murmelte die Fürstin, ohne die Tränen des Zornes zurückzuhalten.

„Liza!“ sagte Fürst Andrei streng, indem er den Stimmton derart in die Höhe zog, daß es deutlich war: seine Geduld war erschöpft.

Plötzlich ging der zornige Eichhörnchenausdruck des hübschen

Gesichtchens der Fürstin in einen reizenden, mitleiderregenden Ausdruck von Furcht über; sie blickte mit ihren schönen Augen ihren Mann schräg von untenher an, und auf ihrem Gesichte zeigte sich jener schüchterne, um Verzeihung bittende Ausdruck, welchen man häufig bei einem Hunde beobachten kann, der schnell, aber nur ganz leise mit dem herabhängenden Schwanze wedelt.

„O mein Gott, o mein Gott!“ murmelte die Fürstin, und indem sie mit der einen Hand den Rock ihres Kleides zusammenfaßte, trat sie an ihren Mann heran und küßte ihn auf die Stirn.

„Gute Nacht, Lisa,“ sagte Fürst Andrei, stand auf und küßte ihr höflich wie einer fremden Dame die Hand.

VIII

Die beiden Freunde schwiegen. Weder der eine noch der andere mochte zu reden anfangen. Pierre warf ab und zu einen Blick nach dem Fürsten Andrei hin; Fürst Andrei rieb sich mit seiner kleinen Hand die Stirn.

„Komm, wir wollen Abendbrot essen,“ sagte er endlich seufzend, stand auf und schritt zur Thür.

Sie traten in das geschmackvoll, neu und luxuriös eingerichtete Speisezimmer. Alles, von den Servietten bis zum Silbergerät, dem Porzellan und dem Kristall, trug jenes besondere Gepräge der Neuheit an sich, welches in der Wirtschaft junger Ehegatten das gewöhnliche ist. Mitten während des Abendessens stützte Fürst Andrei sich mit dem Ellbogen auf den Tisch: er machte den Eindruck eines Menschen, der lange etwas auf dem Herzen gehabt hat und nun plötzlich den Entschluß faßt, sich auszusprechen. Mit einer nervösen Erregung, wie sie Pierre noch nie auf dem Gesichte seines Freundes gesehen hatte, sagte er:

„Heirate niemals, mein Freund, niemals. Oder ich will meinen Rat so formulieren: heirate nicht eher, als bis du alles geleistet hast, wozu deine Kräfte dich befähigten, und nicht eher, als bis du die Frau, die du dir ausgewählt hast, aufgehört hast zu lieben, nicht eher, als bis du ein völlig klares Urtheil über sie hast; andernfalls begehst du einen Fehler, der sich grausam rächt und sich nicht wieder gutmachen läßt. Heirate, wenn du ein Greis bist, der zu nichts mehr taugt. Sonst wird alles, was in dir Gutes und Hohes wohnt, zugrunde gehen. Alles wird für nichtigen Kram verausgabt werden. Ja, ja, ja! Sieh mich nicht so verwundert an! Wenn du gehofft hattest, in der Zukunft etwas zu sein und zu leisten, so wirst du als Ehemann auf Schritt und Tritt spüren, daß für dich alles zu Ende ist, daß dir jede Arena verschlossen ist, außer dem Salon, wo du dann mit einem lakaienhaften Höfling und einem Idioten auf gleicher Linie stehen wirst . . . Ein schöner Genuß!“

Er machte eine energische, wegwerfende Bewegung mit der Hand.

Pierre nahm seine Brille ab, was seinem Gesichte einen andern Ausdruck verlieh, insofern es jetzt noch gutherziger ausah, und blickte seinen Freund erstaunt an.

„Meine Frau“, fuhr Fürst Andrei fort, „ist ein vortreffliches Weib. Sie ist eine jener seltenen Frauen, bei denen man für seine Ehre unbesorgt sein kann; aber großer Gott, was würde ich jetzt nicht darum geben, wenn ich unverheiratet wäre! Du bist der erste und einzige Mensch, dem ich das sage, und ich sage es dir, weil ich dich in mein Herz geschlossen habe.“

Während Fürst Andrei dies sagte, war er noch weniger als vorher jenem Volkonski ähnlich, der sich auf Anna Pawlownas Lehnsesseln hingerefelt und, den Mund kaum öffnend, mit halb zugekniffenen Augen, französische Phrasen von sich gegeben hatte.

Sein mageres Gesicht zitterte in allen Theilen infolge der nervösen Erregung eines jeden Muskels, und die Augen, in denen vorher alle Lebensglut erloschen zu sein schien, strahlten jetzt in hellem, leuchtendem Glanze. Es war deutlich, daß er in solchen Augenblicken der Gereiztheit um so energischer war, je schlaffer er für gewöhnlich zu sein schien.

„Du begreifst nicht, woher es kommt, daß ich so spreche,“ fuhr er fort. „Ja, da liegt eine ganze Lebensgeschichte zugrunde. Du sprichst von Bonaparte und seiner Laufbahn,“ sagte er, obgleich Pierre von Bonaparte gar nicht gesprochen hatte, „du sprichst von Bonaparte; aber Bonaparte, wenn er arbeitete, sah, daß er Schritt für Schritt seinem Ziele näher kam; er war frei, er hatte sich um nichts zu kümmern als um sein Ziel, und er hat sein Ziel erreicht. Aber binde dich an eine Frau, und du verlierst wie ein in Ketten geschmiedeter Sträfling jede Freiheit. Und alles, was an Hoffnungen und Kräften in dir steckt, das alles lastet lediglich mit schwerem Drucke auf dir und quält dich mit steter Neue. Salons, Klatschgeschichten, Bälle, Eitelkeit, nichtiges Treiben, das ist der verkehrte Kreis, aus dem ich nicht herauskommen kann. Ich gehe jetzt in den Krieg, in den größten Krieg, den es je gegeben hat; aber ich verstehe nichts vom Kriege und bin zu nichts zu brauchen. Ich bin ein guter Plauderer und habe eine scharfe Zunge,“ fuhr Fürst Andrei fort, „und in Anna Pawlownas Salon hört man zu, wenn ich rede. Und diese dumme sogenannte gute Gesellschaft, ohne die meine Frau nicht leben kann, und diese Frauen . . . Wenn du nur wüßtest, was alle diese vornehmen Damen für eine Art von Menschen sind, und die Frauen überhaupt! Mein Vater hat ganz recht: Selbstsucht, Eitelkeit, Beschränktheit, Hohlheit in jeder Hinsicht, das ist das wahre Wesen der Frauen, wenn sie sich so zeigen, wie sie wirklich sind. Wenn man sie im geselligen Verkehr sieht, so möchte

man meinen, daß etwas an ihnen dran wäre; aber nichts, nichts, nichts! Nein, heirate nicht, mein Teuerster, heirate nicht!" schloß Fürst Andrei.

„Es scheint mir wunderbarlich,“ erwiderte Pierre, „daß Sie, gerade Sie sich für einen untauglichen Menschen und Ihr Leben für ein verfehltes Leben halten. Eine große, reiche Zukunft liegt vor Ihnen, und Sie werden noch . . .“

Er sprach diesen Satz „Sie werden noch“ nicht zu Ende; aber schon der Ton dieser Worte zeigte, wie hoch er seinen Freund schätzte und wieviel er von ihm in der Zukunft erwartete.

„Wie kann er nur so reden,“ dachte Pierre. Er hielt den Fürsten Andrei namentlich deswegen für den Inbegriff aller Vollkommenheiten, weil Fürst Andrei im höchsten Grade alle diejenigen guten Eigenschaften in sich vereinigte, die ihm selbst mangelten, und die man am zutreffendsten mit dem Worte „Willenskraft“ zusammenfassend bezeichnen kann. Pierre bewunderte immer die Fähigkeit des Fürsten Andrei, mit Menschen aller Art in ruhigen Formen zu verkehren, ferner sein außerordentliches Gedächtnis, seine Belesenheit (er hatte alles gelesen, kannte alles, hatte für alles Verständnis) und vor allem seine Fähigkeit zu arbeiten und zu lernen. Und wenn Pierre nicht selten darüber erstaunt war, daß dem Fürsten Andrei die Befähigung für hochfliegende philosophische Spekulationen abging (wozu Pierre eine besondere Neigung hatte), so sah er auch darin nicht sowohl einen Mangel als vielmehr ein Zeichen von Kraft.

Selbst in den besten, aufrichtigsten Freundschaftsverhältnissen ist Schmeichelei oder Lob unentbehrlich, gerade wie für Wagenräder die Schmiere notwendig ist, damit sie sich ordentlich drehen.

„Ich bin ein abgetaner, erledigter Mensch,“ sagte Fürst Andrei. „Wozu sollen wir über mich noch reden? Wir wollen lieber über dich sprechen,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort und mußte

selbst über dieses Trostmittel, das ihm in den Sinn kam, lächeln. Dieses Lächeln spiegelte sich in demselben Augenblicke auf Pierres Gesicht wider.

„Aber was ist von mir zu sagen?“ erwiderte Pierre, indem er den Mund zu einem sorglosen, fröhlichen Lächeln verzog. „Was bin ich für ein Mensch? Ein illegitimer Sohn bin ich.“ Sein Gesicht überzog sich auf einmal mit einer dunklen Röthe. Es war klar, daß es ihn große Anstrengung gekostet hatte, dies auszusprechen. „Ich habe keinen Namen, kein Vermögen . . . Na, was liegt daran; ich möchte wirklich . . .“ Er sprach den Satz nicht zu Ende. „Ich bin vorläufig frei, und es geht mir ganz gut. Ich weiß nur absolut nicht, was ich anfangen soll. Daher wollte ich Sie in allem Ernst bitten, mir einen Rat zu geben.“

Fürst Andrei sah ihn mit seinen guten Augen an. Aber in seinem freundlichen, wohlwollenden Blicke kam doch das Bewußtsein seiner eigenen Überlegenheit zum Ausdruck.

„Du bist mir ganz besonders deshalb lieb und wert, weil du der einzige frische, natürliche Mensch in unserem ganzen Gesellschaftskreise bist. Du bist gut daran. Wähle, welchen Beruf du willst, das wird keinen Unterschied machen: es wird dir in jedem Berufe gut gehen, da du in jedem Berufe ein guter, tüchtiger Mensch sein wirst. Nur eins: geh nicht mehr zu diesen Kuragins, und gib diese Lebensweise auf. Sie paßt auch gar nicht für dich: alle diese Gelage, und die dummen Streiche, und was sonst noch alles damit zusammenhängt.“

„Was ist da zu machen?“ antwortete Pierre achselzuckend. „Die Weiber, lieber Freund, die Weiber!“

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete Andrei. „Anständige Frauen, das wäre eine andere Sache; aber Frauen in Kuragins Geschmack, Weiber und Wein, das verstehe ich nicht.“

Pierre wohnte bei dem Fürsten Basili Kuragin und beteiligte

sich an dem ausschweifenden Leben seines Sohnes Anatol, desselben, den man zu seiner Besserung mit der Schwester des Fürsten Andrei zu verheiraten beabsichtigte.

„Wissen Sie,“ sagte Pierre, als ob ihm ganz unerwartet ein glücklicher Gedanke gekommen wäre, „im Ernst, ich habe mir das auch schon lange gesagt. Bei dieser Lebensweise kann ich keine ordentliche Überlegung anstellen und keinen Entschluß fassen. Ich habe immer Kopfschmerzen und kein Geld. Er hat mich zu heute wieder eingeladen; aber ich will nicht hingehen.“

„Gib mir dein Ehrenwort, daß du nicht hingehst!“

„Mein Ehrenwort!“

IX

Ein Uhr nachts war schon vorüber, als Pierre aus dem Hause seines Freundes trat. Es war eine Petersburger Juninacht, in der es nicht dunkel wird. Pierre setzte sich mit der Absicht, nach Hause zu fahren, in eine Droschke. Aber je mehr er sich diesem Ziele seiner Fahrt näherte, um so stärker empfand er die Unmöglichkeit, in dieser Nacht einzuschlafen, die mehr einem Abende als einem Morgen ähnlich war. In den menschenleeren Straßen konnte man weit entlangsehen. Unterwegs erinnerte sich Pierre, daß sich an diesem Abend der Abrede gemäß die gewöhnliche Spielgesellschaft bei Anatol Kuragin hatte versammeln sollen; nach dem Spiele pflegte man dann tüchtig zu zechen und zuletzt mit Pierres Lieblingsamusement zu schließen.

„Es wäre doch recht nett, wenn ich zu Kuragin führe,“ dachte er. Aber sofort fiel ihm auch das Ehrenwort ein, das er dem Fürsten Andrei gegeben hatte, sich heute nicht zu Kuragin zu begeben.

Aber im nächsten Augenblick überkam ihn, wie das bei charakterlosen Menschen so zu gehen pflegt, ein so leidenschaftliches Ver-

langen, diese ihm so wohlbekanntem Ausschweifungen noch einmal durchzukosten, daß er sich doch entschloß hinzufahren. Und sogleich schoß ihm auch der Gedanke durch den Kopf, daß das gegebene Ehrenwort ja nichts zu bedeuten habe, da er schon vor dem Gespräche mit dem Fürsten Andrei dem Fürsten Anatol gleichfalls sein Ehrenwort gegeben hatte, zu ihm zu kommen. Und endlich sagte er sich, daß all solche Ehrenworte eigentlich doch nur konventionelle Dinge ohne rechten vernünftigen Sinn seien, namentlich wenn man erwäge, daß er vielleicht morgen schon sterben oder ihm sonst etwas Außerordentliches zustößen werde, so daß es dann für ihn nichts Ehrenhaftes oder Unehrenhaftes mehr gebe. Derartigen Überlegungen, durch die all seine Entschlüsse und Vorsätze über den Haufen gestoßen zu werden pflegten, gewährte Pierre nicht selten Raum. Er fuhr zu Kuragin.

Als er nicht weit von der Gardekavalleriekaserne bei dem großen von Anatol bewohnten Hause vorgefahren war, stieg er die erleuchteten Stufen vor dem Portal und dann im Hause die Treppe hinauf und trat in die offene Thür. Im Vorzimmer war niemand; leere Flaschen, Mäntel und Überschuhe bildeten einen wüsten Wirrwarr; es roch nach Wein; von weiterher war Reden und Geschrei zu hören.

Das Spiel und das Abendessen waren schon beendet; aber die Gäste waren noch nicht gegangen. Pierre warf seinen Mantel ab und trat in das erste Zimmer, wo noch die Überreste des Abendessens auf dem Tische standen und ein Diener, in dem Glauben, daß ihn niemand sehe, heimlich austrank, was noch in den Gläsern war. Aus dem dritten Zimmer erscholl wüster Lärm, Lachen, das Geschrei bekannter Stimmen und das Gebrüll eines Bären. Acht junge Männer drängten sich, aufgeregter redend, um ein geöffnetes Fenster. Drei andere tollten mit einem jungen Bären

umher, welchen einer an der Kette hierhin und dorthin schleppte, um die andern zu erschrecken.

„Ich wette hundert für Stevens!“ rief einer.

„Aber nicht festhalten!“ rief ein anderer.

„Ich wette auf Dolochow!“ schrie ein dritter. „Schlag durch, Kuragin!“

„Na, nun laßt doch den Bären; hier wird gewettet.“

„Aber ohne abzusehen, sonst hat er verloren,“ schrie ein vierter.

„Jakow, gib eine Flasche Rum her!“ rief der Hausherr selbst, ein großgewachsener, hübscher junger Mann, der in Hemdsärmeln, das feine Hemd auf der Brust geöffnet, mitten in dem Schwarme stand. „Warten Sie, meine Herren! Da ist er, unser Pierre, unser lieber Freund!“ wandte er sich zu Pierre.

Eine andere Stimme, die eines Mannes von mäßig großem Buchse, mit klaren, blauen Augen, eine Stimme, die mitten unter allen diesen betrunkenen Stimmen namentlich dadurch auffiel, daß man ihr die Nüchternheit anhörte, rief vom Fenster her: „Komm hierher und schlage die Wette durch!“ Dies war Dolochow, ein Offizier vom Semjonower Regiment, ein berühmter Spieler und Kaufbold, der mit Anatol zusammenwohnte. Pierre lächelte und blickte sich vergnügt rings um.

„Ich verstehe nichts. Um was handelt es sich denn?“ fragte er.

„Wartet mal, er ist nicht betrunken. Gib eine Flasche her!“ sagte Anatol, nahm ein Glas vom Tisch und trat auf Pierre zu. „Vor allen Dingen trinke erst mal!“

Pierre trank ein Glas nach dem andern, betrachtete, schräg nach der Seite hinblickend, die betrunkenen Gäste, die sich wieder bei dem Fenster sammelten, und horchte auf ihr Gespräch. Anatol goß ihm fortwährend Wein ein und erzählte ihm, Dolochow habe mit dem Engländer Stevens, einem Seemann, der hier anwesend sei, gewettet, er, Dolochow, werde eine Flasche

Rum austrinken, während er hier im dritten Stockwerk mit nach außen hängenden Beinen im Fenster saß.

„Na, trink die Flasche ganz aus!“ sagte Anatol und goß Pierre das letzte Glas ein. „Anders lasse ich dich nicht los!“

„Nein, ich mag nicht,“ erwiderte Pierre, schob Anatol zurück und trat ans Fenster. Dolochow hielt die Hand des Engländers in der seinen und wiederholte klar und deutlich die Bedingungen der Wette, wobei er sich vornehmlich an Anatol und Pierre wandte.

Dolochow war ein Mann von Mittelgröße, mit krausem Haar und hellen, blauen Augen. Er war fünfundzwanzig Jahre alt. Er trug, wie alle Infanterieoffiziere, keinen Schnurrbart, und sein Mund, das auffallendste Stück seines Gesichtes, war vollständig zu sehen. Die Linien dieses Mundes waren überaus feingeschweift. In der Mitte senkte sich die Oberlippe mit einem energischen Ausdruck keilförmig zu der kräftigen Unterlippe herab, und in den Mundwinkeln bildete sich beständig eine Art von doppeltem Lächeln, auf jeder Seite eins. Das Gesicht in seiner Gesamtheit, namentlich auch mit Einschluß des festen, frechen, klugen Blickes, machte einen solchen Eindruck, daß es einem jeden mit Notwendigkeit auffallen mußte. Dolochow war unbemittelt und ohne alle Konnexionen. Und trotzdem Anatol gewaltige Summen verbrauchte, wohnte Dolochow mit ihm zusammen und hatte sich eine solche Position zu schaffen gewußt, daß alle ihre gemeinsamen Bekannten ihn höher schätzten als den großartig auftretenden Anatol. Dolochow verstand alle Spiele, die es gab, und gewann fast immer. Er mochte trinken, soviel er wollte, er behielt immer einen klaren Kopf. Kuragin und Dolochow waren zu jener Zeit zwei Berühmtheiten in den Kreisen der Laugenichtse und Zecher Petersburgs.

Die Flasche Rum wurde gebracht. Zwei Diener versuchten,

den Fensterrahmen herauszubringen, der das Sitzen auf der äußeren Böschung des Fensters unmöglich machte; sie bemühten sich offenbar nach Kräften, waren aber durch die Ratschläge der um sie herumstehenden Herren und das Anschreien ganz konfus geworden.

Anatol trat mit seiner Siegermiene zum Fenster. Er hatte die größte Lust, irgend etwas zu zerbrechen. Die Diener zurückstoßend, riß er an dem Rahmen; aber der Rahmen gab nicht nach. Anatol zerschmetterte eine Fensterscheibe.

„Na, nun probier du mal, du Kraftmensch!“ rief er Pierre zu. Dieser packte das Fensterkreuz und zog es mit solcher Gewalt an sich, daß der eichene Rahmen krachend teils zerbrach, teils sich löste.

„Heraus mit dem ganzen Rahmen!“ sagte Dolochow. „Sonst denkst womöglich einer, daß ich mich festhalte.“

„Der Engländer prahlt, er werde gewinnen . . . Nun? Alles in Ordnung?“ sagte Anatol.

„Alles in Ordnung!“ antwortete Pierre und blickte Dolochow an, der, die Rumflasche in der Hand, zum Fenster schritt. Durch das Fenster sah man den hellen Himmel, und wie Abendröte und Morgenröte an ihm ineinander flossen. Dolochow sprang mit der Rumflasche in der Hand auf das Fensterbrett.

„Aufgepaßt!“ rief er, auf dem Fensterbrett stehend und sich nach dem Zimmer hinwendend. Alle wurden still. „Ich wette“ (er sprach französisch, damit ihn der Engländer verstehen könnte, war aber dieser Sprache nicht recht mächtig), „ich wette auf fünfzig Imperials . . . oder wünschen Sie auf hundert?“ fügte er, zu dem Engländer gewendet, hinzu.

„Nein, auf fünfzig,“ antwortete der Engländer.

„Schön, auf fünfzig Imperials, daß ich eine ganze Flasche Rum, ohne sie vom Munde abzusetzen, austrinken werde, und zwar

indem ich außerhalb des Fensters, hier auf dieser Stelle" (er beugte sich nieder und zeigte auf den abschüssigen Mauer vorsprung draußen vor dem Fenster), „sitzen werde, ohne mich an etwas festzuhalten . . . Stimmt es?"

„Zarwohl, stimmt!" antwortete der Engländer.

Anatol wandte sich zu dem Engländer und begann, indem er ihn an einem Tradknopfe festhielt und von oben auf ihn herunter sah (der Engländer war von kleiner Statur), ihm auf englisch die Bedingungen der Wette zu wiederholen.

„Warte mal!" rief Dolochow und klopfte mit der Flasche auf das Fenster, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „Warte mal, Kuragin! Hören Sie, meine Herren! Wenn einer von Ihnen dasselbe macht, so bezahle ich ihm hundert Imperials. Verstanden?"

Der Engländer nickte mit dem Kopfe, ohne deutlich zu machen, ob er diese neue Wette anzunehmen gesonnen sei oder nicht. Anatol ließ den Engländer nicht los, und obwohl dieser durch Kopfnicken zu verstehen gab, daß er alles richtig erfaßt habe, übersetzte ihm Anatol Dolochows Worte ins Englische. Ein schwächlicher junger Mensch, Leibhusar, der an diesem Abende im Spiel sein ganzes Geld verloren hatte, stieg auf das Fensterbrett, bog sich hinaus und blickte nach unten.

„Ui! . . . ui! . . . ui! . . ." machte er, als er draußen unter dem Fenster das Steinpflaster des Trottoirs erblickte.

„Achtung!" rief Dolochow und zog den Offizier vom Fenster herunter. Dieser sprang, mit den Sporen anstoßend, ungeschickt ins Zimmer.

Dolochow stellte die Flasche auf das Fensterbrett, um sie bequem langen zu können, und stieg sachte und vorsichtig in das Fenster. Indem er die Beine hinaushängen ließ und sich mit beiden Armen auf den Rand des Fensters stützte, probierte er

den Platz aus, setzte sich hin, ließ die Arme los, rückte noch ein wenig nach rechts und nach links und langte sich die Flasche. Anatol brachte zwei Kerzen und stellte sie auf das Fensterbrett, obwohl es schon ganz hell war. Dolochows Rücken in dem weißen Hemde und sein kraushaariger Kopf waren von beiden Seiten beleuchtet. Alle standen dicht gedrängt beim Fenster, der Engländer in der vordersten Reihe. Pierre lächelte, ohne etwas zu sagen. Einer der Anwesenden, älter als die andern, drängte sich auf einmal mit erschrockenem, ärgerlichem Gesicht nach vorn und wollte Dolochow am Hemde ergreifen.

„Meine Herren, das sind Dummheiten; er wird herunterstürzen und sich das Genick brechen!“ sagte dieser Vernünftiger.

Anatol hielt ihn zurück.

„Rühre ihn nicht an; du erschreckst ihn, und er fällt herunter. Na, und was sagst du dann, he?“

Dolochow drehte sich um, richtete sich gerade und stemmte sich wieder auf die Arme.

„Wenn mich noch einmal jemand stört,“ sagte er, indem er die Worte einzeln zwischen den zusammengepreßten feinen Lippen herausdrückte, „so werfe ich ihn sofort hier hinunter. . . Also jetzt!“

Als er „Also jetzt!“ gesagt hatte, drehte er sich wieder um, nahm die Arme aus der Stützstellung, faßte die Flasche, führte sie an den Mund, legte den Kopf zurück und hob, um das Gleichgewicht herzustellen, die freie Hand in die Höhe. Ein Diener, welcher angefangen hatte, die Scherben der Fensterscheibe aufzusammeln, verharrte unbeweglich in seiner gebückten Haltung, ohne die Augen vom Fenster und von Dolochows Rücken wegzuwenden. Anatol stand gerade aufgerichtet mit weitgeöffneten Augen da. Der Engländer streckte die Lippen vor und blickte zur Seite. Derjenige, der die Sache zu verhindern gesucht hatte,

lief in eine Ecke des Zimmers und legte sich auf ein Sofa, mit dem Gesichte nach der Wand zu. Pierre hatte sich die Augen mit den Händen bedeckt; ein schwaches Lächeln war wie infolge einer Vergeßlichkeit auf seinem Gesichte zurückgeblieben, während dieses doch jetzt den Ausdruck des Schreckens und der Angst trug. Alle schwiegen. Pierre nahm die Hände wieder von den Augen. Dolochow saß noch in derselben Stellung da; nur war sein Kopf weiter zurückgebogen, so daß das krause Nackenhaar den Hemdfragen berührte, und die Hand mit der Flasche hob sich zitternd und mit Anstrengung immer höher und höher. Die Flasche leerte sich offenbar, und in demselben Maße hob sie sich und zwang zu weiterem Zurückbiegen des Kopfes. „Wie kann das nur so lange dauern?“ dachte Pierre. Es kam ihm vor, als sei schon mehr als eine halbe Stunde vergangen. Auf einmal machte Dolochow mit dem Rücken eine Bewegung nach rückwärts, und sein Arm begann nervös zu zittern; dieses Zittern war ausreichend, um den ganzen Körper des auf der abschüssigen Böschung Sitzenden zu verschieben. Dolochow bewegte sich von der Stelle, und sein Arm und sein Kopf zitterten vor Anstrengung noch stärker. Der eine Arm streckte sich bereits aus, um nach dem Fensterbrett zu greifen, zog sich aber wieder zurück. Pierre schloß von neuem die Augen und nahm sich vor, sie nicht wieder zu öffnen. Auf einmal merkte er, daß alles um ihn herum in Bewegung geriet. Er machte die Augen auf und sah hin: Dolochow stand auf dem Fensterbrett; sein Gesicht war blaß, aber vergnügt.

„Leer!“

Er warf die Flasche dem Engländer zu, der sie geschickt fing. Dolochow sprang vom Fenster herab. Er roch stark nach Rum.

„Ausgezeichnet! Ein famoser Kerl! Das war mal eine Wette! Donnerwetter noch einmal!“ wurde von allen Seiten geschrien.

Der Engländer holte seine Börse hervor und zählte das Geld

hin. Dolochow kniff die Augen zusammen und schwieg. Pierre sprang plötzlich auf das Fensterbrett.

„Meine Herren, wer will mit mir wetten? Ich mache dasselbe!“ rief er. „Oder es ist auch gar keine Wette nötig; ich mache es einfach so. Laß mir nur eine Flasche Rum geben, Anatol . . . Ich werde es machen . . . Her mit der Flasche!“

„Laßt es ihn nur versuchen! Immer zu!“ sagte Dolochow lächelnd.

„Was redest du? Bist du verrückt geworden? Das lassen wir nicht zu! Du wirst ja schon auf einer Leiter schwindlig!“ riefen alle durcheinander.

„Ich werde austrinken! Gebt mir eine Flasche Rum!“ schrie Pierre, schlug mit der Hartnäckigkeit eines Betrunknen heftig auf den Tisch und stieg ins Fenster. Mehrere ergriffen ihn an den Armen; aber er war so stark, daß er alle, die ihm zu nahe kamen, durch seine Stöße zurücktaumeln ließ.

„Nein, so ist er nicht zurückzuhalten, absolut nicht!“ sagte Anatol. „Wartet, ich werde ihn schon auf andere Weise herumkriegeln. Höre mal, ich will mit dir wetten, aber erst morgen; jetzt wollen wir alle zu den *** fahren.“

„Jawohl, jawohl!“ schrie Pierre. „Da wollen wir hinfahren! Und den Bären nehmen wir auch mit!“ Er packte den Bären, faßte ihn um, hob ihn in die Höhe und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

X

Fürst Basili erfüllte das Versprechen, das er auf der Soiree bei Anna Pawlowna der Fürstin Drubezkaja gegeben hatte, von der er gebeten worden war, sich für ihren einzigen Sohn Boris zu verwenden. Er trug die Sache dem Kaiser vor, und der junge Mann wurde aus besonderer Gnade als Fähnrich in das Semjo-

nower Garderegiment versetzt. Zu Kutusows Adjutanten wurde aber Boris denn doch nicht ernannt, trotz aller Bemühungen und Intrigen von seiten Anna Michailownas. Bald nach jener Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna kehrte Anna Michailowna wieder nach Moskau zurück, und zwar gleich wieder in das Haus ihrer reichen Verwandten, der Kostows, bei denen sie sich gewöhnlich in Moskau aufhielt, und bei denen auch ihr vor kurzem in einem Linienregimente zum Fähnrich beförderter und dann sogleich zur Garde versetzter Sohn, ihr vergötterter Boris, von seiner Kindheit an erzogen war und viele Jahre gelebt hatte. Die Garde hatte Petersburg schon am 10. August verlassen, und der neue Gardefähnrich, der zum Zwecke seiner Equipierung noch in Moskau geblieben war, sollte sie auf dem Wege nach Radsiwilow einholen.

Bei Kostows feierten zwei Familienmitglieder, welche beide Natalja hießen, ihren Namenstag: die Mutter und die jüngere Tochter. Vom Vormittage an war bei dem großen, in ganz Moskau bekannten gräflich Kostowschen Hause in der Powarskaja-Straße ein beständiges Kommen und Abfahren von Equipagen mit Gratulanten. Die Gräfin saß mit ihrer schönen älteren Tochter und den fortwährend einander ablösenden Gästen im Salon.

Die Gräfin hatte ein mageres Gesicht von orientalischem Typus; sie war etwa fünfundvierzig Jahre alt und offenbar durch die Entbindungen, deren sie zwölf durchgemacht hatte, stark mitgenommen. Die von ihrer Kraftlosigkeit herrührende Langsamkeit ihrer Bewegungen und ihrer Sprache verlieh ihr ein vornehmes Wesen, welches Respekt einflößte. Die Fürstin Anna Michailowna Drubezkaja saß, als zum Hause gehörig, gleichfalls im Salon und war beim Empfang und bei der Unterhaltung der Besucher behilflich. Die Jugend hatte es nicht für nötig

befunden, sich an der Entgegennahme der Visiten zu beteiligen, sondern befand sich in den hinteren Zimmern. Der Graf dagegen empfing die Gratulanten, begleitete sie wieder hinaus und lud alle zum Diner ein.

„Sehr, sehr dankbar bin ich Ihnen, meine Teuerste oder mein Teuerster“ („meine Teuerste“ oder „mein Teuerster“ sagte er zu allen Besuchern ohne Ausnahme, ohne die geringste Abschattierung, sowohl zu denen, welche höher als er, wie auch zu denen, die tiefer standen), „für meine eigene Person und im Namen meiner beiden Angehörigen, welche heute ihren Namenstag begehen. Haben Sie doch die Güte, heute zum Mittagessen zu uns zu kommen. Eine Ablehnung würde mir gar zu schmerzlich sein, mein Teuerster. Ich bitte Sie herzlich im Namen der ganzen Familie, meine Teuerste.“ Diese Worte sagte er ohne Variationen zu allen ohne Ausnahme, mit dem gleichen Ausdruck in dem vollen, vergnügten, sauber rasierten Gesichte, mit dem gleichen kräftigen Händedruck und mit den gleichen, mehrmals wiederholten kurzen Verbeugungen. Sobald der Graf einen Gast hinausbegleitet hatte, kehrte er zu den Besuchern oder Besucherinnen zurück, welche noch im Salon waren, rückte sich einen Sessel heran, setzte sich, und indem er mit der Miene eines Mannes, dem es Freude macht zu leben und der auch zu leben versteht, forsch und munter die Beine auseinanderspreizte, die Hände auf die Knie legte und sich bedeutsam hin und her wiegte, stellte er Vermutungen über das Wetter auf und tauschte gute Ratschläge über die Gesundheit aus, und zwar bald auf russisch, bald in sehr schlechtem, aber zuversichtlich vorgebrachtem Französisch. Und dann stand er wieder von neuem auf, um mit der Miene eines zwar ermüdeten, aber mit treuer Festigkeit seine Pflicht erfüllenden Mannes Gästen das Geleit zu geben, wobei er sich die spärlichen grauen Haare auf der kahlen Platte zuricht-

strich und immer wieder zum Mittagessen einlud. Bisweilen ging er, bei der Rückkehr aus dem Vorzimmer, durch das Blumenzimmer und das Geschäftszimmer nach dem großen Marmorsaal mit heran, wo eine Tafel zu achtzig Gedecken gedeckt wurde, sah einen Augenblick den Dienern zu, welche Silber und Porzellan herbeitrugen, die Tische zurechtstellten und die Damaststischtücher auflegten, rief seinen Dmitri Wasiljewitsch, einen Mann von adliger Herkunft, der ihm sämtliche geschäftlichen Angelegenheiten besorgte, zu sich heran und sagte: „Na ja, lieber Dmitri, sieh nur zu, daß alles recht schön wird. Gut so, gut so,“ bemerkte er beifällig, indem er mit Vergnügen den riesigen Ausziehtisch betrachtete. „Die Hauptsache ist immer die Ausstattung der Tafel. Ja, ja . . .“ Und dann ging er mit einem kleinen selbstgefälligen Seufzer wieder in den Salon.

„Marja Iwowna Karagina nebst Tochter!“ meldete mit seiner Baßstimme ein hünenhafter Kostowscher Lakai, indem er in die Tür des Salons trat. Die Gräfin überlegte einen Augenblick lang und schnupfte aus einer goldenen Dose, die auf dem Deckel das Bild ihres Mannes trug.

„Diese Visiten haben mich schon ganz krank gemacht,“ sagte sie. „Nun, diese will ich noch annehmen; das soll dann aber auch die letzte sein. Die Dame ist gar zu förmlich und würde es mir übelnehmen . . . Ich lasse bitten!“ sagte sie zu dem Diener in so traurigem Tone, als ob sie sagen wollte: „Nun, dann tötet mich nur vollends!“

Eine Dame von hoher, stattlicher Figur und stolzem Gesichtsausdruck und ihr rundköpfiges, lächelndes Töchterchen traten, mit den Kleidern raschelnd, in den Salon.

„Es ist schon sehr lange her . . . Gräfin . . . Sie ist krank gewesen, das arme Kind . . . Auf dem Balle bei Rasumowskis . . . Die Gräfin Apraxina . . . Ich habe mich so sehr gefreut . . .“ so

ließen sich nun lebhaft weibliche Stimmen vernehmen; eine unterbrach immer die andere, und mit dem Tone der Stimmen vermischte sich das Rascheln der Kleider und das Geräusch der Stühle, die zurechtgerückt wurden. Dann begann ein Gespräch von jener Art, wie man es anscheinend nur anknüpft mit der Absicht, bei der ersten eintretenden Pause wieder aufzustehen, mit den Kleidern zu rascheln, zu sagen: „Ich habe mich sehr, sehr gefreut . . . Mamas Befinden . . . Die Gräfin Apraxina . . .“ und dann wieder, mit den Kleidern raschelnd, in das Vorzimmer zu gehen, den Pelz oder Mantel anzuziehen und wegzufahren.

Das Gespräch behandelte auch die wichtigste Neuigkeit, die es damals in Moskau gab, die Krankheit des alten Grafen Besuchow, bekannt als Krösus und als einer der schönsten Lebemänner zur Zeit der Kaiserin Katharina; so kam man auch auf seinen natürlichen Sohn Pierre, der sich auf einer Soiree bei Anna Pawlowna Scherer so unpassend benommen haben sollte.

„Ich bedaure den armen Grafen außerordentlich,“ sagte die Besucherin. „Sein Befinden ist so schon so schlecht, und nun noch dieser Kummer über den Sohn. Das wird sein Tod sein!“

„Was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte die Gräfin, als ob ihr der Vorfall, von dem die Besucherin sprach, unbekannt wäre, wiewohl sie doch bereits ungefähr fünfzehnmal die Ursache von Graf Besuchows Kummer gehört hatte.

„Da haben wir die Folgen der heutigen Erziehung! Und noch dazu der Erziehung im Auslande!“ sagte die Besucherin. „Dieser junge Mann ist vollständig sich selbst überlassen gewesen, und jetzt hat er, wie man hört, in Petersburg so schreckliche Dinge begangen, daß ihn die Polizei aus der Stadt ausgewiesen hat.“

„Unerhört!“ sagte die Gräfin.

„Er ist in einen schlechten Bekanntenkreis hineingeraten,“ mischte sich die Fürstin Anna Michailowna in das Gespräch. „Der

eine Sohn des Fürsten Wasili, er und ein gewisser Dolochow sollen ganz tolle Geschichten angestellt haben. Nun haben sie dafür ihre Strafe bekommen. Dolochow ist zum Gemeinen degradiert, und Besuchows Sohn ist nach Moskau verwiesen. Was Anatol Kuragin betrifft, — für den hat der Vater auf irgendwelche Weise eine Milderung der Strafe erwirkt. Aber Petersburg hat er auch verlassen müssen.“

„Aber was haben sie denn getan?“ fragte die Gräfin.

„Ganz ruchlose Menschen müssen das sein, namentlich dieser Dolochow,“ antwortete die Besucherin. „Er ist ein Sohn von Frau Marja Iwanowna Dolochowa, einer so hochachtbaren Dame, und nun so etwas! Können Sie sich das vorstellen: die drei haben sich irgendwo einen Bären verschafft, haben sich mit ihm in einen Wagen gesetzt und ihn in die Wohnung von Schauspielerinnen mitgenommen. Die Polizei kam eilig herbei, um dem Unfug Einhalt zu tun; da haben sie den Reviervorsteher ergriffen, ihn Rücken an Rücken mit dem Bären zusammengebunden und den Bären in den Moika-Kanal geworfen; der Bär schwamm im Wasser, und der Reviervorsteher auf ihm drauf.“

„Eine hübsche Figur muß der Reviervorsteher dabei gemacht haben, meine Leuerste!“ rief der Graf, der vor Lachen beinahe sterben wollte.

„Ach, es ist ja doch eine ganz entsetzliche Handlungsweise! Was ist dabei nur zu lachen, Graf?“

Aber unwillkürlich lachten die Damen ebenfalls.

„Nur mit Mühe gelang es, den Unglücklichen zu retten,“ fuhr die Besucherin fort. „Auf eine so löbliche Weise amüsiert sich der Sohn des Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow!“ fügte sie hinzu. „Und dabei hieß es, er wäre so gut erzogen und so verständig! Da sieht man, wohin diese ganze ausländische Erziehung führt! Hoffentlich wird ihn hier trotz seines Reichthums niemand

empfangen. Es wollte ihn mir jemand vorstellen; aber ich habe mich entschieden geweigert; ich habe Töchter, auf die ich Rücksicht nehmen muß."

„Warum sagen Sie, daß dieser junge Mann so reich sei?“ fragte die Gräfin; sie bog sich von den jungen Mädchen weg, die sich auch sogleich den Anschein gaben, als ob sie nicht zuhörten. „Graf Besuchow hat doch nur illegitime Kinder. Und wie es scheint, ist auch Pierre ein solches.“

Die Besucherin deutete durch eine Handbewegung an, wie arg es damit stände, und bemerkte: „Ich glaube, er hat zwanzig illegitime Kinder.“

Hier griff wieder die Fürstin Anna Michailowna in das Gespräch ein; sie wünschte offenbar an den Tag zu legen, was für hohe Verbindungen sie besitze, und wie gut sie über alle Vorgänge in den höheren Gesellschaftskreisen orientiert sei.

„Die Sache verhält sich so,“ sagte sie beinahe im Flüsterton mit wichtiger Miene: „Das Renommee des Grafen Kirill Wladimirowitsch ist ja allgemein bekannt. Wieviel Kinder er hat, weiß er wohl selbst nicht; aber dieser Pierre war sein Lieblingskind.“

„Wie schön der alte Mann war!“ sagte die Gräfin. „Noch im vorigen Jahre! Ich habe nie in meinem Leben einen schöneren Mann gesehen.“

„Jetzt sieht er sehr verändert aus,“ erwiderte Anna Michailowna. „Also ich wollte sagen,“ fuhr sie fort, „durch seine Frau ist Fürst Basili der rechtmäßige Erbe des ganzen Vermögens; aber diesen Pierre hat der Vater sehr geliebt, er hat sich angelegentlich um seine Erziehung gekümmert und eine Eingabe an den Kaiser gemacht, so daß niemand weiß, wenn er stirbt (und es steht mit ihm so schlecht, daß das jeden Augenblick erwartet wird; auch Doktor Lorrain ist aus Petersburg hergerufen worden), wem dann dieses riesige Vermögen zufällt, ob dem jungen

Pierre oder dem Fürsten Basili. Vierzigtausend Seelen und viele Millionen Rubel. Ich weiß das ganz sicher, weil es mir Fürst Basili selbst gesagt hat. Auch ist Kirill Wladimirowitsch durch meine Mutter mit mir als Onkel dritten Grades verwandt. Er ist auch der Taufpate meines Boris," fügte sie so leicht hin hinzu, als ob sie diesem Umstände keine besondere Wichtigkeit beilegte.

"Fürst Basili ist gestern nach Moskau gekommen," bemerkte die Besucherin. "Ich habe gehört, er befinde sich auf einer Inspektionsreise."

"Ja, aber das ist, unter uns gesagt, nur ein Vorwand," entgegnete die Fürstin. "Eigentlich ist er wegen des Grafen Kirill Wladimirowitsch hergekommen, weil er erfahren hat, daß es so schlecht mit ihm steht."

"Aber, meine Leuerste, das war doch ein famoser Streich," sagte der Graf; und als er merkte, daß die ältere Besucherin nicht hinzöhrte, wandte er sich zu den beiden jungen Damen. "Ich kann mir vorstellen, was für einen hübschen Anblick der Reviervorsteher dabei dargeboten hat!"

Und indem er mimisch veranschaulichte, was für Bewegungen der Reviervorsteher mit den Armen gemacht haben mochte, brach er wieder in ein herzhaftes, tiefstönendes Lachen aus, das seinen gesamten vollen Körper erschütterte, so wie Leute lachen, die immer gut gegessen und besonders immer gut getrunken haben. "Also haben Sie die Güte, heute bei uns zu Mittag zu speisen!" sagte er.

XI

Es trat eine Pause im Gespräche ein. Die Gräfin blickte ihre Besucherin freundlich lächelnd an, ohne indes zu verbergen, daß sie sich ganz und gar nicht grämen würde, wenn diese jetzt aufstehen und weggehen wollte. Die Tochter der Besucherin machte

bereits ihr Kleid zum Aufstehen zurecht und blickte fragend ihre Mutter an, da wurde plötzlich aus dem Nebenzimmer hörbar, wie eine ganze Anzahl männlicher und weiblicher Füße zur Thür gelaufen kamen und ein angestoßener Stuhl mit Gepolter umfiel, und ins Zimmer herein kam ein dreizehnjähriges Mädchen gestürzt, das etwas in den Falten ihres kurzen Musselinkleides versteckt hielt und mitten im Zimmer stehen blieb. Es war klar, daß sie ohne Absicht, weil sie sich in ihrem schnellen Laufe nicht hatte hemmen können, so weit gestürzt war. In der Thür erschienen in demselben Augenblick ein Student in seiner Uniform mit dem himbeerroten Kragen, ein Gardeoffizier, ein fünfzehnjähriges Mädchen und ein dicker, rotbackiger Knabe in kurzer Jacke.

Der Graf sprang auf, und sich hin und her wiegend, umfing er das so eilig hereingekommene Mädchen mit weit ausgebreiteten Armen.

„Ah, da ist sie ja, das liebe, kleine Persönchen, das heute seinen Namenstag hat!“ rief er lachend.

„Mein liebes Kind, man muß sich immer schidlich benehmen,“ sagte die Gräfin mit erkünstelt strenger Miene zu ihrem Töchterchen; und ihrem Manne machte sie dann den Vorwurf: „Du verwohntest sie immer, lieber Ija.“

„Guten Tag, mein Herzchen, und meinen Glückwunsch zum Namenstage!“ sagte die Besucherin, und sich zur Mutter wendend, fügte sie hinzu: „Welch ein reizendes Kind!“

Das schwarzäugige, nicht schöne, aber muntere Mädchen, mit dem großen Munde, mit den unbedeckten, schmalen Rinderschultern, die sich infolge des schnellen Laufens zuckend in ihrem Nieder bewegten, mit den schwarzen, unordentlich zurückgeworfenen Locken, mit den dünnen, nackten Armen, mit den kleinen Beinen in den Spizenhöschchen und den zierlichen Füßchen in den

ausgeschnittenen Schuhchen, stand in jenem liebenswürdigen Alter, wo das junge Mädchen kein Kind mehr und das Kind noch kein junges Mädchen ist. Aus den Armen des Vaters herauschlüpfend, lief sie zu der Mutter, verbarg, ohne sich um den erhaltenen strengen Verweis im geringsten zu kümmern, ihr heißes, rotes Gesichtchen in deren Spitzenmantille und brach in ein lautes Gelächter aus. Sie erzählte in abgebrochenen Worten unter fortwährendem Lachen etwas von ihrer Puppe, die sie aus den Falten ihres Kleidchens hervorholte.

„Seht ihr wohl? . . . Meine Puppe . . . Mimi . . . seht nur . . .“

Natascha¹ konnte nicht weitersprechen; die Sache erschien ihr gar zu lächerlich. Sie warf sich wieder gegen die Mutter und lachte so laut und herzlich, daß alle, sogar die sehr förmliche Besucherin, unwillkürlich mitlachten.

„Nun geh aber, geh weg mit deinem häßlichen Balg,“ sagte die Mutter und schob, ärgerlich tuend, die Tochter von sich. „Das ist meine Jüngste,“ bemerkte sie entschuldigend, sich zu der Besucherin wendend. Natascha hob für einen Augenblick ihr Gesicht von dem spitzenbesetzten Busentuch ihrer Mutter auf, blickte von unten durch Tränen des Lachens zu ihr in die Höhe und verbarg ihr Gesicht wieder.

Die Besucherin, die diese Familienszene mitansehen mußte, hielt für nötig, sich irgendwie daran zu beteiligen.

„Sagen Sie doch, mein Herzchen,“ begann sie, zu Natascha gewendet, „wie ist denn diese Mimi eigentlich mit Ihnen verwandt? Sie ist wohl Ihre Tochter?“

Dem kleinen Mädchen mißfiel der Ton, in welchem die Dame zu ihr sprach, diese herablassende Nachahmung kindlicher Rede-weise. Sie antwortete nicht und blickte die Besucherin ernsthaft an.

¹ Koseform für Natalja. Anmerkung des Übersetzers.

Inzwischen hatte die gesante jugendliche Generation, nämlich: der Fähnrich Boris, der Sohn der Fürstin Anna Michailowna, dann der Student Nikolai, der älteste Sohn des Grafen, ferner eine fünfzehnjährige Nichte des Grafen, namens Sonja, und endlich der kleine Peter, der jüngste Sohn, diese alle hatten sich im Salon hier und da niedergelassen und gaben sich offenbar große Mühe, die Munterkeit und Lustigkeit, die sich in ihren Mienen aufs deutlichste aussprach, in den Grenzen des Anstandes zu halten. Zweifellos hatten sie in den Hinterzimmern, von wo sie alle mit solchem Ungestüm nach dem Salon gelaufen waren, vergnüglichere Gespräche geführt, als diejenigen waren, die sie nun hier über Stadtflatsch, über das Wetter und über die Gräfin Apraxina zu hören bekamen. Ab und zu sahen sie sich untereinander an und konnten dann kaum das Lachen zurückhalten.

Die beiden jungen Männer, der Student und der Offizier, seit ihrer Kindheit miteinander befreundet, waren von gleichem Alter und beide hübsch, hatten aber miteinander keine Ähnlichkeit. Boris war ein hochgewachsener Jüngling, mit blondem Haar, regelmäßigen, feinen Zügen und einem ruhigen Gesichtsausdruck. Nikolai war nur mäßig groß, kraushaarig, mit offener Miene. Auf seiner Oberlippe zeigten sich schon schwarze Härchen, und sein ganzes Gesicht trug das Gepräge des Ungestüms und der Schwärmerei. Nikolai wurde rot, als er in den Salon trat; man konnte ihm anmerken, daß er nach etwas suchte, das er sagen könnte, aber nichts fand. Boris dagegen fühlte sich sofort in seinem Fahrwasser und erzählte in ruhigem, scherzendem Tone, er habe diese Puppe Mimi schon gekannt, als sie noch ein kleines Mädchen und ihre Nase noch nicht abgestoßen gewesen sei; aber in den fünf Jahren, auf die er sich zurückbesinnen könne, sei sie recht gealtert und habe jetzt einen Sprung über den ganzen

Schädel. Nach diesen Bemerkungen sah er Natascha an. Natascha wandte sich von ihm weg und blickte nach ihrem jüngeren Bruder hin, der mit zusammengekniffenen Augen vor lautlosem Lachen am ganzen Leibe zitterte. Bei diesem Anblicke war Natascha nicht imstande, sich länger zu beherrschen; sie sprang auf und lief, so schnell ihre flinken Beinchen sie nur tragen konnten, aus dem Zimmer. Boris war ganz ruhig geblieben und hatte nicht gelacht.

„Sie wollten ja wohl auch ausfahren, Mamachen?“ fragte er lächelnd seine Mutter. „Möchten Sie jetzt den Wagen haben?“

„Ja, geh nur, geh nur und laß den Wagen bereit machen,“ antwortete sie ebenfalls lächelnd. Boris verließ ruhigen Schrittes den Salon und folgte dann der kleinen Natascha nach; der dicke Knabe lief ärgerlich hinter ihnen her, als sei er empört darüber, daß nun sein Amüsement ein Ende gefunden habe.

XII

Von dem jungen Volke waren nun, das zu Besuch anwesende Fräulein und die älteste Tochter der Gräfin nicht mitgerechnet (diese war vier Jahre älter als ihre Schwester und hielt sich schon für erwachsen), im Salon nur Nikolai und die Nichte Sonja zurückgeblieben. Sonja war eine kleine, schwächliche Brünette, mit weichblickenden, von langen Wimpern beschatteten Augen; das schwarze Haar war in einen schweren Zopf geflochten, der zweimal ihren Kopf umschlang; die Haut hatte im Gesichte und namentlich an den entblößten, mageren, aber graziösen und muskelkräftigen Armen sowie auch am Halse einen gelblichen Farbenton. Mit der Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen, der weichen Biegsamkeit ihrer kleinen Gliedmaßen und ihrem listig zurückhaltenden Wesen erinnerte sie an ein hübsches, aber noch nicht ausgewachsenes Käzchen, das später einmal eine prächtige

Räße werden wird. Sie hielt es wohl für ein Gebot der Höflichkeit, durch ein Lächeln ihr Interesse für das allgemeine Gespräch zu bekunden; aber wider ihren Willen blickten ihre Augen unter den langen, dichten Wimpern hervor mit einer so leidenschaftlichen, mädchenhaften Schwärmerei nach dem Better hin, der demnächst zur Armee abgehen sollte, daß ihr Lächeln niemand auch nur einen Augenblick lang täuschen konnte; es war ganz klar, daß das Rädchen sich nur in der Absicht hingesezt hatte, bald einen noch kräftigeren Sprung zu tun und ihr Spiel mit dem Better von neuem zu beginnen, sowie sie nur, wie Boris und Nataſcha, aus diesem Salon würden wieder herausgekommen sein.

„Ja, meine Teuerſte,“ ſagte der alte Graf zu der Beſucherin, indem er auf ſeinen Nikolai wies, „ſein Freund Boris iſt Offizier geworden, und aus Freundschaft will er ſich nun nicht von ihm trennen. Er läßt die Univerſität und mich alten Mann im Stiche und tritt in das Heer ein. Und es war ſchon eine Stelle in der Archivverwaltung für ihn in Bereitschaft und auch ſonſt alles geregelt. Das nennt man Freundschaft, nicht wahr?“ ſchloß der Graf in fragendem Tone.

„Es heißt ja, daß der Krieg ſchon erklärt iſt,“ ſagte die Beſucherin.

„So heißt es ſchon lange,“ erwiderte der Graf. „Es wird davon geredet und geredet, und weiter wird nichts. Ja, ſehen Sie, meine Teuerſte, das nennt man Freundschaft!“ ſagte er noch einmal. „Er tritt bei den Huſaren ein.“

Da die Beſucherin nicht wußte, was ſie ſagen ſollte, ſo wiegte ſie den Kopf hin und her.

„Ich tue es ganz und gar nicht aus Freundschaft,“ entgegnete Nikolai; er war dunkelrot geworden und rechtfertigte ſich wie gegen eine kränkende Verleumdung. „Ganz und gar nicht aus

Freundschaft, sondern einfach, weil ich den Beruf zum Soldaten in mir fühle."

Er sah sich nach seiner Cousine und dem zu Besuch gekommenen Fräulein um; beide blickten ihn beifällig lächelnd an.

„Heute wird der Kommandeur des Pawlograder Husarenregimentes, Oberst Schubert, bei uns zum Diner sein. Er ist auf Urlaub hier in Moskau gewesen und nimmt unsern Sohn gleich mit. Was soll man dagegen tun?“ sagte mit Achselzucken der Graf, welcher in scherzendem Tone über eine Angelegenheit sprach, die ihm offenbar viel Kummer machte.

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, lieber Papa,“ erwiderte der Sohn, „daß ich, wenn Sie mich nicht weglassen mögen, hierbleiben werde. Aber ich weiß, daß ich zu nichts anderem tauge, als zum Soldaten; ich bin weder Diplomat noch Beamter; ich verstehe es nicht, meine Empfindungen zu verbergen,“ sagte er, wobei er fortwährend mit der bei jungen, hübschen Leuten gewöhnlichen Kofetterie nach Sonja und der andern jungen Dame hinblickte.

Das Mädchen verwandte kein Auge von ihm und schien jeden Augenblick bereit, das Spiel von neuem zu beginnen und seine ganze Raßennatur zu betätigen.

„Na, na, laß nur gut sein!“ sagte der alte Graf. „Er wird immer gleich hitzig. Dieser Bonaparte hat ihnen allen den Kopf verdreht; nun denken sie alle daran, wie der aus einem einfachen Leutnant Kaiser geworden ist. Na, Gott geb's!“ fügte er hinzu, ohne das spöttische Lächeln der Besucherin zu bemerken.

Die Erwachsenen gerieten nun in ein Gespräch über Bonaparte hinein. Julja, die Tochter der Frau Karagina, wandte sich an den jungen Rostow.

„Wie schade, daß Sie Donnerstag nicht bei Archarows waren. Ich habe Sie recht sehr vermißt,“ sagte sie mit einem entgegen-

kommenden Lächeln. Der geschmeichelte junge Mann setzte sich mit dem koketten Lächeln der Jugend näher an sie heran und ließ sich mit der lächelnden Julia in ein besonderes Gespräch ein, ohne auch nur zu ahnen, daß dieses sein unwillkürliches Lächeln das Herz der errötenden und gekünstelt lächelnden Sonja mit Messerstichen der Eifersucht zerfleischte. Mitten im Gespräche sah er zufällig einmal nach ihr hin. Sonja warf ihm einen Blick voll heißer Leidenschaft und lodernnden Zornes zu, stand auf und verließ das Zimmer, da sie kaum mehr die Tränen in den Augen zurückhalten und das gekünstelte Lächeln auf den Lippen bewahren konnte. Nikolais ganze Lebhaftigkeit war mit einem Schläge verschwunden. Er paßte die erste Pause, die im Gespräche eintrat, ab und ging mit verstörtem Gesicht aus dem Zimmer, um Sonja aufzusuchen.

„Wie durchsichtig doch die Geheimnisse all dieser jungen Leute sind!“ bemerkte Anna Michailowna, auf den hinausgehenden Nikolai deutend. „Ja, Bettern und Cousinen, das ist ein gefährlich Ding!“ fügte sie hinzu.

„Ja,“ sagte die Gräfin, nachdem der Sonnenstrahl, der mit dieser jungen Generation Eingang in den Salon gefunden hatte, nun wieder verschwunden war, und es klang, als antwortete sie damit auf eine Frage, die niemand an sie gerichtet hatte, die sie aber unaufhörlich beschäftigte, „wieviel Leid und Sorge hat man durchmachen müssen, um sich jetzt der Kinder zu freuen! Und auch jetzt hat man mehr Angst als Freude, das ist sicher. Immer schwebt man in Furcht, immerzu! Es ist gerade das Alter, das für die Mädchen und für die Knaben am gefährlichsten ist.“

„Es kommt dabei alles auf die Erziehung an,“ meinte die Besucherin.

„Ja, da haben Sie recht,“ fuhr die Gräfin fort. „Bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, die Freundin meiner Kinder gewesen und

besitze ihr volles Vertrauen.“ (Sie teilte eben die Illusionen vieler Eltern, welche fest glauben, daß ihre Kinder vor ihnen keine Geheimnisse haben.) „Ich weiß, daß ich immer die erste Ratgeberin meiner Töchter sein werde, und daß unser Nikolai, auch wenn er infolge seines hitzigen Temperamentes einmal dumme Streiche machen sollte (ohne das geht es ja bei jungen Männern nicht ab), doch ein ganz anderer Mensch werden wird als diese Petersburger Herren.“

„Ja, es sind prächtige, prächtige Kinder!“ fügte der Graf bekräftigend hinzu, welcher verwickelte Fragen, die ihm Schwierigkeit machten, immer dadurch entschied, daß er alles prächtig fand. „Was soll man machen? Er will nun einmal Husar werden! Ja, was ist da zu tun, meine Teuerste!“

„Was ist aber Ihre Jüngste für ein allerliebste Wesen!“ äußerte die Besucherin. „Welch eine sprühende Lebhaftigkeit!“

„Jawohl, eine sprühende Lebhaftigkeit,“ sagte der Graf beistimmend. „Sie artet nach mir. Und was sie für eine Stimme hat! Obgleich sie meine Tochter ist, muß ich doch wahrheitsgemäß sagen: sie wird eine bedeutende Sängerin werden, eine zweite Salomoni. Wir lassen ihr von einem Italiener Unterricht geben.“

„Ist das nicht etwas früh? Es heißt doch, es wäre der Stimme schädlich, wenn man in diesem Lebensalter schon Gesangstunden nimmt.“

„O nein, wie sollte das zu früh sein!“ entgegnete der Graf. „Unsere Mütter haben ja doch im Alter von zwölf, dreizehn Jahren sogar schon geheiratet!“

„Sie ist schon jetzt in Boris verliebt! Was sagen Sie dazu?“ bemerkte die Gräfin, indem sie mit einem leisen Lächeln die Mutter des jungen Boris anblickte, und fuhr dann, offenbar in Verfolgung eines Gedankens, der sie dauernd beschäftigte, fort: „Sehen Sie, wenn ich streng gewesen wäre und es ihr verboten

hätte . . . Gott weiß, was die beiden dann heimlich getan haben würden" (die Gräfin meinte damit, daß sie sich dann vielleicht geküßt hätten); „aber jetzt weiß ich jedes Wort, das über Nataſchas Lippen kommt. Ganz von selbst kommt sie abends immer zu mir gelaufen und erzählt mir alles. Vielleicht verwöhne ich sie etwas; aber das scheint doch wirklich immer noch besser zu sein als das Gegenteil. Die Älteste habe ich streng gehalten.“

„Ja, ich bin ganz anders erzogen worden,“ sagte die älteste Tochter, die schöne Gräfin Wjera, lächelnd. Aber durch dieses Lächeln wurde Wjeras Gesicht nicht verschönert, wie es doch bei den meisten Menschen der Fall ist; ihr Gesicht bekam dabei vielmehr etwas Unnatürliches und deshalb Unangenehmes. Die älteste Tochter Wjera war hübsch, sie war klug, hatte in der Schule vortrefflich gelernt, war gut erzogen, hatte eine angenehme Stimme; was sie da soeben gesagt hatte, war richtig und passend; aber merkwürdig: sowohl die Besucherin als auch die Gräfin sahen sie an, als wenn sie erstaunt wären, wozu sie das gesagt habe, und hatten dabei eine unbehagliche Empfindung.

„Mit den ältesten Kindern stellt man immer allerlei Experimente an,“ sagte die Besucherin. „Man will immer aus ihnen etwas Besonderes machen.“

„Ich muß allerdings gestehen, meine Zuerste: meine liebe Frau hat mit Wjera herumexperimentiert,“ sagte der Graf. „Na, aber trotzdem: sie ist doch ein prächtiges Mädchen geworden,“ fügte er hinzu, indem er der Tochter beifällig mit den Augen zuzwinkerte.

Die beiden Besucherinnen standen auf und entfernten sich, nachdem sie versprochen hatten, zum Diner wiederzukommen.

„Was das für eine Manier ist! Sie haben ja eine Ewigkeit dagesessen!“ sagte die Gräfin, nachdem sie den Besuch ins Vorzimmer begleitet hatte.

XIII

Als Natascha den Salon so eilig verlassen hatte, war sie nur bis in das Blumenzimmer gelaufen. Hier blieb sie stehen, horchte auf das Gespräch im Salon und wartete darauf, daß Boris herauskommen werde. Sie begann schon ungeduldig zu werden, stampfte mit dem Füßchen und war schon nahe daran, in Tränen darüber auszubrechen, daß er nicht sofort kam, als sie die wohl-anständigen, weder zu langsamen noch zu schnellen Schritte des jungen Mannes hörte. Schnell sprang Natascha zwischen die Blumenkübel und versteckte sich.

Boris blieb mitten im Zimmer stehen, sah sich um, entfernte mit der Hand einige Stäubchen vom Armel seiner Uniform, trat dann an den Spiegel und betrachtete sein hübsches Gesicht. Natascha, die sich mäuschenstill verhielt, lugte aus ihrem Versteck hervor, in Erwartung, was er nun wohl tun werde. Er stand ein Weilchen vor dem Spiegel, lächelte und schritt dann zur Ausgangstür hin. Natascha wollte ihn zuerst anrufen, besann sich aber dann eines anderen.

„Mag er mich suchen,“ sagte sie zu sich. Kaum war Boris fort, als durch die andere Thür Sonja hereintrat; ihr Gesicht war dunkelrot, die Tränen standen ihr in den Augen, und sie flüsterte zornig etwas vor sich hin. Nataschas erste Bewegung war, hervorzustürzen und zu ihr hinzueilen; aber sie beherrschte sich noch, blieb in ihrem Versteck und sah nun wie unter einer Tarnkappe zu, was da im Zimmer vorging. Sie empfand dabei ein ganz neues, eigenartiges Vergnügen. Sonja murmelte etwas Unverständliches und sah dabei nach der Thür, die zum Salon führte. Durch diese Thür kam jetzt Nikolai in das Blumenzimmer.

„Sonja, was hast du? Wie kannst du nur so sein?“ rief Nikolai und eilte zu ihr hin.

„Nichts, nichts, lassen Sie mich!“ schluchzte Sonja.

„Nein, ich weiß, was du hast.“

„Nun, wenn Sie das wissen, dann ist es ja schön! Dann gehen Sie nur zu ihr!“

„So-o-sonja! Hör nur ein Wort! Wie kannst du nur mich und dich um eines solchen Hirngespinnstes willen quälen?“ sagte Nikolai und ergriff sie bei der Hand. Sonja entriß ihm ihre Hand nicht und hörte auf zu weinen.

Ohne sich zu rühren, mit angehaltenem Atem und leuchtenden Augen, verfolgte Natafcha aus ihrem Versteck diesen Vorgang. „Was wird nun weiter geschehen?“ dachte sie.

„Sonja, ich frage nichts nach der ganzen Welt! Du bist mein ein und alles!“ sagte Nikolai. „Ich will es dir beweisen.“

„Ich kann es nicht ertragen, wenn du mit einer andern so redest wie vorhin.“

„Nun, ich werde es nicht wieder tun; aber nun verzeih mir auch, Sonja!“ Er zog sie an sich und küßte sie.

„Ach, wie schön!“ dachte Natafcha, und als Sonja und Nikolai aus dem Zimmer hinausgegangen waren, ging sie ihnen nach und rief Boris zu sich.

„Boris, kommen Sie doch mal hierher!“ sagte sie mit wichtiger schlauer Miene. „Ich muß Ihnen etwas sagen. Hierher, hierher!“ Damit führte sie ihn in das Blumenzimmer zu der Stelle zwischen den Blumenkübeln, wo sie sich versteckt gehalten hatte. Boris folgte ihr lächelnd.

„Nun, was wird denn das für eine wichtige Mitteilung sein?“ fragte er.

Sie wurde verlegen, sah sich rings um und erblickte ihre Puppe, die sie auf einen Blumenkübel geworfen hatte; sie nahm sie in beide Hände.

„Küssen Sie doch mal meine Puppe!“ sagte sie.

Boris betrachtete ihr erregtes Gesicht mit prüfendem, freundlichem Blicke und antwortete nichts.

„Wollen Sie das nicht? Nun, dann kommen Sie hierher,“ fuhr sie fort, ging tiefer in das Dickicht der Gewächse hinein und warf die Puppe hin. „Näher, noch näher!“ flüsterte sie. Sie faßte den jungen Offizier mit beiden Händen an dem einen Armelausschlag, und auf ihrem erröteten Gesichte prägte sich ein feierlicher Ernst und eine gewisse Bangigkeit aus.

„Aber mich, wollen Sie mich küssen?“ flüsterte sie kaum hörbar und blickte ihn mit gesenkter Stirn von unten herauf an, lächelnd und gleichzeitig vor Aufregung beinah weinend.

Boris errötete.

„Aber wie komisch Sie sind!“ murmelte er, beugte sich zu ihr herab und errötete noch stärker, aber ohne etwas zu unternehmen; er wartete, was etwa noch weiter kommen würde.

Plötzlich sprang sie auf einen Blumenkübel hinauf, so daß sie höher mit dem Kopfe war als Boris, umarmte ihn, so daß ihre beiden dünnen, bloßen Armchen ihn oberhalb des Halses umschlangen, warf mit einer ruckartigen Kopfbewegung ihr Haar nach hinten zurück und küßte ihn gerade auf den Mund.

Dann schlüpfte sie zwischen den Blumentöpfen hindurch nach der andern Seite der Blumengruppe und blieb dort mit gesenktem Kopfe stehen.

„Natascha,“ sagte er, „Sie wissen, daß ich Sie lieb habe, aber . . .“

„Lieben Sie mich?“ unterbrach ihn Natascha.

„Ja, ich liebe Sie; aber ich bitte Sie, mir wollen das nicht wieder tun, was Sie jetzt eben . . . Noch vier Jahre . . . Dann werde ich Sie um Ihre Hand bitten.“ Natascha dachte nach.

„Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn . . .“ zählte sie an ihren feinen Fingerchen. „Nun schön! Also abgemacht?“ Und ein

Lächeln der Freude und Beruhigung erhellte ihr erregtes Gesichtchen.

„Abgemacht!“ erwiderte Boris.

„Für immer?“ fragte das kleine Mädchen. „Bis zum Tode?“

Sie faßte ihn unter den Arm und ging mit glückstrahlendem Gesichte langsam an seiner Seite nach dem Sofazimmer.

XIV

Die Gräfin war von den vielen Besuchen, die sie empfangen hatte, dermaßen ermüdet, daß sie Befehl gab, niemand weiter anzunehmen; der Portier wurde angewiesen, alle, die noch zum Gratulieren kommen würden, ausnahmslos einfach zum Diner einzuladen. Die Gräfin hatte den innigen Wunsch, sich mit der Fürstin Anna Michailowna, ihrer Freundin von den Tagen der Kindheit her, mit der sie seit deren Rückkehr aus Petersburg noch nicht ordentlich zusammen gewesen war, unter vier Augen auszusprechen. Anna Michailowna mit ihrem vergrämten, aber angenehmen Gesichte rückte näher an den Sessel der Gräfin heran.

„Dir gegenüber werde ich völlig aufrichtig sein,“ sagte Anna Michailowna. „Wie wenige von uns alten Freundinnen sind jetzt noch übrig! Daher lege ich auch so hohen Wert auf deine Freundschaft.“

Anna Michailowna blickte wiederholt nach Wjera hin und schwieg dann. Die Gräfin drückte ihrer Freundin die Hand.

„Wjera,“ sagte die Gräfin zu ihrer ältesten Tochter, der sie offenbar weniger Liebe zuwendete als der jüngeren, „daß ihr Kinder manchmal so schwer begreift! Merkst du denn nicht, daß deine Anwesenheit hier unerwünscht ist? Geh zu den andern oder . . .“

Die schöne Wjera lächelte geringschätzig, fühlte sich aber anscheinend nicht im geringsten gekränkt.

„Wenn Sie mir das gleich vorhin gesagt hätten, liebe Mama, so wäre ich sofort gegangen,“ erwiderte sie und verließ den Salon, um nach ihrem Zimmer zu gehen.

Aber als sie durch das Sofazimmer kam, sah sie, daß dort an den beiden Fenstern symmetrisch zwei Paare saßen. Wieder geringschätzig lächelnd blieb sie stehen. Sonja saß dicht neben Nikolai, der ihr von einigen Versen, den ersten, die er jemals verfertigt hatte, eine Abschrift machte. Boris und Natascha saßen an dem andern Fenster und brachen bei Wjeras Eintritt ihr Gespräch ab. Sonja und Natascha blickten mit schuldbewußten, glückseligen Gesichtern Wjera an.

Es war eigentlich vergnüglich und rührend, diese beiden verliebten Mädchen zu sehen; aber bei Wjera erweckte ihr Anblick offenbar keine angenehmen Empfindungen.

„Wie oft habe ich euch nicht schon gebeten, meine Sachen nicht zu nehmen,“ sagte sie. „Ihr habt ja doch euer eigenes Zimmer.“ Mit diesen Worten nahm sie ihrem Bruder Nikolai das Tintenfaß weg.

„Gleich, gleich!“ rief er und tauchte schnell noch einmal ein.

„Ihr benehmt euch doch fortwährend unschicklich,“ schalt Wjera weiter. „Vorhin kamt ihr in den Salon in einer Weise hereingestürmt, daß wir alle uns für euch schämen mußten.“ Obwohl oder gerade weil das, was sie sagte, durchaus richtig war, antwortete ihr niemand, und alle vier wechselten nur untereinander Blicke. Wjera, das Tintenfaß in der Hand haltend, zögerte noch, das Zimmer zu verlassen.

„Und wie könnt ihr denn in eurem Lebensalter Heimlichkeiten miteinander haben, Natascha mit Boris, und ihr beiden andern? Immer nur Dummheiten!“

„Brauchst du dich denn darum zu kümmern, Wjera?“ erwiderte als Verteidigerin der vier Getadelten Natascha mit leiser, sanfter Stimme. Sie schien heute gegen alle Menschen noch gutmütiger und freundlicher gesinnt zu sein, als sie sonst schon immer war.

„Ein dummes Benehmen ist das!“ sagte Wjera. „Ich schäme mich für euch. Was sind das für Heimlichkeiten?“

„Jeder hat seine besonderen Heimlichkeiten. Wir machen dir ja auch keine Vorwürfe wegen deines Herrn Berg,“ versetzte Natascha, die nun hitzig wurde.

„Das will ich meinen, daß ihr das nicht tut und nicht tun könnt,“ erwiderte Wjera. „In meinem Verhalten wird nie jemand etwas Ungehöriges finden können. Aber ich werde Mama erzählen, wie du mit Boris umgehst.“

„Natalja Iljinischna geht mit mir sehr gut und freundlich um,“ bemerkte Boris. „Ich kann mich nicht beklagen.“

„Reden Sie nicht so, Boris,“ sagte Natascha, „Sie sind ja ein arger Diplomat“ (dem Worte „Diplomat“ hatten die Kinder eine besondere Bedeutung beigelegt und gebrauchten es in dieser Bedeutung sehr häufig). „Das ist ja unerträglich,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme zitterte im Gefühl der erlittenen Kränkung. „Warum fängt sie immer mit mir an?“

„Du wirst dafür nie ein Verständnis haben,“ sprach sie, zu Wjera gewendet, weiter, „weil du nie jemand geliebt hast; du hast kein Herz; du bist nur eine Madame de Genlis“¹ (diesen Spitznamen, der als eine schwere Beleidigung betrachtet wurde, hatte Nikolai seiner Schwester Wjera beigelegt), „und für dich ist es das größte Vergnügen, anderen Menschen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Aber du, du darfst natürlich mit Herrn Berg

¹ Eine französische Schriftstellerin; sie schrieb Lustspiele, in denen keine Männerrollen und keine Liebesintrigen vorkommen, sowie eine Menge von pädagogischen Büchern. Anmerkung des Übersetzers.

kokettieren, soviel du Lust hast!" Sie hatte schnell und hastig gesprochen.

„Jedenfalls werde ich nicht vor den Augen fremder Gäste einem jungen Manne nachlaufen. . .“

„Na, nun hat sie erreicht, was sie wollte!“ griff jetzt Nikolai in das Gespräch ein. „Sie hat uns allen Kränkendes gesagt und uns allen die Laune verdorben. Kommt, wir wollen in das Kinderzimmer gehen!“ Wie ein aufgeschreckter Vogelschwarm erhoben sich alle vier und verließen das Zimmer.

„Ihr habt mir Kränkendes gesagt, ich niemandem,“ entgegnete Wjera.

„Madame de Genlis! Madame de Genlis!“ riefen lachende Stimmen noch von der andern Seite der Tür zurück.

Die schöne Wjera, durch deren Reden sich alle so unangenehm berührt und gereizt fühlten, lächelte; anscheinend ohne daß das, was ihr gesagt war, irgendwelchen Eindruck auf sie gemacht hätte, trat sie an den Spiegel und brachte ihre Schärpe und ihre Frisur in Ordnung; während sie ihr schönes Gesicht betrachtete, schien sie immer kühler und ruhiger zu werden.



Im Salon nahm das begonnene Gespräch seinen Fortgang.

„Ach ja, meine Teure,“ sagte die Gräfin, „auch in meinem Leben ist nicht alles voller Rosen. Ich kann nicht blind dagegen sein, daß bei dem ganzen Zuschnitt unseres Lebens unser Vermögen nicht mehr lange vorhalten wird! Und das Schlimmste dabei ist der Klub und meines Mannes Gutherzigkeit. Selbst wenn wir auf dem Lande wohnen, führen wir kein stilles, ruhiges Leben: da finden Theateraufführungen und Jagden und Gott weiß was alles statt. Aber wozu sprechen wir von mir? Wie hast denn du eigentlich deine ganzen Angelegenheiten zurechtgebracht?

Ich bewundere dich oft, liebe Anna, wie du bei deinen Fahrten so ganz allein weite Strecken im Reisewagen auf der Landstraße hin und her jagst, wie du bald nach Moskau, bald nach Petersburg fährst, zu allen Ministern, zu allen vornehmen Leuten gehst und alle zu behandeln verstehst; ich bewundere dich! Nun, wie hat sich denn alles einrichten lassen? Siehst du, ich, ich verstehe mich auf all solche Dinge nicht."

"Ach, liebes Herz," antwortete die Fürstin Anna Michailowna, "Gott wolle verhüten, daß du je erfahrest, wie schwer es ist, als Witwe ohne Stütze zurückzubleiben und für einen heißgeliebten Sohn sorgen zu müssen. Aber man lernt schließlich alles," fuhr sie mit einem gewissen Stolze fort. "Mein Prozeß hat mich in mancher Hinsicht klug gemacht. Wenn ich eins dieser großen Tiere notwendig sprechen muß, so schreibe ich ihm ein Billett: 'Die Fürstin Soundso wünscht Herrn Soundso zu sprechen' und fahre persönlich in einer gewöhnlichen Droschke nötigenfalls zweimal, dreimal, viermal zu ihm hin, bis ich erreicht habe, was ich brauche. Was so einer dann von mir denkt, ist mir ganz gleichgültig."

"Nun, wen hast du denn für deinen Boris um seine Verwendung gebeten?" fragte die Gräfin. "Dein Sohn ist ja jetzt schon Gardeoffizier, und unser Nikolai tritt erst als Junker ein. Er hat keinen hohen Fürsprecher. An wen hast du dich denn gewendet?"

"An den Fürsten Wasili. Er war überaus freundlich und sofort zu allem bereit; er hat die Sache dem Kaiser vorgetragen," berichtete die Fürstin Anna Michailowna ganz entzückt; all die Demütigungen, denen sie sich hatte unterziehen müssen, um ihr Ziel zu erreichen, vergaß sie dabei vollständig.

"Der sieht wohl auch schon recht alt aus, der Fürst Wasili?" fragte die Gräfin. "Ich habe ihn, seit wir bei Rumjanzew's zu-

sammen Theater spielten, nicht mehr wiedergesehen. Ich denke mir, er hat mich vergessen. Er machte mir damals die Cour." Die Gräfin lächelte bei dieser Erinnerung.

„Er ist immer noch derselbe,“ antwortete Anna Michailowna. „In Liebenswürdigkeiten und Gefälligkeiten kann er sich gar nicht genug thun. Seine hohe Stellung hat in seinem Wesen keine Veränderung herbeigeführt. ‚Es tut mir leid, daß ich nur so wenig für Sie tun kann, liebe Fürstin,‘ sagte er zu mir; ‚aber verfügen Sie ganz über mich.‘ Wirklich, er ist ein prächtiger Mensch, ein außerordentlich guter Verwandter. Aber du kennst meine Liebe zu meinem Sohne, Natalja. Ich weiß nichts, was mir zu schwer wäre, um sein Glück zu fördern. Aber meine pekuniären Verhältnisse sind so schlecht,“ fuhr Anna Michailowna mit trauriger Miene und leiserer Stimme fort, „so schlecht, daß ich mich jetzt in der allerschrecklichsten Lage befinde. Mein unseliger Prozeß frißt alles auf und kommt nicht vom Fleck. Kannst du dir das vorstellen: ich habe manchmal nicht zehn Kopelen in meinem Besitze und weiß jetzt nicht, wie ich die Equipierung meines Boris bezahlen soll.“ Sie nahm das Taschentuch heraus und fing an zu weinen. „Ich brauche fünfhundert Rubel und besitze gerade noch einen einzigen Fünfundzwanzigrubelschein. Ich bin in einer solchen Lage, daß . . . Meine einzige Hoffnung beruht jetzt auf dem Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow. Wenn der sich nicht geneigt zeigt, sein Patenkind zu unterstützen (er ist ja der Taufpate meines Boris) und ihm eine Summe zu seinem Unterhalte auszusetzen, so sind alle meine bisherigen Bemühungen zwecklos gewesen: ich habe kein Geld, um ihn zu equipieren.“

Der Gräfin traten vor Mitgefühl die Tränen in die Augen; sie schwieg, in Überlegungen versunken.

„Ich denke oft,“ fuhr die Fürstin fort, „es ist ja vielleicht Sünde,

aber ich denke oft: da lebt nun Graf Kirill Wladimirowitsch Besuchow ganz einsam und allein . . . so ein riesiges Vermögen . . . und wozu lebt er? Ihm ist das Leben nur noch eine Last, Boris dagegen fängt eben erst an zu leben."

"Er wird deinem Boris gewiß etwas hinterlassen," sagte die Gräfin.

"Gott weiß, ob er das tut, liebe Freundin! Diese reichen, hohen Herren sind so entsetzlich egoistisch. Aber ich will doch gleich jetzt mit Boris zu ihm hinfahren und ihm offen sagen, wie es steht. Mögen die Leute von mir denken, was sie wollen; mir ist das wirklich ganz gleichgültig, wenn das Schicksal meines Sohnes davon abhängt." Die Fürstin erhob sich. "Jetzt ist es zwei Uhr, und um vier beginnt bei euch das Diner. Da habe ich noch Zeit hinzufahren."

Und als praktische Petersburgerin, die die Zeit auszunutzen weiß, ließ Anna Michailowna ihren Sohn rufen und ging mit ihm ins Vorzimmer.

"Adieu, mein Herz!" sagte sie zu der Gräfin, die ihr bis zur Tür das Geleite gab. "Wünsche mir guten Erfolg," fügte sie, mit Rücksicht auf den Sohn, flüsternd hinzu.

"Sie wollen zum Grafen Kirill Wladimirowitsch, meine Leuerste?" fragte der Graf vom Speisesaal aus und kam ebenfalls ins Vorzimmer. "Wenn es ihm besser geht, so laden Sie doch Pierre zum Diner bei uns ein. Er hat ja früher in unserm Hause verkehrt und mit den Kindern getanzt. Vergessen Sie ja nicht, ihn dringend einzuladen, meine Leuerste. Na, nun wollen wir mal sehen, ob unser Koch Taras uns heute Ehre macht. Er sagt ja, daß es nicht einmal beim Grafen Orlow jemals ein solches Diner gegeben hat, wie unseres heute sein wird."

XV

Lieber Boris," sagte die Fürstin Anna Michailowna zu ihrem Sohne, als die Equipage der Gräfin Rostowa, in der sie saßen, auf der mit Stroh belegten Straße hinfuhr und nun in den weiten Hof des Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow einbog. „Lieber Boris," sagte die Mutter, indem sie ihre Hand unter der alten Saloppe hervornahm und sie mit einer schüchternen, freundlichen Bewegung auf die Hand des Sohnes legte, „sei recht freundlich und liebenswürdig. Graf Kirill Wladimirowitsch ist doch dein Pate, und von ihm hängt dein künftiges Schicksal ab. Vergiß das nicht, lieber Sohn, und sei recht liebenswürdig, wie du es ja zu sein verstehst."

„Wenn ich wüßte, daß dabei etwas anderes für uns herauskommt als Demütigungen . . ." antwortete der Sohn kalt. „Aber ich habe es Ihnen versprochen und werde es Ihnen zu Gefallen tun."

Mutter und Sohn traten, ohne sich anmelden zu lassen, geradeswegs in die durch hohe Glasfenster erhellte, rechts und links durch je eine Reihe von Statuen in Nischen flankierte Vorhalle; aber der Portier musterte die beiden, und obwohl sie in einer feinen Equipage gekommen waren, die nun vor dem Portale hielt, so fragte er doch nach einem bedeutsamen Blicke auf die alte Saloppe, zu wem sie zu gehen wünschten, ob zu den Prinzessinnen oder zu dem Grafen; und als er hörte, daß sie zu dem Grafen wollten, erwiderte er, das Befinden Seiner Erlaucht sei heute schlechter, und Seine Erlaucht nähmen niemand an.

„Dann wollen wir doch wieder zurückfahren," sagte der Sohn auf französisch.

„Lieber Sohn," erwiderte die Mutter in flehendem Tone und berührte wieder die Hand des Sohnes, als ob diese Berührung

ihn beruhigen oder anregen könnte. Boris entgegnete nichts und blickte, ohne den Mantel abzulegen, seine Mutter fragend an.

„Lieber Freund,“ sagte Anna Michailowna mit außerordentlich sanfter Stimme zu dem Portier, „ich weiß, daß Graf Kirill Wladimirowitsch sehr krank ist . . . eben deswegen bin ich hergekommen . . . ich bin eine Verwandte von ihm . . . Wenn es ihm so schlecht geht, werde ich ihn nicht belästigen . . . Dann möchte ich nur den Fürsten Basili Sergejewitsch sprechen; der logiert ja hier. Bitte, melde uns bei ihm an.“

Der Portier zog mürrisch die nach dem oberen Stockwerk hinaufgehende Schnur und wendete sich von den beiden Besuchern ab.

„Die Fürstin Drubezkaja zu dem Fürsten Basili Sergejewitsch,“ rief er dem Diener in Frack, Schuhen und Kniehosen zu, der von oben heruntergelaufen kam und von dem Treppenabsatz aus herunterblickte.

Die Mutter legte die Falten ihres aufgefärbten Seidenkleides zurecht, betrachtete sich in dem venezianischen, aus einer einzigen großen Scheibe bestehenden Wandspiegel und stieg tapfer in ihren schiefgetretenen Schuhen die mit einem Teppich belegte Treppe hinan.

„Lieber Sohn, du hast mir versprochen . . .“ wandte sie sich wieder an ihren Sohn und suchte ihn wieder durch eine Berührung seiner Hand zu einem ihren Wünschen entsprechenden Verhalten zu bewegen. Boris ging mit niedergeschlagenen Augen ruhig hinter ihr her.

Sie traten in einen Saal, aus welchem eine Tür in die dem Fürsten Basili angewiesenen Gemächer führen sollte.

Mutter und Sohn gingen bis in die Mitte des Saales und wollten gerade einen alten Diener, der bei ihrem Eintritt aufgesprungen war, fragen, wohin sie sich zu wenden hätten, da

drehte sich an einer der Türen der Bronzegriff, und Fürst Wafili, in einem mit Samt bezogenen Pelze, mit nur einem Ordensstern, also im Hausanzuge, erschien in der Tür und begleitete einen schönen Herrn mit schwarzem Haar hinaus. Dieser Herr war der berühmte Petersburger Arzt Dr. Lorrain.

„Es ist also sicher?“ fragte der Fürst.

„Errare humanum est, Fürst; aber . . .“ antwortete der Arzt; er schnarrte dabei das r und sprach die lateinischen Worte mit französischer Aussprache.

„Gut, gut!“

Als Fürst Wafili die Fürstin Anna Michailowna und ihren Sohn bemerkte, trennte er sich mit einer Verbeugung von dem Arzte und trat schweigend, aber mit fragender Miene, auf sie zu. Der Sohn bemerkte, wie die Augen seiner Mutter auf einmal einen Ausdruck tiefen Grames annahmen, und lächelte leise.

„Ja, unter was für traurigen Umständen müssen wir uns wiedersehen, Fürst . . . Nun, wie geht es unserm teuren Kranken?“ fragte sie, als ob sie den beleidigend kalten Blick, mit dem der Fürst sie ansah, nicht bemerkte.

In dem fragenden Blick, welchen Fürst Wafili auf die Mutter und dann auf den Sohn richtete, lag sein höchstes Erstaunen über die Anwesenheit der beiden hier. Boris verbeugte sich höflich. Ohne die Verbeugung zu erwidern, wandte sich Fürst Wafili zu Anna Michailowna und antwortete auf ihre Frage durch eine Bewegung des Kopfes und der Lippen, welche zu verstehen gab, daß für den Kranken nicht mehr viel zu hoffen sei.

„Also wirklich?“ rief Anna Michailowna. „Ach, das ist ja schrecklich! Ein furchtbarer Gedanke! . . . Dies ist mein Sohn,“ fügte sie, auf Borisweisend, hinzu. „Er wollte Ihnen persönlich seinen Dank sagen.“ Boris verbeugte sich nochmals höflich.

„Seien Sie überzeugt, Fürst, daß mein Mutterherz nie vergessen wird, was Sie für uns getan haben.“

„Ich freue mich, daß ich Ihnen habe eine kleine Gefälligkeit erweisen können, liebe Anna Michailowna,“ erwiderte der Fürst, indem er sein Tabot in Ordnung brachte; seine Gebärden und sein Ton hatten der von ihm protegierten Anna Michailowna gegenüber hier in Moskau noch weit mehr von vornehmer Würde an sich als in Petersburg auf der Soiree bei Annette Scherer.

„Bemühen Sie sich, Ihren Dienst ordentlich und pünktlich zu tun und sich der Ihnen gewordenen Auszeichnung würdig zu zeigen,“ fügte er, zu Boris gewendet, in strengem Tone hinzu. „Es freut mich . . . Sie sind auf Urlaub hier?“ fuhr er in seinem gleichgültigen Tone fort.

„Ich warte auf Befehl, Euer Durchlaucht, um mich zu meiner neuen Bestimmung zu begeben,“ antwortete Boris. Er ließ weder Verdruß über den scharfen Ton des Fürsten noch den Wunsch, mit diesem in ein Gespräch zu kommen, merken, sondern sprach so ruhig und respektvoll, daß der Fürst ihn aufmerksam anblickte.

„Sie wohnen bei Ihrer Frau Mutter?“

„Ich wohne bei dem Grafen Rostow,“ antwortete Boris und fügte wieder hinzu: „Euer Durchlaucht.“

„Das ist jener Ilja Rostow, welcher Natalja Schinschina geheiratet hat,“ bemerkte Anna Michailowna.

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiderte Fürst Wassili mit seiner eintönigen Stimme. „Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie Natalja sich hat entschließen können, diesen widerwärtigen Tölpel zu heiraten. Ein ganz dummes, lächerliches Subject. Überdies auch noch ein Spieler, wie man hört.“

„Aber ein guter Mensch, Fürst,“ erwiderte Anna Michailowna

mit herzgewinnendem Lächeln; der Sinn war: auch sie wisse recht wohl, daß Graf Rostow ein solches Urteil verdiene; sie bäte aber, mit dem armen alten Manne nicht zu streng ins Gericht zu gehen.

„Was sagen die Ärzte?“ fragte die Fürstin nach einem kurzen Stillschweigen, und wieder wurde auf ihrem vergrämten Gesichte jener Ausdruck tiefer Traurigkeit sichtbar.

„Es ist wenig Hoffnung,“ antwortete der Fürst.

„Und ich hätte so gern dem Onkel noch einmal für alle die Wohltaten gedankt, die er mir und meinem Boris erwiesen hat. Er ist sein Laufpate,“ fügte sie in einem Tone hinzu, als ob diese Nachricht dem Fürsten Wasiли die größte Freude bereiten müßte.

Fürst Wasiли schwieg nachdenklich und runzelte die Stirn. Anna Michailowna merkte, daß er in ihr eine Rivalin um die Erbschaft des Grafen Besuchow zu finden fürchtete; sie beeilte sich, ihn darüber zu beruhigen.

„Wenn ich nicht eine so innige Liebe und Verehrung für den Onkel hegte . . .“ sagte sie und sprach dabei das Wort „Onkel“ mit besonderer Selbstverständlichkeit und Achtlosigkeit aus; „ich kenne ja seinen edlen, geraden Charakter. Aber es ist jetzt niemand bei ihm als die Prinzessinnen; und diese sind noch recht jung.“ Sie neigte den Kopf und fügte flüsternd hinzu: „Hat er auch seine letzte Pflicht erfüllt, Fürst? Diese letzten Augenblicke sind kostbar, sie dürfen nicht unbenutzt bleiben. Man darf nicht warten, bis sich sein Zustand noch mehr verschlimmert; er muß notwendigerweise vorbereitet werden, wenn es so schlecht mit ihm steht. Wir Frauen, Fürst,“ hier lächelte sie sanft, „wissen immer, wie man über solche Dinge mit einem Kranken sprechen muß. Ich muß ihn unter allen Umständen sehen. Und wenn es mir auch noch so schmerzlich ist . . . aber ich bin ja schon gewohnt, zu leiden.“

Der Fürst verstand offenbar ihre Absicht und sagte sich, gerade wie auf der Abendgesellschaft bei Annette Scherer, daß es schwer sein würde, Anna Michailowna los zu werden.

„Wenn dieses Wiedersehen ihn nur nicht zu sehr angreifen wird, liebe Anna Michailowna,“ sagte er. „Wir wollen doch damit bis zum Abend warten; die Ärzte haben erklärt, es stehe eine Krisis bevor.“

„Aber wir dürfen nicht warten, Fürst, bei der kurzen Spanne Zeit, die ihm vielleicht nur noch vergönnt ist. Bedenken Sie, es handelt sich um die Rettung seiner Seele. Ach! Es ist ein schreckliches Ding um die Pflicht eines Christen. . .“

Eine nach den inneren Zimmern führende Thür öffnete sich, und eine der Prinzessinnen, welche die Nichten des Grafen waren, trat ein, eine Dame mit mürrischem, kaltem Gesicht und einer im Verhältnis zu den Weinen auffallend langen Taille.

Fürst Basili wandte sich zu ihr.

„Nun, wie befindet er sich?“

„Es ist immer derselbe Zustand. Und es ist ja auch nicht anders zu erwarten; dieser ewige Lärm. . .“ erwiderte die Prinzessin und blickte dabei Anna Michailowna an, als ob sie sie absolut nicht kannte.

„Ah, meine Teuerste! Ich hatte Sie gar nicht erkannt!“ sagte Anna Michailowna mit einem glückseligen Lächeln und ging mit leichten, hurtigen Schritten zu der Nichte des Grafen hin. „Ich bin hergekommen, um Ihnen bei der Pflege meines lieben Onkels beizustehen. Ich kann mir vorstellen, was Sie haben durchmachen müssen!“ fügte sie, teilnahmsvoll die Augen zur Decke richtend, hinzu.

Die Prinzessin antwortete nicht, lächelte auch nicht einmal und ging sofort aus dem Zimmer. Anna Michailowna zog sich die Handschuhe aus, setzte sich, wie in einer eroberten Position,

bequem in einem Lehnstuhl zurecht und forderte den Fürsten Basili auf, sich neben sie zu setzen.

„Boris,“ sagte sie lächelnd zu ihrem Sohne, „ich werde zu dem Grafen, meinem Onkel, gehen, und du, lieber Sohn, geh doch unterdessen zu Pierre. Und vergiß nicht, ihm die Einladung von Kostows zu bestellen. — Sie laden ihn für heute zum Diner ein; aber ich möchte meinen: er wird nicht hingehen?“ sagte sie, zu dem Fürsten gewendet.

„O doch, doch!“ erwiderte der Fürst, der sichtlich schlechter Laune geworden war. „Ich würde sehr froh sein, wenn Sie mich von diesem jungen Manne befreien. Er sitzt hier nur herum. Der Graf hat noch nicht ein einziges Mal nach ihm gefragt.“

Er zuckte die Achseln. Ein Diener führte den jungen Boris hinunter und eine andere Treppe wieder hinauf zu Pierre oder, wie er hier hieß, zu Peter Kirillowitsch.

XVI

Pierre war in Petersburg nicht dazu gekommen, sich einen bestimmten Beruf zu erwählen, und war wirklich wegen der begangenen Exzesse nach Moskau verwiesen worden. Die Geschichte, die beim Grafen Kostow erzählt wurde, hatte sich tatsächlich so zugetragen. Pierre hatte bei dem Zusammenbinden des Reviervorstehers mit dem Bären mitgewirkt. Jetzt nun war er vor einigen Tagen in Moskau angekommen und hatte, wie immer, bei seinem Vater Wohnung genommen. Obgleich er sich dachte, daß seine Skandalgeschichte wohl schon in Moskau bekannt sei, und daß die Damen, welche seinen Vater umgaben, bei ihrer ihm von jeher übelwollenden Gesinnung diesen Vorfall dazu benutzen würden, den Grafen gegen ihn aufzubringen, so begab er sich doch noch am Tage seiner Ankunft nach der Zimmer-

flucht, welche sein Vater bewohnte. Als er den Salon, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Prinzessinnen, betrat, begrüßte er die drei Damen, von denen zwei am Stidrahmen beschäftigt waren, während die dritte ihnen aus einem Buche vorlas. Die Vorleserin war die Älteste, ein peinlich sauber gekleidetes, strengblickendes Fräulein mit langer Taille, dieselbe, von deren Begegnung mit Anna Michailowna oben erzählt wurde; die beiden jüngeren stüften, zwei rotwangige, hübsche Mädchen, die sich untereinander nur dadurch unterschieden, daß die eine einen Leberfleck auf der Oberlippe hatte, der ihr Gesicht besonders nett und interessant erscheinen ließ. Pierre fand einen Empfang, als ob er eine Spukgestalt oder ein Pestfranker wäre. Die Älteste brach plötzlich mit dem Vorlesen ab und blickte ihn schweigend mit erschrockenen Augen an; die zweite, die ohne Leberfleck, zeigte genau den gleichen Gesichtsausdruck; die jüngste jedoch, die mit dem Leberfleck, ein Mädchen von heiterem, lachlustigem Wesen, beugte sich über den Stidrahmen hinab, um ihr Lächeln über die wahrscheinlich bevorstehende Szene, deren Komik sie vorhersehend, zu verbergen. Sie zog den Wollfaden nach unten und bückte sich, als wollte sie das Muster genau betrachten, hielt aber nur mit Mühe das Lachen zurück.

„Guten Tag, liebe Cousinen,“ sagte Pierre. „Sie erkennen mich wohl nicht?“

„Ich erkenne Sie nur zu gut, nur zu gut!“ erwiderte die Älteste.

„Wie steht es mit dem Befinden des Grafen? Kann ich ihn wohl sehen?“ fragte Pierre, in unbeholfener Weise, wie immer, aber ohne irgendwelche Verlegenheit.

„Der Graf ist körperlich und seelisch leidend, und wie es scheint, haben Sie sich alle Mühe gegeben, ihm noch mehr seelische Leiden zu bereiten.“

„Kann ich den Grafen sehen?“ fragte Pierre noch einmal.

„Hm! . . . Wenn Sie ihn töten, vollständig töten wollen, dann können Sie ihn sehen. Olga, geh doch einmal hin und sieh nach, ob die Bouillon für den Onkel fertig ist; es ist bald Zeit,“ fügte sie hinzu, um dadurch Pierre zu verstehen zu geben, daß sie beschäftigt seien, und zwar beschäftigt mit der Pflege seines Vaters, während er offenbar nur darauf ausgehe, ihn seelisch zugrunde zu richten.

Olga ging hinaus. Pierre blieb noch ein Weilchen stehen, blickte die Schwestern an und sagte schließlich mit einer Verbeugung: „Dann werde ich also wieder auf mein Zimmer gehen. Sobald ich ihn sehen kann, lassen Sie es mir, bitte, sagen.“ Er ging hinaus, und ein hellklingendes, aber nur leises Lachen der Schwester mit dem Leberfleck ertönte hinter ihm.

Am folgenden Tage kam Fürst Wafili an und logierte sich gleichfalls im Hause des Grafen ein. Er ließ Pierre zu sich rufen und sagte zu ihm:

„Mein Lieber, wenn Sie sich hier so betragen wollen, wie Sie es in Petersburg getan haben, so wird es mit Ihnen ein böses Ende nehmen. Darauf können Sie sich verlassen. Der Graf ist sehr, sehr krank; es wäre ganz unzweckmäßig, wenn Sie sich vor ihm zeigten.“

Seitdem war Pierre von niemand inkommodiert worden und saß den ganzen Tag allein oben auf seinem Zimmer.

In dem Augenblick, als Boris zu ihm hereintrat, ging Pierre gerade in seinem Zimmer auf und ab; mitunter blieb er in dieser oder jener Ecke stehen, wobei er drohende Gebärden gegen die Wand machte, als wollte er einen unsichtbaren Feind mit einem Degen durchbohren, und grimmig über seine Brille wegblickte; dann begann er seine Wanderung von neuem, murmelte undeutliche Worte, zuckte mit den Achseln und breitete die Arme auseinander.

„Mit England geht es zu Ende . . . jawohl, zu Ende!“ stieß er mit gerunzelter Stirn hervor. Er zeigte mit dem Finger auf jemand. „Mister Pitt wird als Verräter an der Nation und am Völkerrechte zum Tode . . .“ Er glaubte in diesem Augenblick Napoleon in eigener Person zu sein, hatte in der Gestalt dieses seines Heros bereits die gefährliche Überfahrt über den Pas de Calais bewerkstelligt und London eingenommen, wurde nun aber, gerade als er dabei war, das Urtheil über Pitt zu fällen, unterbrochen: denn er erblickte einen jungen, hübschen, schlanken Offizier, der zu ihm ins Zimmer trat. Pierre blieb stehen. Er hatte Boris als vierzehnjährigen Knaben zum letztenmal gesehen und besaß schlechterdings keine Erinnerung mehr an ihn; aber trotzdem drückte er ihm in der raschen, treuherzigen Art, die in seinem Wesen lag, die Hand und lächelte ihn freundlich an.

„Erinnern Sie sich meiner?“ fragte Boris ruhig mit einem angenehmen Lächeln. „Ich bin mit meiner Mutter hergekommen, um dem Grafen einen Besuch zu machen; aber er scheint ja recht krank zu sein.“

„Ja, das ist er, wie es scheint. Man macht ihm gar zu viel Unruhe,“ erwiderte Pierre und strengte sein Gedächtnis an, um herauszubringen, wer dieser junge Mann wohl sei.

Boris merkte, daß Pierre ihn nicht erkannte, hielt es aber nicht für nötig, seinen Namen zu nennen, und blickte ihm, ohne die geringste Verlegenheit zu empfinden, gerade ins Gesicht.

„Graf Rostow läßt Sie bitten, heute zum Diner zu ihm zu kommen,“ sagte er nach einem ziemlich langen und für Pierre unbehaglichen Stillschweigen.

„Ah, Graf Rostow!“ rief Pierre freudig. „Also Sie sind sein Sohn Ilja. Denken Sie nur, ich hatte Sie im ersten Augenblick nicht erkannt. Erinnern Sie sich noch, wie wir mit Madame

Jacquot eine Partie nach den Sperlingsbergen machten? Es ist freilich schon lange her."

"Sie irren sich," antwortete Boris ohne besondere Eile mit einem frischen, ein wenig spöttischen Lächeln. „Ich bin Boris, der Sohn der Fürstin Anna Michailowna Drubezkaja. Graf Kostom, der Vater, heißt Ilja, sein Sohn aber Nikolai. Und eine Madame Jacquot habe ich nie gekannt."

Pierre schlug mit dem Kopfe und den Armen hin und her, als ob ein Schwarm Mücken oder Bienen über ihn hergefallen wäre.

„Ach, was habe ich da gemacht! Lauter Konfusion! Ich habe aber auch so viele Verwandte hier in Moskau! Sie sind Boris . . . ja. Nun, jetzt sind wir also miteinander einig. Also wie denken Sie über die Boulogner Expedition? Meinen Sie nicht auch, daß es den Engländern schlimm gehen wird, wenn Napoleon über den Kanal setzt? Ich glaube, daß die Expedition sehr wohl durchführbar ist. Wenn nur Villeneuve nicht den rechten Augenblick verpaßt!"

Boris wußte nichts von der Boulogner Expedition. Er las keine Zeitungen und hatte von Villeneuve bisher noch nie etwas gehört.

„Wir hier in Moskau interessieren uns mehr für Diners und Klatschgeschichten als für Politik," sagte er in seinem ruhigen, spöttischen Tone. „Ich weiß von diesen Dingen nichts und habe darüber kein Urteil. Moskaus Interesse geht so gut wie ganz in Stadtklatsch auf. Jetzt spricht man von Ihnen und von dem Grafen."

Pierre lächelte in seiner gutherzigen Weise, wie wenn er um des andern willen besorgt sei, dieser könne etwas sagen, was gesagt zu haben ihm nachher leid tun würde; aber Boris sprach mit vollem Bedacht, klar und bestimmt weiter, indem er Pierre gerade in die Augen blickte:

„Die Moskauer haben nichts weiter zu tun als zu klatschen. Alle Leute hier erörtern eifrig die Frage, wem der Graf sein Vermögen hinterlassen wird. Und dabei wird er vielleicht uns alle überleben, und ich wünsche ihm das von Herzen . . .“

„Ja, das ist alles sehr schmerzlich,“ fiel Pierre schnell ein, „sehr schmerzlich!“ Er fürchtete noch immer, dieser junge Offizier könne unversehens auf ein Thema zu sprechen kommen, das dann ihm, dem Redenden, selbst peinlich sein würde.

„Sie müssen wohl zu der Vorstellung kommen,“ sagte Boris mit leisem Erröten, aber ohne Stimme und Haltung zu ändern, „Sie müssen wohl zu der Vorstellung kommen, daß das Trachten aller nur darauf gerichtet sei, etwas von dem reichen Manne zu erhalten.“

„Ganz richtig!“ dachte Pierre.

„Aber gerade das wollte ich Ihnen zur Vermeidung von Mißverständnissen sagen, daß Sie sich sehr irren, wenn Sie mich und meine Mutter mit zu diesen Leuten zählen. Wir sind sehr arm; aber (wenigstens kann ich das von mir sagen) der Umstand, daß Ihr Vater reich ist, bildet für mich keinen Grund, mich für seinen Verwandten zu halten, und weder ich noch meine Mutter werden ihn jemals um etwas bitten oder etwas von ihm annehmen.“

Pierre konnte lange nicht begreifen, was der andere eigentlich wollte; aber als er es begriffen hatte, sprang er vom Sofa in die Höhe, ergriff Boris mit der ihm eigenen Raschheit und Unbeholfenheit von untenher bei der Hand und begann, noch weit stärker als Boris errötend, in einem aus Scham und Ärger gemischten Gefühl zu reden:

„Das ist ja sonderbar! Habe ich etwa . . . Und wie dürfte überhaupt jemand denken . . . Ich weiß sehr wohl . . .“

Aber Boris unterbrach ihn.

„Ich freue mich, daß ich mir alles vom Herzen geredet habe.

Wenn es Ihnen vielleicht unangenehm gewesen ist, so verzeihen Sie mir," sagte er, seinerseits bemüht, Pierre zu beruhigen, statt sich von diesem beruhigen zu lassen. „Aber ich hoffe, daß ich Sie nicht gekränkt habe. Es ist mein Grundsatz, alles frei herauszusprechen. Was soll ich denn nun also bestellen? Werden Sie zu Kostows zum Diner kommen?"

Dem jungen Offizier wurde ganz leicht zumute, als habe er eine schwere Pflicht erledigt, und in dem Gefühl, daß er selbst aus einer unbehaglichen Lage herausgekommen sei und einen andern in eine solche versetzt habe, wurde er wieder ganz munter und unbefangen.

„Nein, hören Sie," sagte Pierre, sich allmählich einigermaßen beruhigend. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Was Sie da soeben gesagt haben, ist sehr schön, wirklich sehr schön! Es ist ja ganz natürlich, daß Sie mich nicht kennen; wir haben so lange keine Beziehungen zueinander gehabt . . . wir waren damals noch Kinder . . . Sehr erklärlich, daß Sie von mir die Vorstellung hatten . . . Ich verstehe Sie, verstehe Sie vollkommen. Ich für meine Person hätte das nicht fertiggebracht; ich hätte nicht den Mut dazu gefunden; aber es war von Ihnen ganz ausgezeichnet. Ich freue mich sehr, Sie kennen gelernt zu haben. Sonderbar," fügte er nach einem kurzen Stillschweigen lächelnd hinzu, „was Sie von mir für eine Vorstellung gehabt haben!" Er lachte auf. „Nun aber, was tut's? Wir werden einander besser kennen lernen. Ich bitte Sie darum." Er drückte Boris die Hand. „Wissen Sie, ich bin noch gar nicht bei dem Grafen gewesen. Er hat mich nicht rufen lassen . . . Er tut mir schon vom rein menschlichen Standpunkte aus herzlich leid . . . Aber was ist zu tun?"

„Und Sie glauben, daß es Napoleon gelingen wird, seine Armee überzusetzen?" fragte Boris lächelnd.

Pierre verstand, daß Boris das Gespräch auf ein anderes Thema bringen wollte. Er war damit ganz einverstanden und begann die günstigen und ungünstigen Momente, die bei dem Boulogner Unternehmen in Betracht kamen, darzulegen.

Ein Diener kam, um Boris zur Fürstin zu rufen. Die Fürstin wollte wegfahren. Pierre versprach, zu dem Diner zu kommen, um mit Boris noch näher bekannt zu werden, drückte ihm kräftig die Hand und blickte ihm durch seine Brille freundlich in die Augen. Nachdem Boris gegangen war, schritt Pierre noch lange in seinem Zimmer hin und her; aber er durchbohrte keinen unsichtbaren Feind mehr mit dem Degen, sondern lächelte bei der Erinnerung an diesen liebenswürdigen, verständigen, charakterfesten jungen Mann.

Wie es oft bei Menschen der Fall ist, die sich noch in den Zeiten der ersten Jugend befinden, und namentlich bei solchen, die allein dastehen, empfand er für diesen jungen Mann eine Zärtlichkeit, von der er sich nicht ganz Rechenschaft geben konnte, und faßte den Vorsatz, unbedingt Freundschaft mit ihm zu schließen.

Fürst Basili begleitete die Fürstin hinaus. Die Fürstin hielt das Taschentuch an die Augen, und ihr Gesicht war von Tränen überströmt.

„Es ist schrecklich, schrecklich!“ sagte sie. „Aber so schwer es mir auch werden mag, ich werde meine Pflicht erfüllen. Ich werde herkommen und die Nacht hier zubringen. So darf es nicht mit ihm bleiben. Jeder Augenblick ist kostbar. Ich begreife nicht, warum die Prinzessinnen noch länger zaudern. Vielleicht hilft mir Gott ein Mittel finden, um ihn vorzubereiten! . . . Leben Sie wohl, Fürst, Gott verleihe Ihnen Kraft . . .“

„Adieu, meine Liebe,“ antwortete Fürst Basili und wandte sich von ihr weg.

„Ach, er ist in einem schrecklichen Zustande!“ sagte die Mutter zu dem Sohne, als sie wieder im Wagen saßen. „Er erkennt fast niemand mehr.“

„Ich bin mir darüber nicht klar, Mamachen: wie steht er eigentlich mit Pierre?“ fragte der Sohn.

„Das Testament wird darüber Auskunft geben, lieber Sohn. Von diesem Testamente hängt auch unser Schicksal ab.“

„Aber warum meinen Sie, daß er uns etwas hinterlassen wird?“

„Ach, lieber Sohn, er ist so reich und wir so arm!“

„Nun, das ist noch kein ausreichender Grund, Mamachen.“

„Ach, mein Gott, mein Gott! Wie krank er ist!“ rief die Mutter.

XVII

Nachdem Anna Michailowna mit ihrem Sohne zu dem Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow gefahren war, saß die Gräfin Kostowa längere Zeit still für sich allein da und drückte das Taschentuch gegen die Augen. Endlich klingelte sie.

„Was stellt das vor, meine Liebe?“ sagte sie ärgerlich zu dem Stubenmädchen, das einige Minuten auf sich hatte warten lassen. „Sie wollen wohl Ihren Dienst nicht weiter verrichten, wie? Dann werde ich Ihnen einen andern Platz anweisen.“

Die Gräfin fühlte sich durch den Kummer und die demütigende Armut ihrer Freundin tief ergriffen und war deshalb schlechter Laune, was sich bei ihr immer dadurch äußerte, daß sie zu dem Stubenmädchen „meine Liebe“ sagte und sie mit „Sie“ anredete.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte das Mädchen.

„Ich lasse den Grafen bitten, zu mir zu kommen.“

Der Graf trat herein und näherte sich mit seinem watschelnden

Gange seiner Frau; er machte, wie immer, eine etwas schuld-
bewußte Miene.

„Nun, meine liebe Gräfin, was das für ein ausgezeichnetes
Haselhuhn-Sauté mit Madeira werden wird, meine Teuerste!
Ich habe es gekostet; ich muß sagen: die tausend Rubel, die ich
für unsern Koch Laras gegeben habe, waren nicht weggeworfen;
er ist wirklich das Geld wert!“

Er setzte sich neben seine Frau, stützte in jugendlich unter-
nehmender Haltung die Hände auf die Knie und fuhr sich mit
den Fingern durch das graue Haar.

„Was befehlen Sie, meine liebe Gräfin?“

„Lieber Freund, ich möchte . . . Aber was hast du da für einen
Fleck?“ fragte sie, indem sie auf seine Weste zeigte. „Das ist
gewiß von dem Sauté,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Also höre,
lieber Graf, ich brauche Geld.“

Ihr Gesicht nahm einen trüben, schmerzlichen Ausdruck an.

„Ah, das ist es, meine liebe Gräfin!“ Der Graf holte seine
Briefftasche heraus, wurde aber sehr verlegen.

„Ich brauche viel Geld, Graf; ich brauche fünfhundert Rubel.“
Sie zog ihr batistenes Taschentuch hervor und rieb damit an der
Weste ihres Mannes.

„Sofort sollen Sie das Geld haben, sofort! — Heda! Wer
gerade da ist!“ rief er mit so lauter, befehlender Stimme, wie nur
jemand ruft, der überzeugt ist, daß diejenigen, die er ruft, Hals
über Kopf auf seinen Ruf herbeistürzen werden. „Sag mal zu
Dmitri, er möchte zu mir hierher kommen!“

Dmitri, jener junge Edelmann, der im Hause des Grafen er-
zogen worden war und jetzt die Verwaltung der sämtlichen ge-
schäftlichen Angelegenheiten unter sich hatte, trat mit leisen
Schritten ins Zimmer.

„Hör mal, mein Lieber,“ sagte der Graf zu dem respektvoll da-

stehenden jungen Manne. „Bring mir mal . . .“ Er überlegte . . . „Ja, bring mir mal siebenhundert Rubel. Ja! Aber bring nicht wieder so zerrissene, schmutzige Scheine wie das letztemal, sondern recht hübsche, für die Gräfin.“

„Ja, lieber Dmitri, bitte, recht saubere!“ sagte die Gräfin mit einem traurigen Seufzer.

„Zu wann befehlen Euer Erlaucht das Geld?“ fragte Dmitri. „Sie wissen ja, daß . . . Indessen seien Sie ganz unbesorgt,“ fügte er hinzu, da er bemerkte, daß der Graf schwer und hastig zu atmen begann, was immer ein Vorzeichen nahenden Zornes war. „Ich hatte beinah vergessen . . . Befehlen Sie das Geld sofort?“

„Jawohl, jawohl, bring es nur her. Gib es der Gräfin.“

„Mein Dmitri ist doch wirklich ein Prachtmensch,“ fügte der Graf hinzu, als der junge Mann hinausgegangen war. „Ein ‚Unmöglich‘ gibt es bei ihm gar nicht. Und so etwas kann ich für meine Person auch durchaus nicht leiden. Möglich ist alles.“

„Ach, das Geld, Graf, das leidige Geld! Wieviel Kummer rührt davon auf der Welt her!“ seufzte die Gräfin. „Aber diese Geldsumme brauche ich ganz notwendig.“

„Ja, Sie sind eine Verschwenderin, meine liebe Gräfin; das ist bekannt,“ sagte der Graf; er küßte seiner Frau die Hand und ging wieder in sein Zimmer.

Als Anna Michailowna vom Grafen Besuchow zurückkehrte, lag bereits neben dem Plaze, wo die Gräfin Rostowa saß, das Geld, lauter neue Banknoten, auf einem Tischchen unter einem Taschentuche, und Anna Michailowna bemerkte, daß die Gräfin über irgend etwas unruhig war.

„Nun, wie steht es, liebe Freundin?“ fragte die Gräfin.

„Ach, er befindet sich in einem schrecklichen Zustande! Er ist gar nicht wiederzuerkennen, so schlecht steht es mit ihm, so entsetzlich

schlecht! Ich bin nur einen Augenblick bei ihm gewesen und habe kaum ein paar Worte zu ihm gesprochen . . .“

„Annette, ich bitte dich recht herzlich, schlage es mir nicht ab,“ sagte die Gräfin auf einmal und errötete dabei, was sich auf ihrem ältlichen, mageren, würdevollen Gesichte recht wunderbar ausnahm; sie nahm unter dem Tuche das Geld hervor. Anna Michailowna verstand sofort, um was es sich handelte, und beugte sich schon nieder, um im richtigen Augenblick die Gräfin geschickt zu umarmen.

„Da ist etwas von mir für Boris, zu seiner Equipierung . . .“

Anna Michailowna umarmte sie sofort und weinte. Die Gräfin weinte ebenfalls. Sie weinten beide darüber, daß sie so eng befreundet waren, und darüber, daß sie beide so gute Menschen waren, und darüber, daß zwei Jugendfreundinnen sich mit einem so unwürdigen Gegenstande abgeben mußten, wie es das Geld ist, und darüber, daß ihre Jugend dahin war . . . aber die Tränen der beiden Frauen waren angenehme, wohlthätige Tränen . . .

XVIII

Die Gräfin Kostowa saß mit ihren Töchtern und mit einer großen Anzahl von Damen, die sich bereits eingefunden hatten, im Salon. Die Herren hatte der Graf in sein Zimmer geführt und bot ihnen seine türkischen Pfeifen an, deren er aus besonderer Liebhaberei eine ganze Sammlung besaß. Von Zeit zu Zeit ging er in den Salon zu seiner Frau und erkundigte sich, ob „sie“ noch nicht angekommen sei. Die Erwartete war Marja Dmitrijewna Achrosimowa, die in der Gesellschaft den Spitznamen „der schreckliche Dragoner“ hatte, eine Dame, die nicht infolge von Reichtum oder Vornehmheit, wohl aber wegen ihres gesunden Verstandes und der ungeschminkten Naivität ihres Be-

nehmens sich einer gewissen Berühmtheit erfreute. Ganz Moskau und ganz Petersburg, ja selbst die kaiserliche Familie kannten diesen „Dragoner“ Marja Dmitrijewna; die Angehörigen der höheren Gesellschaftskreise beider Residenzen schüttelten zwar oft verwundert über sie den Kopf, machten sich im stillen über ihre Grobheit lustig und erzählten sich Anekdoten von ihr; aber trotzdem empfanden alle vor ihr Respekt und hatten vor ihr Furcht.

In dem von Tabakrauch erfüllten Herrenzimmer bildeten den Gegenstand des Gespräches der Krieg, der durch ein Manifest des Kaisers erklärt war, und die Aushebung. Gelesen hatte das Manifest noch niemand; aber alle wußten, daß es erschienen sei. Der Graf saß auf einer Ottomane zwischen zwei Herren, welche rauchten und eifrig konversierten. Der Graf selbst rauchte nicht und redete nicht, sondern neigte den Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite, blickte die beiden Raucher zu seiner Linken und zu seiner Rechten mit sichtlichem Vergnügen an und hörte ihrem Gespräche zu; übrigens hatte er selbst sie vorher aneinander geheßt.

Der eine der beiden Redenden war ein Zivilist, mit runzligem, verbissenem, magerem, glattrasiertem Gesichte, schon in ziemlich hohem Alter, obwohl er wie ein ganz junger Mensch nach der neuesten Mode gekleidet war. Er hatte, wie wenn er hier zu Hause wäre, die Füße unter sich auf das Sofa gezogen, hatte sich die Bernsteinspitze seitwärts tief in den Mund geschoben, zog ruckweise den Rauch ein und kniff die Augen zusammen. Es war ein alter Junggeselle namens Schinschin, ein Wetter der Gräfin; in den Moskauer Salons hieß es von ihm, er habe eine böse Zunge. Den Herrn, mit dem er jetzt redete, schien er mit nachsichtiger Herablassung zu behandeln. Dieser andere war ein frischer Gardeoffizier, mit rosigem Teint, tadellos sauber gewaschen, wohlfrisiert, den Uniformrock bis oben zugeknöpft; er hielt die Bern-

steinspige in der Mitte des Mundes, zog mit seinen roten Lippen sachte einen kleinen Schluck Rauch ein und ließ ihn in kleinen Ringen wieder aus seinem hübschen Munde hinaus. Dies war ein Leutnant im Semjonower Regiment, namens Berg, mit welchem Boris demnächst zum Regimente abgehen sollte, eben jener Leutnant Berg, mit welchem Nataſcha ihre ältere Schwester Wjera geneckt hatte, indem sie ihn als deren Courmacher bezeichnet hatte. Der Graf saß zwischen beiden und hörte ihrem Gespräche aufmerksam zu. Nächſt dem Poſtonspiel, das er leidenschaftlich liebte, kannte der Graf kein größeres Vergnügen, als die Rolle des Zuhörers zu übernehmen, namentlich wenn es ihm gelungen war, zwei eifrige Disputanten aneinander zu heßen.

„Nun gewiß, Väterchen, mon très honorable Alfons Karlowitsch,“ sagte Schinſchin in spöttischem Tone (er miſchte ganz gewöhnliche Ausdrücke der russischen Volkssprache und gewählte französische Phrasen durcheinander, was eine besondere Eigentümlichkeit seiner Redeweise bildete), „vous comptez vous faire des rentes sur l'état, Sie möchten, daß von Ihrer Kompagnie so nebenbei ein bißchen was für Sie abfällt?“

„Nicht doch, Peter Nikolajewitsch, ich will nur nachweisen, daß der Dienst bei der Infanterie gegenüber dem Dienste bei der Kavallerie mancherlei Vorteile bietet. Machen Sie sich jetzt nur meine Lage klar, Peter Nikolajewitsch . . .“

Berg sprach immer sehr präzis, ruhig und höflich, und redete immer nur von sich und seinen Angelegenheiten. Er pflegte ruhig zu schweigen, solange das Gespräch sich um Dinge drehte, die in keiner direkten Beziehung zu seiner eigenen Person standen. Auf diese Weise schwieg er manchmal stundenlang, ohne daß er selbst dabei ein unangenehmes Gefühl empfunden oder bei anderen hervorgerufen hätte. Aber sobald das Gespräch eine solche Wen-

ding bekam, daß es ihn persönlich betraf, begann er in längeren Ausführungen und mit sichtlichem Vergnügen zu sprechen.

„Machen Sie sich nur meine Lage klar, Peter Nikolajewitsch. Wenn ich bei der Kavallerie wäre, so würde ich als Leutnant nicht mehr als zweihundert Rubel alle vier Monate bekommen; jetzt aber bekomme ich zweihundertdreißig Rubel,“ sagte er mit einem vergnügten, angenehmen Lächeln, indem er Schinschin und den Grafen ansah, als wäre es für ihn eine ausgemachte Sache, daß sein Wohlergehen stets das wichtigste Ziel der Wünsche aller übrigen Menschen bilden werde.

„Außerdem, Peter Nikolajewitsch,“ fuhr Berg fort, „befinde ich mich infolge meiner Versetzung zur Garde an einer Stelle, wo ich beachtet werde; auch sind die Vakanzten bei der Gardeinfanterie weit häufiger. Und dann, bitte, überschlagen Sie sich das einmal selbst, wie gut ich mit zweihundertdreißig Rubeln auskommen kann; ich lege sogar noch etwas zurück und schicke es meinem Vater,“ fuhr er fort und ließ einen Rauchring aus dem Munde.

„Gut kalkuliert, das muß man sagen. Ja, ja, der Deutsche drischt sein Getreide auf dem Weitrücken, wie es im Sprichwort heißt,“ sagte Schinschin und schob, dem Grafen zuzwinkernd, die Bernsteinspitze nach dem andern Mundwinkel hinüber.

Der Graf lachte laut auf. Andere Gäste, welche sahen, daß Schinschin da mit jemand disputierte, traten näher heran, um zuzuhören. Ohne auch nur im geringsten die Spöttereien seiner Zuhörer oder ihren Mangel an Interesse zu bemerken, erzählte Berg ausführlich weiter, daß er durch seine Versetzung zur Garde vor seinen Kameraden vom Kadettenkorps her schon einen Grad voraus habe; der Kompagniechef könne im Kriege fallen, und er, der dann der rangälteste Offizier in der Kompagnie sein werde, könne sehr leicht in die Stelle des Kompagniechefs einrücken; im Regimente könnten ihn alle sehr gut leiden, und sein lieber Papa sei

über ihn ganz glücklich. Dem jungen Offizier machte es offenbar das allergrößte Vergnügen, dies alles vorzutragen, und er schien gar keine Ahnung davon zu haben, daß andere Leute gleichfalls ihre persönlichen Interessen haben könnten. Aber alles, was er vortrug, war so nett und ehrbar, und die Naivität seines jugendlichen Egoismus war so handgreiflich, daß seine Zuhörer ihm nicht böse sein konnten.

„Na, Väterchen, Sie werden überall, bei der Infanterie wie bei der Kavallerie, eine gute Karriere machen; das prophezeie ich Ihnen,“ sagte Schinschin, indem er ihm auf die Schulter klopfte und die Beine von der Ottomane herunternahm. Berg lächelte vergnügt. Der Graf und ihm folgend die Gäste verließen das Herrenzimmer und begaben sich in den Salon.

★

Es war diejenige Zeit vor dem Diner, wo die bereits versammelten Gäste in der Erwartung, bald an das Büfett mit den kalten Vorspeisen gebeten zu werden, kein langes Gespräch mehr anzuknüpfen, dabei aber doch für notwendig erachten, sich zu bewegen und nicht stumm zu sein, um zu zeigen, daß sie durchaus nicht etwa ungeduldig darauf warten, sich an die Tafel setzen zu können. Der Hausherr und die Hausfrau blickten von Zeit zu Zeit nach der Thür und wechseln mitunter Blicke miteinander. Die Gäste bemühen sich, aus diesen Blicken zu erraten, auf wen oder auf was noch gewartet wird: ob auf einen sich verspätenden vornehmen Verwandten oder auf ein Gericht, das noch nicht gar ist.

Pierre war kurz vor dem Beginn des Diners angekommen und saß unbeholfen in der Mitte des Salons auf dem ersten besten Lehnstuhl, den er gerade gefunden hatte, und verspernte allen den Weg. Die Gräfin wollte ihn zum Sprechen veranlassen; aber er blickte ungeniert durch seine Brille rings um sich, als ob er

jemand suchte, und antwortete auf alle Fragen der Gräfin sehr wortfarg. Er war lästig und unbequem, und dabei war er der einzige, der dies nicht merkte. Viele der Gäste, die seine Geschichte mit dem Bären kannten, betrachteten neugierig diesen großen, dicken Menschen, der sich so still verhielt, und konnten sich nicht genug wundern, wie ein so schwerfälliges, harmloses Individuum es fertig gebracht habe, mit dem Reviervorsteher ein so tolles Stück anzustellen.

„Sie sind erst vor kurzem hier in Moskau eingetroffen?“ fragte ihn die Gräfin.

„Ja, ja, ja,“ antwortete er und blickte um sich.

„Sie haben meinen Mann noch nicht gesehen?“

„Nein, noch nicht.“

Er lächelte, obwohl dazu gar kein Anlaß war.

„Sie sind ja wohl kürzlich in Paris gewesen? Ich denke mir das höchst interessant.“

„Ja, es ist höchst interessant.“

Die Gräfin tauschte einen Blick mit Anna Michailowna aus. Anna Michailowna verstand dies richtig dahin, daß sie gebeten wurde, diesen jungen Mann zu beschäftigen; so setzte sie sich denn zu ihm und begann von seinem Vater zu reden; aber wie der Gräfin, so gab er auch ihr nur einzelne, abgerissene Worte zur Antwort. Die Gäste waren alle in eifriger Unterhaltung miteinander begriffen.

„Bei Rasumowfiskis . . . O, es war ganz allerliebste . . . Sie sind sehr gütig . . . Die Gräfin Apraxina . . .“ so summte es von allen Seiten durcheinander. Die Gräfin stand auf und ging nach dem Vorfaal hinaus.

„Marja Dmitrijewna?“ hörten die im Salon Befindlichen sie draußen sagen.

„Sie selbst,“ antwortete eine berbe Frauenstimme, und gleich

darauf trat Marja Dmitrijewna, von der Gräfin geleitet, in den Salon. Alle jungen Mädchen und sogar die verheirateten Damen, nur die ältesten ausgenommen, erhoben sich von ihren Plätzen. Marja Dmitrijewna blieb in der Tür stehen, reckte ihren fünfzigjährigen, mit grauen Locken geschmückten Kopf gerade aufrecht, ließ von der Höhe ihrer wohlbeleibten Gestalt herab ihre Blicke über die Gäste schweifen und brachte langsam die weiten Ärmel ihres Kleides in Ordnung, was den Eindruck machte, als ob sie sie aufstreifen wollte. Marja Dmitrijewna sprach immer russisch.

„Meinen Glückwunsch der lieben Hausfrau und ihrem Töchterchen, die heute ihren Namenstag feiern!“ sagte sie mit ihrer lauten, tiefen, alles übertönenden Stimme. „Nun, wie geht es dir, du alter Sünder?“ mit diesen Worten wandte sie sich zu dem Grafen, der ihr die Hand küßte. „Es ist dir hier wohl zu langweilig in Moskau? Zu Hezjagden findest du hier wohl keine Gelegenheit? Aber was ist da zu machen, mein Lieber? Wenn diese Vögelchen heranwachsen,“ sie zeigte auf die jungen Mädchen, „dann muß man Bräutigame für sie suchen, ob es einem nun paßt oder nicht.“

„Na, und wie steht es mit dir, mein Kosak?“ (Marja Dmitrijewna nannte Natascha gern so), sagte sie, indem sie mit der Hand Natascha lieblosste, die fröhlich und ohne Schüchternheit zu ihr herangetreten war, um ihr die Hand zu küssen. „Ich weiß, daß dieses Mädchen ein richtiges Unkraut ist; aber ich habe sie doch gern.“

Sie holte aus ihrem riesigen Ridikul ein Paar Ohrringe mit birnförmigen Saphiren daran heraus, reichte sie der freudestrahlenden, errötenden Natascha hin und wandte sich dann sofort von ihr ab und redete Pierre an.

„Heda, heda, lieber Freund! Komm doch mal her!“ sagte sie mit gekünstelt sanfter, hoher Stimme. „Komm mal her, lieber

Freund!" Dabei streifte sie, gleichsam drohend, ihre Ärmel noch höher auf.

Pierre trat heran und blickte sie durch seine Brille ohne Verlegenheit an.

„Komm nur heran, immer näher, lieber Freund. Auch bei deinem Vater bin ich die einzige gewesen, die ihm die Wahrheit sagte, als er hoch in Gunst stand; und nur fühle ich mich vor Gott verpflichtet, sie auch dir zu sagen.“ Sie machte eine kleine Pause. Alle schwiegen in dem Gefühl, daß dies nur die Vorrede gewesen war, und in Erwartung dessen, was noch weiter kommen werde. „Ein nettes Bürschchen, das muß man sagen, ein nettes Bürschchen! Sein Vater liegt auf dem Sterbebette, und er amüsiert sich, indem er einen Reviervorsteher rittlings auf einen Bären setzt! Schäm dich, Verehrtester, schäm dich! Du würdest besser tun, in den Krieg zu gehen.“ Sie wandte sich von ihm weg und schob ihren Arm in den Arm des Grafen, der kaum das Lachen unterdrücken konnte. „Na also, wie ist's? Zu Tische? Ich glaube, es ist Zeit!“ sagte Marja Dmitrijevna.

Voran gingen der Graf und Marja Dmitrijevna; dann folgte die Gräfin, welche der Husarenoberst führte, ein Mann, der für die Familie von hoher Wichtigkeit war, da Nikolai mit ihm zusammen das Regiment einholen sollte; hierauf Anna Michailowna mit Schinschin. Berg hatte Wjera den Arm gereicht; die lächelnde Julja Karagina ging mit Nikolai zu Tische. Hinter ihnen kamen in langer Reihe, die sich durch den ganzen Saal hinzog, die andern Paare, und ganz zum Schlusse, einzeln gehend, die Kinder, der Hauslehrer und die Gouvernante. Die Diener gerieten in Bewegung; mit lautem Geräusch wurden die Stühle gerückt; auf der Galerie setzte die Musik ein, und die Gäste verteilten sich auf ihre Plätze. Die Töne des gräflichen Hausorchesters verstummten dann und wurden abgelöst von dem Klappern der

Messer und Gabeln, dem Gespräche der Gäste und den leisen Schritten der Diener. An dem einen Ende des Tisches saß obenan die Gräfin, rechts von ihr Marja Dmitrijewna, links Anna Michailowna; dann schlossen sich daran die andern Damen. Am andern Ende saß der Graf, links von ihm der Husarenoberst, rechts Schinshin; weiterhin die übrigen Herren. An der einen Seite des langen Tisches hatte die schon erwachsene Jugend ihre Plätze erhalten: Wjera neben Berg, Pierre neben Boris; auf der andern Seite saßen die Kinder, der Hauslehrer und die Gouvernante. Der Graf blickte hinter den kristallinen Karaffen und den kristallinen Fruchtschalen hervor hin und wieder herüber nach seiner Frau und ihrer hohen Haube mit den blauen Bändern; er goß seinen Nachbarn eifrig Wein ein, ohne sich selbst dabei zu vergessen. Die Gräfin warf ebenfalls hinter den prächtigen Ananas hervor, ohne die Pflichten der Wirtin zu vergessen, bedeutsame Blicke nach ihrem Manne hin, dessen Glanz und Gesicht, wie es ihr vorkam, durch ihre Röthe immer schärfer von den grauen Haaren abstachen. An demjenigen Ende, wo die Damen saßen, war ein gleichmäßiges Geplauder im Gange; bei den Herren dagegen erschollen die Stimmen immer lauter und lauter, besonders die Stimme des Husarenobersten, welcher, immer röter werdend, so viel aß und trank, daß der Graf ihn schon den andern Gästen als Muster hinstellte. Berg sprach, zärtlich lächelnd, mit Wjera davon, daß die Liebe keine irdische, sondern eine himmlische Empfindung sei. Boris nannte seinem neuen Freunde Pierre die am Tische sitzenden Gäste und wechselte Blicke mit Natafscha, die ihm gegenüber saß. Pierre redete nur wenig, betrachtete die neuen Gesichter und aß sehr viel. Von den beiden Suppen (er hatte sich für die Schildkrötensuppe entschieden) und der Fischpastete an bis zu den Haselhühnern ließ er kein einziges Gericht vorübergehen und ebenso keinen der Weine, die der Haushofmeister in sorgsam

mit Servietten umwickelten Flaschen geheimnisvoll hinter der Schulter des Tischnachbarn zum Vorschein brachte, indem er dazu „Dry Madeira“ oder „Ungarwein“ oder „Rheinwein“ murmelte. Pierre hielt das erste beste der vier mit dem Monogramm des Grafen versehenen Kristallgläser hin, die bei jedem Gedächtnis standen, und trank mit Genuß; und je mehr er trank, mit um so freundlicherer Miene betrachtete er um sich her die andern Gäste. Nataſcha, die ihm gegenüber saß, blickte Boris so an, wie dreizehnjährige Mädchen eben einen jugendlichen Angehörigen des anderen Geschlechtes anblickten, mit dem sie sich kurz vorher zum ersten Male geküßt haben und in den sie verliebt sind. Diesen selben Blick richtete sie mitunter auch auf Pierre, und unter dem Blicke dieses lachlustigen, lebhaften jungen Mädchens bekam er selbst Lust zu lachen, ohne zu wissen worüber.

Nikolai saß ziemlich weit von Sonja neben Julia Karagina und unterhielt sich wieder mit ihr über irgend etwas mit demselben unwillkürlichen Lächeln. Sonja lächelte um der Etikette willen, wurde aber offenbar von arger Eifersucht gequält: sie wurde bald blaß, bald rot und strengte ihr Gehör aufs äußerste an, um etwas von dem aufzufangen, was Nikolai und Julia miteinander sprachen. Die Gouvernante blickte unruhig um sich, als ob sie sich zur Gegenwehr bereit machte, falls jemand sich beikommen ließe, den Kindern etwas zuleide zu tun. Der deutsche Hauslehrer gab sich Mühe, die Namen der einzelnen Gerichte und Weine sowie der verschiedenen Arten von Dessert seinem Gedächtnis einzuprägen, um seinen Angehörigen in Deutschland brieflich alles recht genau schildern zu können, und fühlte sich sehr beleidigt, daß der Haushofmeister mit einer Flasche in der Serviette an ihm vorbeiging. Der Deutsche zog ein finsternes Gesicht und suchte durch seine Miene anzudeuten, es habe ihm eigentlich gar nichts daran gelegen, von diesem Weine zu bekommen; aber es war ihm

ärgerlich, bei niemand ein Verständnis für seine Versicherung zu finden, daß er Wein überhaupt nicht trinke, um den Durst zu stillen, nicht aus Gierigkeit, sondern aus reiner Wißbegehrde.

XIX

An demjenigen Ende des Tisches, wo die Herren saßen, wurde das Gespräch immer lebhafter. Der Oberst erzählte, daß das Manifest über die Kriegserklärung in Petersburg bereits erschienen und ein Exemplar, welches er selbst gesehen habe, heute durch einen Kurier dem Oberkommandierenden von Moskau zugestellt sei.

„Wozu plagt uns denn der Teufel, mit Bonaparte Krieg zu führen?“ sagte Schinschin. „Er hat den Österreichern schon ihren Dünkel benommen, und ich fürchte, jetzt kommen wir an die Reihe.“

Der Oberst war ein großgewachsener, stämmiger, vollblütiger Deutscher, offenbar mit Leib und Seele Soldat und ein guter Patriot. Er fühlte sich durch Schinschins Worte verletzt.

„Warum wir das tun, mein Herr?“ sagte er; man hörte seiner Aussprache des Russischen den Deutschen an. „Ganz einfach, weil unser Kaiser es will. Er hat in dem Manifeste gesagt, er könne der Gefahr gegenüber, welche Rußland bedrohe, nicht gleichgültig bleiben, und durch die Rücksicht auf die Sicherheit und Würde des Reiches und auf die Heiligkeit der Bündnisse . . .“ (er legte auf das Wort „Bündnisse“ einen ganz besonderen Nachdruck, als ob darin der eigentliche Kern der Sache läge. Und mit seinem unfehlbaren Gedächtnis in Dienstsachen zitierte er den einleitenden Satz des Manifestes weiter) „sowie durch den das einzige und unverrückbare Ziel Seiner Majestät des Kaisers bildenden Wunsch, den Frieden Europas auf feste Fundamente zu gründen,

sehe er sich heute veranlaßt, einen Teil seiner Kriegsmacht über die Grenze rücken zu lassen und neue Anstrengungen zur Erreichung dieser seiner Absicht zu machen. Sehen Sie: darum, mein Herr!" schloß er, goß zu größerer Befräftigung ein Glas Wein hinunter und blickte den Grafen an, um diesen zu einer Beifallskundgebung zu veranlassen.

„Kennen Sie das Sprichwort: ‚Bleib zu Hause, dann passiert dir nichts?‘“ erwiderte Schinschin, indem er die Stirne runzelte und zugleich lächelte. „Das paßt auf uns ganz ausgezeichnet. Ich denke da an Suworow: auch dem ist es schließlich schlimm genug gegangen, und wo haben wir jetzt Heerführer, wie er einer war, frage ich Sie?“ sagte er, indem er unaufhörlich vom Russischen ins Französische und vom Französischen wieder ins Russische übersprang.

„Wir müssen kämpfen bis zum letzten Blutstropfen“, erwiderte der Oberst, kräftig auf den Tisch schlagend, „und sterben für unsern Kaiser; dann wird alles gut werden. Und mit unserm eignen Kopfe urteilen, sollen wir möglichst wenig,“ er zog das Wort „möglichst“ unnatürlich in die Länge und wandte sich beim Ende dieses Satzes wieder zum Grafen hin. „So denken wir alten Husaren, und damit basta! Und wie denken Sie darüber, Sie junger Mann und junger Husar?“ fügte er, zu Nikolai gewendet, hinzu, der, sobald er hörte, daß vom Kriege die Rede war, das Gespräch mit seiner Nachbarin abgebrochen hatte und mit leuchtenden Augen den Oberst anschaute und jedes seiner Worte verschlang.

„Ich bin vollständig derselben Ansicht wie Sie,“ antwortete Nikolai. Er war blutrot geworden, drehte an seinem Teller und stellte seine vier Gläser mit so grimmiger, entschlossener Miene in andere Ordnung, als ob er schon in diesem Augenblicke einer großen Gefahr gegenüberstände. „Nach meiner Anschauung

müssen die Russen siegen oder sterben," sagte er, hatte aber, gleich nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ebenso wie die Hörer, die Empfindung, daß dieser Satz unter den vorliegenden Umständen zu schwärmerisch und zu schwülstig und darum nicht recht angebracht war.

„Ganz vortrefflich! Was Sie soeben gesagt haben, ist ganz vortrefflich!" sagte die neben ihm sitzende Julja mit einem Seufzer der Bewunderung. Sonja hatte, während Nikolai sprach, zu zittern angefangen und war bis an die Ohren, hinter den Ohren und bis zum Halse und den Schultern rot geworden. Pierre hatte die Reden des Obersten aufmerksam mit angehört und beifällig mit dem Kopfe genickt.

„Vorzüglich gesprochen," bemerkte er.

„Nun, Sie sind ein echter Husar, junger Mann!" rief der Oberst und schlug wieder auf den Tisch.

„Worüber redet ihr denn da, daß ihr solchen Lärm macht?" erscholl plötzlich vom andern Ende des Tisches her Marja Dmitrijewnas tiefe Stimme. „Warum paukst du so auf den Tisch?" wandte sie sich an den Husaren. „Auf wen bist du denn so grimmig? Du meinst wohl, du hättest hier schon die Franzosen vor dir?"

„Ich rede die Wahrheit," erwiderte der Husar lächelnd.

„Wir reden hier immer nur vom Kriege!" rief der Graf über die ganze Länge des Tisches hin. „Mein Sohn geht ja auch in den Krieg, Marja Dmitrijewna, mein Sohn geht auch hin."

„Ich habe vier Söhne bei der Armee; aber aufregen tue ich mich darüber dennoch nicht. Es geschieht alles nach Gottes Willen: man kann sterben, wenn man auf dem Ofen liegt, und umgekehrt kann Gott in der Schlacht Erbarmen mit einem haben," so tönte Marja Dmitrijewnas kräftige Stimme ohne jede Anstrengung vom andern Ende des Tisches herüber.

„So ist es!“

Und dann bildeten sich in der Unterhaltung wieder zwei geschlossene Kreise; die Damen redeten unter sich an dem einen Ende des Tisches, die Herren unter sich am andern.

„Du wirst doch nicht fragen,“ sagte der kleine Bruder zu Natascha; „du wirst doch nicht fragen.“

„Ich werde doch fragen,“ antwortete Natascha.

Ihr Gesicht erglühte plötzlich, und es prägte sich auf ihm eine kühne, heitere Entschlossenheit aus. Sie erhob sich ein wenig, forderte durch einen Blick den ihr gegenüberstehenden Pierre auf, zuzuhören, und wandte sich an ihre Mutter.

„Mama!“ tönte ihre kindliche Bruststimme über den ganzen Tisch.

„Was hast du?“ fragte die Gräfin erschrocken; aber da sie dann an dem Gesichte der Tochter merkte, daß diese nur einen ausgelassenen Streich vorhatte, so winkte sie ihr streng mit der Hand und machte eine drohende, verbietende Bewegung mit dem Kopfe.

Das Gespräch verstummte überall.

„Mama, was gibt es heute als süße Speise?“ rief Nataschas helles Stimmchen in noch entschlossenerem, festerem Tone.

Die Gräfin wollte ein finsternes Gesicht machen, aber es gelang ihr nicht. Marja Dmitrijevna drohte der Kleinen mit ihrem dicken Finger.

„Ei, ei, Kosak!“ rief sie tadelnd.

Die meisten Gäste wußten nicht recht, wie sie diese Redheit aufnehmen sollten, und blickten nach den älteren und vornehmeren hin.

„Na warte du nur!“ sagte die Gräfin.

„Mama! Was gibt es als süße Speise?“ rief Natascha nun schon ganz kühn und mit lustigem Eigensinn, da sie vorhersehend, daß ihre Redheit gut aufgenommen werden würde.

Sonja und der kleine, dicke Peter versteckten ihre Gesichter, weil sie das Lachen nicht unterdrücken konnten.

„Siehst du wohl, ich habe doch gefragt!“ flüsterte Natascha ihrem kleinen Bruder und ihrem Gegenüber Pierre zu, auf den sie wieder ihren Blick richtete.

„Es wird wohl Eis geben; aber du wirst nichts davon bekommen,“ sagte Marja Dmitrijewna. Natascha sah, daß sie keine Wange zu haben brauchte, und fürchtete sich darum auch vor Marja Dmitrijewna nicht.

„Marja Dmitrijewna! Was für Eis? Sahneeis mag ich nicht!“
„Mohrrübeneis!“

„Nein, was für welches? Marja Dmitrijewna, was für welches?“ wiederholte Natascha fast schreiend. „Ich will es wissen!“

Marja Dmitrijewna und die Gräfin fingen an zu lachen, und ihrem Beispiel folgten alle Gäste. Alle lachten nicht über Marja Dmitrijewnas Antwort, sondern über die unbegreifliche Redheit und Gewandtheit dieses kleinen Mädchens, das so mit Marja Dmitrijewna umzugehen verstand und umzugehen wagte.

Natascha hörte erst dann mit ihren hartnäckigen Fragen auf, als man ihr sagte, es werde Ananaseis geben.

Vor dem Eis wurde Champagner gereicht. Die Musik setzte wieder ein; der Graf und die Gräfin küßten sich, und die Gäste standen auf, gratulierten der Gräfin und stießen über den Tisch weg mit dem Grafen, mit den Kindern und miteinander an. Wieder kamen die Diener herbeigelaufen, die Stühle wurden gerückt, und in derselben Reihenfolge, aber mit röteren Gesichtern, kehrten die Gäste in den Salon und in das Herrenzimmer zurück.

XX

Die Westontische wurden ausgezogen, die einzelnen Parteien fanden sich zusammen, und die Gäste des Grafen verteilten sich in die beiden Salons, das Sofazimmer und die Bibliothek.

Der Graf, dem es recht schwer fiel, sich das gewohnte Schläfchen nach Tische versagen zu müssen, breitete auf den Spieltischen die Karten fächerartig aus und lachte über alles mögliche. Das junge Volk versammelte sich auf Anregung der Gräfin um das Klavier und die Harfe. Zuerst trug auf allgemeines Bitten Julja auf der Harfe ein Musikstück mit Variationen vor und richtete dann ihrerseits im Verein mit den andern jungen Mädchen an Natascha und Nikolai, die als sehr musikalisch bekannt waren, die Bitte, etwas zu singen. Natascha, an die sie sich mit dieser Aufforderung wie an eine Erwachsene wandten, war offenbar darauf sehr stolz, zugleich aber doch auch ein wenig ängstlich.

„Was wollen wir singen?“ fragte sie.

„Den ‚Quell‘,“ antwortete Nikolai.

„Nun, dann wollen wir gleich anfangen. Boris, kommen Sie hierher, an diesen Platz,“ sagte Natascha. „Über wo ist denn Sonja?“ Sie blickte sich nach allen Seiten um, und als sie sah, daß ihre Freundin nicht im Zimmer war, lief sie weg, um sie zu suchen.

Natascha lief zuerst in Sonjas Zimmer und, als sie ihre Freundin dort nicht fand, in das Kinderzimmer; aber auch dort war Sonja nicht. Da sagte sie sich, Sonja würde wohl im Korridor sein, auf dem Schlafkasten. Dieser Schlafkasten auf dem Korridor war der Ort, wo die jüngere weibliche Generation des Kostowschen Hauses immer ihr Leid hintrug. Und wirklich lag Sonja in ihrem leichten rosa Kleide, das dabei arg verdrückt wurde, mit dem Gesichte nach unten auf dem schmutzigen gestreiften Federbett

der Kinderfrau auf dem Schlaftasten; die Hände vor das Gesicht haltend, weinte sie unter lautem Schluchzen, und ihre kleinen entblößten Schultern zuckten krampfhaft. Nataschas Gesicht, das heute im ganzen Verlaufe ihres Namenstages so lebhaft und heiter gewesen war, veränderte sich plötzlich: ihre Augen wurden starr; dann ging ein Zucken über ihren breiten Hals, und ihre Mundwinkel zogen sich nach unten.

„Sonja! Was hast du denn? . . . Was fehlt dir? Hu-hu-hu!“ Und Natascha machte ihren großen Mund weit auf, wodurch sie ganz häßlich wurde, und heulte los wie ein kleines Kind, ohne selbst einen Grund dazu zu wissen, lediglich weil Sonja weinte. Sonja wollte den Kopf aufheben und ihr antworten; aber sie war dazu nicht imstande und versteckte ihr Gesicht nur noch mehr. Natascha kauerte sich weinend auf dem blauüberzogenen Bette nieder und umarmte ihre Freundin. Sonja nahm nun alle Kraft zusammen, richtete sich ein wenig auf und begann ihre Tränen abzuwischen und zu erzählen.

„Nikolai reist in acht Tagen ab, seine . . . Order . . . ist gekommen . . . er hat es mir selbst gejagt. Trotzdem würde ich nicht weinen; aber du kannst dir gar nicht vorstellen“ (sie zeigte der Freundin ein Blatt Papier, das sie in der Hand hielt: es waren die Verse, die Nikolai ihr aufgeschrieben hatte) „ . . . und niemand kann sich vorstellen . . . was er für eine herrliche Seele hat . . .“

Und nun fing sie von neuem an darüber zu weinen, daß er eine so herrliche Seele hatte.

„Bei dir ist alles in bester Ordnung . . . ich bin nicht neidisch . . . ich liebe dich und deinen Boris auch,“ sagte sie, nachdem sie einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, „er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch . . . für euch gibt es keine Hindernisse. Aber Nikolai ist mein Vetter . . . da würde es nötig sein . . .“

daß der Metropolit selbst . . . und auch dann geht es nicht. Und dann, wenn es unserer lieben Mama" (Sonja betrachtete die Gräfin als ihre Mutter und nannte sie auch so) „. . . sie wird sagen, daß ich Nikolai seine Karriere verderbe, und daß ich kein Herz habe, und daß ich undankbar bin; aber wahrhaftig . . . bei Gott . . ." (sie bekreuzte sich) „ich habe Mama so lieb, und euch alle; bloß Wjera ist immer so zu mir . . . Warum eigentlich? Was habe ich ihr getan? Ich bin euch so dankbar, daß ich mit Freuden alles für euch hingeben möchte; aber ich habe ja nichts . . ."

Sonja war nicht mehr imstande weiterzusprechen und verbarg wieder ihren Kopf in den Händen und in dem Bette. Nataſcha begann zwar schon etwas ruhiger zu werden; aber an ihrem Gesichte war deutlich zu sehen, daß sie den Kummer ihrer Freundin in seiner ganzen Größe zu würdigen mußte.

„Sonja," sagte sie auf einmal, wie wenn sie nun die wahre Ursache der Traurigkeit ihrer Cousine erraten hätte, „gewiß hat Wjera nach dem Diner mit dir gesprochen, ja?"

„Ja, diese Verse hat mir Nikolai selbst aufgeschrieben, und ich hatte mir noch andere abgeschrieben; und Wjera hat sie in meiner Stube auf dem Tisch gefunden und hat gesagt, sie würde es Mama sagen; und dann hat sie noch gesagt, ich wäre undankbar, und Mama würde ihm niemals erlauben, mich zu heiraten, sondern er werde Julia heiraten. Du siehst ja auch, daß er den ganzen Tag über mit ihr zusammen ist . . . Nataſcha! Womit habe ich das verdient? . . ."

Sie begann wieder zu weinen, noch bitterlicher als vorher. Nataſcha richtete sie in die Höhe, umarmte sie und suchte, unter Tränen lächelnd, sie zu beruhigen.

„Sonja, glaube ihr kein Wort, mein Herzchen, glaube ihr kein Wort. Erinnerst du dich noch, wie wir beide und Nikolai im

Sofazimmer über die Sache gesprochen haben? Erinnerst du dich wohl? Es war einmal nach dem Abendessen. Da haben wir ja doch alle drei festgesetzt, wie es werden soll. Wie es im einzelnen war, das weiß ich nicht mehr recht; aber du besinnst dich wohl noch, daß alles wunderschön war und alles ganz leicht ging. Sieh mal, ein Bruder von Onkel Schinschin ist ja doch auch mit seiner Cousine verheiratet, und Nikolai ist ja gar nicht einmal dein richtiger Better. Boris sagt auch, es würde gewiß gehen. Weißt du nämlich, ich habe ihm alles gesagt. Und der ist ein so kluger Mensch und ein so guter Mensch," sagte Natascha. „Und nun weine nur nicht mehr, Sonja, du meine liebe, süße Sonja!" (Sie küßte sie lachend.) „Wjera ist ein Ekel; Gott verzeihe es ihr! Und es wird schon alles gut werden, und sie wird es nicht zu Mama sagen. Nikolai wird es ihr selbst sagen, und an Julja hat er überhaupt nie gedacht."

Sie küßte Sonja auf den Kopf. Sonja richtete sich in die Höhe, und das Käszchen wurde wieder ganz lebendig, seine Auglein glänzten, und es war, wie es schien, jeden Augenblick wieder bereit, mit dem Schwänzchen hin und her zu schlagen, auf die weichen Pfötchen zu springen und das Spiel mit dem Wollknäuel von neuem zu beginnen, wie das so in seiner Art lag.

„Meinst du? Wirklich? Glaubst du das wahrhaftig?" sagte sie und brachte schnell ihr Kleid und ihr Haar in Ordnung.

„Wirklich und wahrhaftig!" antwortete Natascha und schob ihrer Freundin eine kleine widerspenstige Haarsträhne unter den Zopf. Und beide brachen in ein helles Gelächter aus.

„Nun komm, wir wollen den ‚Quell‘ singen."

„Ja, komm."

„Weißt du, dieser dicke Pierre, der mir gegenüber saß, ist so furchtbar komisch," sagte Natascha auf einmal und blieb stehen. „Ach, ich bin so vergnügt!" Und sie rannte den Korridor entlang.

Sonja schüttelte sich die Federchen vom Kleide, schob sich das Blatt mit den Versen oben beim Halse mit den hervorstehenden Schlüsselbeinen in den Kleiderausschnitt und lief mit leichten, munteren Schritten, das Gesicht freudig gerötet, hinter Natascha her den Korridor entlang nach dem Sofazimmer. Auf die Bitte der Gäste sangen die jungen Leute ein Quartett „Der Quell“, welches allgemeinen Beifall fand; darauf sang Nikolai noch ein anderes Lied, das er neu eingeübt hatte:

„In tiefer Nacht, beim Schein der Sterne,
 Bin ich mit Wonne mir bewußt:
 Jetzt denket mein in weiter Ferne
 Ein edles Herz in treuer Brust;
 Jetzt stimmen holde Lippen leise
 Ein Lied wohl an zum Harfenklang:
 ‚Komm heim!‘ so tönt die süße Weise,
 Mich rufend, ach, so sehnsuchtsbang.
 Doch eh' des Glückes Stunde schlägt,
 Hat mich der Tod ins Grab gelegt.“

Er hatte noch nicht die letzten Worte gesungen, als im Saale die Jugend sich schon zum Tanzen anschickte und die Musikanten mit Gepolter auf die Galerie gingen und sich räusperten.

★

Pierre saß im Salon, wo Schinschin, veranlaßt dadurch, daß Pierre erst vor kurzem aus dem Auslande zurückgekommen war, mit ihm ein für Pierre recht langweiliges Gespräch über Politik führte, an dem sich auch andere beteiligten. Sowie jedoch die Musik zu spielen begann, trat Natascha in den Salon, ging geradeswegs auf Pierre zu und sagte lachend und errötend:

„Mama hat mir befohlen, Sie zum Tanze zu bitten.“

„Ich fürchte nur, daß ich Unordnung in die Figuren bringen

werde," erwiderte Pierre. „Aber wenn Sie meine Lehrerin sein wollen . . ." Damit reichte er dem kleinen, zierlich gebauten Mädchen seinen dicken Arm, den er tief herunterhalten mußte.

Während sich die Paare aufstellten und die Musikanten ihre Instrumente stimmten, setzte sich Pierre mit seiner kleinen Dame hin. Natascha war selig: sie tanzte mit einem Erwachsenen, und noch dazu mit einem, der eben aus dem Auslande zurückgekommen war. Sie saß vor aller Augen da und unterhielt sich mit ihm wie eine erwachsene Dame. In der Hand hatte sie einen Fächer, den ihr eine der tanzenden jungen Damen zum Halten gegeben hatte. Sie nahm eine elegante Pose an, die durchaus den Regeln der feinsten Etikette entsprach (Gott mochte wissen, wo und wann sie das gelernt hatte), gestikulirte mit dem Fächer, lächelte über ihn hinweg und machte mit ihrem Cavalier Konversation.

„Was sagen Sie nur zu der hier? Sehen Sie nur, sehen Sie nur!" sagte die alte Gräfin, die mit ein paar andern Damen durch den Saal ging, und zeigte dabei auf Natascha. Natascha wurde rot und lachte.

„Nun, aber was denn, Mama? Was meinen Sie denn eigentlich? Was ist denn hier so Wunderbares?"



Während die dritte Ecossaise getanzet wurde, wurden in dem Salon, wo Marja Dmitrijewna und der Graf Karten spielten, die Stühle gerückt, und die meisten der vornehmen und älteren Gäste erhoben sich, reckten nach dem langen Sitzen die Glieder, steckten die Brieftaschen und Geldbörsen in die Tasche und begaben sich nach dem Saale, in dem getanzet wurde. Voran gingen Marja Dmitrijewna und der Graf, beide mit vergnügten

Gesichtern. Der Graf bot mit scherzhafter Höflichkeit, etwa wie beim Ballett, Marja Dmitrijewna seinen rundgebogenen Arm. Er richtete sich ganz gerade auf; sein Gesicht leuchtete ordentlich von einem eigenartigen schlaun, unternehmenden Lächeln, und sowie die letzte Figur der Ecossaise zu Ende getanz't war, klatschte er in die Hände, um sich den Musikanten bemerklich zu machen, und rief, sich an die erste Violine wendend, zur Galerie hinauf:

„Semjon, den Danilo Kupor! Weißt du wohl?“

Dies war des Grafen Lieblingstanz; er hatte ihn getanz't, als er noch ein junger Mann gewesen war. Der Danilo Kupor war eigentlich nur eine einzelne Figur der Anglaise.

„Nein, sehen Sie nur unsern Papa!“ rief Natascha durch den ganzen Saal hin; sie hatte ganz vergessen, daß sie mit einem Erwachsenen tanzte, bog ihr Lockenköpfchen bis zu den Knien herunter und brach in ein helles weitschallendes Lachen aus. Und wirklich, alle, die im Saale anwesend waren, blickten mit fröhlichem Lächeln nach dem vergnügten alten Herrn, der da neben seiner Dame, der stattlichen Marja Dmitrijewna, die ihn an Größe überragte, sich gar wunderlich gebärdete. Er krümmte die Arme bogenförmig, schüttelte sie nach dem Takte, reckte die Schultern, stellte die Füße auswärts und stampfte ein wenig mit ihnen, und bereitete durch ein Lächeln, das immer glänzender sein rundliches Gesicht überzog, die Zuschauer auf das, was nun kommen sollte, vor. Sowie die heiteren auffordernden Klänge des Danilo Kupor ertönten, die eine große Ähnlichkeit mit der Melodie des lustigen Bauerntanzes Trepak hatten, erschienen auf einmal in allen Saaltüren die lächelnden Gesichter auf der einen Seite des männlichen, auf der andern des weiblichen Hausgesindes, welches herbeigelaufen war, um zu sehen, wie fidel der Herr des Hauses tanzte.

„Mein, unser Väterchen! Wie ein Hirsch!“ sagte laut von der einen Thür her die Kinderfrau.

Der Graf tanzte gut und war sich dessen bewußt; seine Dame hingegen konnte nicht gut tanzen und strebte auch gar nicht danach, etwas Besonderes zu leisten. Ihr kolossaler Körper stand gerade, während die mächtigen Arme schlaff herabhingen (ihren Ritikul hatte sie der Gräfin übergeben); es tanzte eigentlich nur ihr ernstes, aber hübsches Gesicht. Was bei dem Grafen in seiner ganzen rundlichen Figur zum Ausdruck kam, sprach sich bei Marja Dmitrijewna nur in dem allmählich immer deutlicher lächelnden Gesichte und in der sich immer mehr in die Höhe hebenden Nase aus. Aber wenn der Graf, der immer mehr in Zug kam, die Zuschauer durch die überraschende Gewandtheit seiner Fußstellungen und die behenden Sprünge seiner geschmeidigen Beine entzückte, so brachte demgegenüber Marja Dmitrijewna trotz des nur sehr geringen Eifers, den sie in den Bewegungen der Schultern oder in der runden Haltung der Arme bei Umdrehungen und beim Aufstampfen bewies, doch einen nicht minderen Eindruck hervor, indem ein jeder bei der Würdigung ihrer Leistungen verdientermaßen ihre Beleibtheit und ihr sonst so ernstes Wesen berücksichtigte. Der Tanz wurde immer lebhafter. Ein den beiden vis-à-vis tanzendes Paar konnte auch nicht für einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und versuchte es nicht einmal. Das allgemeine Interesse konzentrierte sich auf den Grafen und Marja Dmitrijewna. Natafcha zupfte alle in der Nähe Stehenden an den Ärmeln und Kleidern, obgleich diese auch so schon kein Auge von den Tanzenden verwandten, und verlangte, sie sollten doch ihr Papachen ansehen. In den kurzen Zwischenpausen des Tanzes schöpfte der Graf mit Anstrengung wieder Luft, aber er winkte den Musikanten und rief ihnen zu, sie sollten schneller

spielen. Immer schneller und schneller, immer kunstvoller und kunstvoller drehte und schwenkte sich der Graf; bald tanzte er auf den Fußspitzen, bald auf den Hacken um Marja Dmitrijewna herum. Endlich drehte er seine Dame so um, daß sie wieder auf ihren ursprünglichen Platz zu stehen kam, und führte den letzten Pas aus, indem er sein geschmeidiges Bein nach hinten in die Höhe hob, den von Schweiß bedeckten Kopf mit dem lächelnden Gesichte tief hinabbeugte und mit dem rechten Arm eine große runde Bewegung machte, — unter lautschallendem Händeklatschen und Lachen der Zuschauer, wobei sich Natascha besonders hervortat. Die beiden Tanzenden standen still, rangen mühsam nach Atem und trockneten sich mit ihren Watistüchern das Gesicht.

„Ja, ja, so tanzte man zu unserer Zeit, meine Leuerste!“ sagte der Graf.

„Ein famoser Tanz, dieser Danilo Kupor!“ erwiderte Marja Dmitrijewna, indem sie schwer und langsam aus- und einatmete, und streifte sich die Ärmel in die Höhe.

XXI

Während im Saale bei Kostows nach den Klängen der vor Ermattung falsch spielenden Musikanten die sechste Anglaise getanzt wurde und die müden Diener und Köche das Abendessen herrichteten, erlitt Graf Besuchow einen sechsten Schlaganfall. Die Ärzte erklärten, es bestände keine Hoffnung auf Genesung mehr. Dem Kranken wurde die Beichte in der Weise abgenommen, daß er dem Geistlichen nur durch Zeichen antwortete, und darauf das Abendmahl gereicht; dann traf man die nötigen Vorbereitungen zur letzten Dlung, und es herrschte im Hause ein geschäftiges Treiben und eine erwartungsvolle

Unruhe, wie sie eben in solchen Augenblicken das Gewöhnliche sind. Außerhalb des Hauses, vor dem Torwege, drängten sich, vor den heranrollenden Equipagen sich verbergend, die Sargmacher, welche eine gewinnbringende Bestellung für das Begräbniß des reichen Grafen erwarteten. Der Oberkommandierende von Moskau, der sonst immer seine Adjutanten geschickt hatte, um sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen zu lassen, kam an diesem Abend persönlich, um von dem berühmten Würdenträger aus der Zeit der Kaiserin Katharina, dem Grafen Besuchow, Abschied zu nehmen.

Das prächtige Wartezimmer war voller Menschen. Alle standen respektvoll auf, als der Oberkommandierende, nachdem er ungefähr eine halbe Stunde allein bei dem Kranken gewesen war, von dort wieder herauskam; er erwiderte die Verbeugungen nur durch ein leises Neigen des Kopfes und bemühte sich, möglichst schnell an den auf ihn gerichteten Blicken der Ärzte, Geistlichen und Verwandten vorbeizukommen. Fürst Wasili, der in diesen Tagen recht blaß und mager geworden war, gab dem Oberkommandierenden das Geleite und sagte einige Male leise etwas zu ihm.

Nachdem er den Oberkommandierenden hinausbegleitet hatte, setzte Fürst Wasili sich im Saale ganz allein auf einen Stuhl, legte das eine Bein hoch über das andere, stützte den Ellbogen auf das Knie und bedeckte die Augen mit der Hand. Nachdem er so eine Zeitlang gegessen hatte, stand er auf und ging mit ungewöhnlich raschen Schritten, sich mit ängstlichen Augen nach allen Seiten umsehend, den langen Korridor hinunter nach den hinteren Zimmern des Hauses, zu der ältesten Prinzessin.

Die Personen, die in dem schwach beleuchteten Wartezimmer anwesend waren, sprachen in ungleichem Flüsterton miteinander, verstummten aber jedesmal und blickten mit fragenden, er-

wartungsvollen Augen nach der Thür, die in das Zimmer des Sterbenden führte und einen schwachen Ton vernehmen ließ, sooft jemand durch sie herauskam oder hineinging.

„Jedem Menschenleben,“ sagte ein bejahrter Geistlicher zu einer Dame, die sich neben ihn gesetzt hatte und ihm kindlichgläubig zuhörte, „jedem Menschenleben ist seine Grenze gesetzt, die man nicht überschreiten kann.“

„Hoffentlich ist es noch nicht zu spät, um ihm die letzte Dlung zu geben?“ fragte die Dame mit Hinzufügung des geistlichen Titels des Angeredeten, als ob sie darüber keine eigene Meinung hätte.

„Das Sakrament, meine Liebe, ist etwas Hohes und Großes,“ erwiderte der Geistliche und strich sich mit der Hand über die Glase, auf der einige zurückgekämmte, halbergraute Haarsträhnen lagen.

„Wer war denn das? War das nicht der Oberkommandierende selbst?“ wurde am andern Ende des Zimmers gefragt. „Was er für ein jugendliches Aussehen hat!“

„Und dabei ist er doch schon in den Sechzigern. Ob das wahr ist: es heißt, daß der Graf niemand mehr erkennt? Man wollte ihm schon die letzte Dlung geben.“

„Ich habe einen gekannt, der siebenmal die letzte Dlung erhalten hat.“

Die zweite Prinzessin kam mit verweinten Augen aus dem Zimmer des Kranken und setzte sich neben den Doktor Lorrain, der in einer graziösen Pose, mit dem Ellbogen auf den Tisch gestützt, unter dem Porträt der Kaiserin Katharina saß.

„Sehr gut,“ antwortete der Arzt auf die Frage, wie ihm das Moskauer Wetter gefalle. „Es ist ein vorzügliches Wetter, ein ganz vorzügliches Wetter, Prinzessin, und dazu kommt noch, daß man hier in Moskau die Empfindung hat, man wäre auf dem Lande.“

„Nicht wahr?“ sagte die Prinzessin mit einem Seufzer. „Darf er jetzt trinken?“

Doktor Lorrain überlegte.

„Hat er die Medizin eingenommen?“

„Ja.“

Der Arzt sah nach seiner Breguetschen Uhr.

„Nehmen Sie ein Glas abgekochtes Wasser, und tun Sie eine Prise“ (er zeigte mit seinen schlanken Fingern, was das Wort „Prise“ bedeutete) „Cremor tartari hinein.“

„Es ist mir noch nie ein Fall vorgekommen,“ sagte der deutsche Arzt in sehr mangelhaftem Russisch zu einem Adjutanten, „daß jemand nach dem dritten Schlaganfall am Leben geblieben wäre.“

„Er ist aber auch ein außerordentlich lebenskräftiger Mann gewesen,“ erwiderte der Adjutant. „Wem wird nun dieser Reichtum zufallen?“ fügte er flüsternd hinzu.

„Dazu wird sich schon ein Liebhaber finden,“ antwortete der Deutsche lächelnd.

Alle blickten wieder nach der Tür, welche ihren knarrenden Ton hören ließ: die zweite Prinzessin, welche das von Doktor Lorrain verordnete Getränk bereitet hatte, trug es dem Kranken hin. Der deutsche Arzt trat zu Doktor Lorrain.

„Vielleicht zieht es sich doch noch bis morgen vormittag hin?“ fragte der Deutsche auf französisch, aber mit schlechter Aussprache.

Doktor Lorrain zog die Lippen in den Mund und bewegte mit strenger Miene den Zeigefinger vor seiner Nase hin und her.

„Heute nacht, nicht später!“ sagte er leise mit einem wohl-anständigen Lächeln der Selbstzufriedenheit darüber, daß er den Zustand des Kranken so klar erkenne und sich mit solcher Bestimmtheit darüber äußern könne. Darauf verließ er das Zimmer.

Inzwischen öffnete Fürst Basili die Thür, welche in das Zimmer der ältesten Prinzessin führte.

In dem Zimmer war es halbdunkel; es brannten nur zwei Lämpchen vor den Heiligenbildern, und es roch schön nach Räucherpapier und Blumen. Das ganze Zimmer war mit kleinen Möbelstücken vollgestellt: Schifffonniere, Schränkchen und Tischchen. Hinter einem Bettschirme waren die weißen Decken eines hohen Federbettes sichtbar. Ein Hündchen fing an zu bellen.

„Ah, Sie sind es, Cousin!“

Sie stand auf und strich sich über das Haar, das bei ihr immer, auch jetzt, so außerordentlich glatt anlag, als wäre es mit dem Kopfe aus einem Stück gemacht und dann überlaciert.

„Nun, ist etwas vorgefallen?“ fragte sie. „Ich habe einen solchen Schreck bekommen.“

„Nein, es ist nichts geschahen; der Zustand bleibt unverändert. Ich bin nur hergekommen, Catiche¹, um mit dir über die vorliegende wichtige Angelegenheit zu sprechen,“ sagte der Fürst und ließ sich müde auf den Lehnstuhl nieder, von dem sie aufgestanden war. „Wie warm du ihn gefressen hast,“ fuhr er fort. „Nun, setze dich hin und laß uns miteinander reden.“

„Ich glaubte schon, es wäre etwas vorgefallen,“ sagte die Prinzessin, setzte sich mit ihrer unveränderlichen Miene steinernen Ernstes dem Fürsten gegenüber und schickte sich an zu hören. „Ich hatte schlafen wollen, Cousin, aber ich bin nicht dazu imstande.“

„Nun, wie steht's, meine Liebe?“ sagte Fürst Basili, ergriff die Hand der Prinzessin und zog sie, wie er sich das nun einmal angewöhnt hatte, nach unten.

¹ = Katerina. Anm. des Übers.

Es war klar, daß sich dieses „Wie sieht es?“ auf mancherlei Dinge bezog, von denen sie beide auch ohne nähere Bezeichnung wußten, daß sie gemeint waren.

Die Prinzessin mit ihrer im Verhältnis zu den Weinen unförmlich langen, hageren, geraden Taille blickte mit ihren vorstehenden grauen Augen den Fürsten offen und ohne Aufregung an. Sie wiegte den Kopf hin und her und schaute mit einem Seufzer nach den Heiligenbildern hin. Man konnte ihre Gebärde sowohl als Ausdruck des Leidens und der Ergebung als auch als Ausdruck der Müdigkeit und der Sehnsucht nach baldiger Erholung auffassen. Fürst Wasili nahm diese Gebärde nur als Ausdruck der Müdigkeit.

„Meinst du etwa, daß ich es leichter habe?“ sagte er. „Ich bin abgehetzt wie ein Postpferd; aber ich muß doch mit dir sprechen, Catiche, und zwar sehr ernsthaft.“

Fürst Wasili schwieg; seine Backen fingen nervös zu zucken an, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, und verliehen seinem Gesichte einen unangenehmen Ausdruck, den es sonst niemals trug, wenn er in einem Salon war. Auch seine Augen sahen anders aus als gewöhnlich: bald blickten sie dreist und spöttisch, bald scheu und ängstlich umher.

Die Prinzessin, die mit ihren dünnen, mageren Händen das Hündchen auf dem Schoße festhielt, blickte dem Fürsten Wasili aufmerksam in die Augen; aber es war klar, daß sie das Schweigen nicht durch eine Frage unterbrechen würde, und wenn sie bis zum Morgen schweigen mußte.

„Also siehst du, meine liebe Prinzessin und Cousine Katerina Semjonowna,“ fuhr Fürst Wasili fort, der sich offenbar nicht ohne einen inneren Kampf dazu entschloß, seine angefangene Rede wieder aufzunehmen, „in solchen Momenten, wie die jetzigen, muß man alles erwägen. Wir müssen an die Zukunft denken, an

euch denken. Ich liebe euch alle wie meine eigenen Kinder, das weißt du."

Die Prinzessin blickte ihn ebenso trübe und starr an wie vorher. „Schließlich muß ich doch auch an meine Familie denken," redete Fürst Wafili, ohne die Prinzessin anzusehen, weiter und stieß ingrimmig ein neben ihm stehendes Tischchen von sich weg. „Du weißt, Catiche, daß ihr drei Schwestern Mamontow und dazu noch meine Frau, daß ihr vier die einzigen rechtmäßigen Erben des Grafen seid. Ich weiß, ich weiß, wie schwer es dir wird, von derartigen Dingen zu reden oder auch nur daran zu denken. Und mir wird das wahrlich nicht leichter. Aber, meine Beste, ich bin ein hoher Fünfziger; da muß man auf alles gefaßt sein. Weißt du wohl, daß ich Pierre habe rufen lassen müssen, weil der Graf geradezu auf sein Bild gezeigt und verlangt hat, er solle zu ihm kommen?"

Fürst Wafili blickte die Prinzessin fragend an, konnte aber nicht ins Klare darüber kommen, ob sie über das, was er ihr gesagt hatte, nachdachte oder ihn, ohne etwas zu denken, ansah.

„Ich bitte Gott unablässig nur um das eine, Cousin," antwortete sie, „daß er sich seiner erbarmen und seine herrliche Seele ruhig aus dieser Zeitlichkeit hinscheiden lassen wolle. . ."

„Sawohl, ganz gewiß," fuhr Fürst Wafili ungeduldig fort, indem er sich die Glase rieb und ärgerlich das vorhin weggestoßene Tischchen wieder zu sich heranzog. „Aber schließlich . . . es handelt sich schließlich darum . . . du weißt ja selbst, daß der Graf im vorigen Winter ein Testament abgefaßt hat, in dem er mit Übergangung der rechtmäßigen Erben, die wir doch sind, sein ganzes Vermögen diesem Pierre vermacht."

„Er hat ja eine ganze Menge Testamente gemacht!" antwortete die Prinzessin mit aller Seelenruhe. „Aber Pierre konnte er nichts vermachen; Pierre stammt nicht aus einer richtigen Ehe."

„Meine Liebe,“ sagte Fürst Wasili und drückte das Tischchen fest an sich; er wurde lebhafter und begann schneller zu sprechen, „wie aber, wenn der Graf eine Eingabe an den Kaiser abgefaßt hat und ihn bittet, Pierre zu legitimieren? Du kannst dir wohl denken, daß mit Rücksicht auf die Verdienste des Grafen diese Bitte Beachtung finden würde . . .“

Die Prinzessin lächelte wie jemand, der überzeugt ist, eine Sache besser zu verstehen als der, mit dem er redet.

„Ich will dir noch mehr sagen,“ fuhr Fürst Wasili fort und ergriff sie bei der Hand. „Geschrieben ist die Eingabe, aber nicht abgeschickt, und der Kaiser hat von ihr erfahren. Die Frage ist nur, ob diese Eingabe wieder vernichtet worden ist oder nicht. Wenn nicht, so wird, sobald alles zu Ende ist“ (hier seufzte Fürst Wasili und gab dadurch zu verstehen, was er mit den Worten „sobald alles zu Ende ist“ meinte) „und die Papiere des Grafen untersucht worden sind, das Testament mit der Eingabe dem Kaiser zugestellt werden, und das Gesuch des Grafen wird dann unfehlbar erfüllt. Dann erhält Pierre als legitimer Sohn das ganze Vermögen.“

„Aber kann ihm denn unser Anteil zufallen?“ fragte die Prinzessin ironisch lächelnd, als ob alles andere passieren könne, nur das nicht.

„Aber, liebe Satische, das ist doch alles sonnenklar. Er allein ist dann der legitime Erbe der ganzen Hinterlassenschaft, und ihr bekommt auch nicht so viel! Du wirst ja wissen, meine Liebe, ob das Testament und die Eingabe nach ihrer Abfassung wieder vernichtet sind. Und wenn sie aus irgendwelchem Grunde in Vergessenheit geraten sein sollten, so wirst du ja wissen, wo sie sich befinden, und mußt sie heraussuchen, da . . .“

„Das sollte mir fehlen!“ unterbrach ihn die Prinzessin spöttisch lächelnd, ohne daß sich der Ausdruck ihrer Augen geändert hätte.

„Ich bin eine Frau, und ihr Männer glaubt ja, daß wir Frauen alle dumm sind; aber so viel weiß ich denn doch, daß ein unnatürlicher Sohn nicht erben kann . . . Un bâtard!“ fügte sie hinzu, in dem Glauben, durch diese Übersetzung dem Fürsten die Unrichtigkeit seiner Anschauung zwingend zu beweisen.

„Aber wie ist es nur möglich, Catiche, daß du das nicht verstehst! Du bist doch so klug; du mußt das doch begreifen: wenn der Graf eine Eingabe an den Kaiser geschrieben hat, in der er ihn bittet, seinen Sohn als legitim anzuerkennen, dann wird infolgedessen Pierre nicht mehr Pierre, sondern Graf Besuchow sein und erbt dann auf Grund des Testaments das ganze Vermögen. Wenn nun das Testament und die Eingabe nicht vernichtet sind, so bleibt dir außer dem tröstlichen Bewußtsein, an dem Grafen ein gutes Werk getan zu haben, und andern schönen Dingen von gleichem Werte nichts, aber auch rein gar nichts. Das ist völlig sicher.“

„Ich weiß, daß das Testament abgefaßt ist; aber ich weiß auch, daß es ungültig ist; Sie scheinen mich ja für eine vollständige Idiotin zu halten, Cousin,“ sagte die Prinzessin mit der Miene, mit welcher Frauen zu sprechen pflegen, wenn sie etwas recht Scharfsinniges und Kränkendes zu sagen glauben.

„Meine liebe Prinzessin Katerina Semjonowna!“ begann Fürst Wafili ungeduldig von neuem. „Ich bin nicht zu dir gekommen, um mich mit dir herumzustreiten, sondern um mit dir als meiner Verwandten, einer guten, trefflichen, echten Verwandten, über deine eigenen Interessen zu sprechen. Ich sage dir zum zehnten Male: wenn die Eingabe an den Kaiser und das zu Pierres Gunsten abgefaßte Testament in den Papieren des Grafen vorhanden sind, so erbst du, meine Beste, mit deinen Schwestern gar nichts. Wenn du mir nicht glaubst, so glaube sachverständigen Männern: ich habe soeben mit Dmitri Dnufruitsch“ (dies war

der Advokat des Hauses) „gesprochen; er hat genau dasselbe gesagt.“

Offenbar ging jetzt plötzlich irgendeine Veränderung in dem Denkapparat der Prinzessin vor. Ihre schmalen Lippen wurden blaß (die Augen dagegen blieben, wie sie gewesen waren), und als sie zum Sprechen ansetzte, klang ihre Stimme so rauh und zornig, wie sie es anscheinend selbst nicht erwartet hatte.

„Das wäre ja noch schöner!“ rief sie. „Ich habe nichts für mich gewollt und will nichts für mich.“ Sie warf das Hündchen vom Schoße herunter und strich sich den Rock ihres Kleides glatt. „Das ist also sein Dank und seine Erkennlichkeit Leuten gegenüber, die für ihn alles geopfert haben! Vortrefflich! Sehr schön! Ich verlange für mich nichts, Fürst!“

„Gewiß, aber du bist nicht allein, du hast Schwestern,“ antwortete Fürst Basili. Aber die Prinzessin hörte nicht nach ihm hin.

„Ich habe es schon längst gewußt, aber ich hatte es wieder vergessen, daß ich in diesem Hause nichts anderes als Gemeinheit, Betrug, Neid, Intrigen und Undank, schwärzesten Undank zu erwarten hatte . . .“

„Weißt du oder weißt du nicht, wo sich dieses Testament befindet?“ fragte Fürst Basili mit noch stärkerem Zucken der Wangen als vorher.

„Ja, ich bin dumm gewesen; ich glaubte noch an Menschen und liebte sie und opferte mich für sie auf. Aber Erfolg haben in der Welt nur diejenigen, die schändlich und nichtswürdig sind. Ich weiß, wessen Intrigen dahinterstecken.“

Die Prinzessin wollte aufstehen, aber der Fürst hielt sie an der Hand zurück. Die Prinzessin hatte das Aussehen eines Menschen, welcher sieht, daß er sich im ganzen Menschengeschlechte getäuscht hat; voll Ingrimm blickte sie den Fürsten an.

„Es ist noch nichts verloren, meine Beste. Bedenke doch, Catiche,

daß er dies alles in der Übereilung gethan hat, in einem Augenblicke des Zornes, in einem Augenblicke körperlicher Zerrüttung; und dann nachher hat er es vergessen. Unsere Pflicht ist es, meine Liebe, den von ihm begangenen Fehler wieder gutzumachen und ihm seine letzten Augenblicke dadurch zu erleichtern, daß wir ihn nicht bei dieser Ungerechtigkeit verbleiben lassen, daß wir ihn nicht sterben lassen mit dem schrecklichen Bewußtsein, diejenigen unglücklich gemacht zu haben, die . . .“

„Die alles für ihn zum Opfer gebracht haben,“ fiel die Prinzessin ein und wollte wieder aufspringen; jedoch der Fürst hinderte sie daran. „Aber er hat dieses Opfer nie zu schätzen gewußt. Nein, Cousin,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „nun weiß ich, daß man auf dieser Welt keinen Lohn für gute Taten zu erwarten hat, und daß es auf dieser Welt keine Ehrenhaftigkeit und keine Gerechtigkeit gibt. Auf dieser Welt muß man listig und schlecht sein.“

„Nun, nun, so beruhige dich doch nur; ich weiß ja, was du für ein gutes, edles Herz hast.“

„Nein, ich habe ein böses Herz.“

„Ich kenne dein Herz“, widersprach der Fürst, „und lege hohen Wert auf deine Freundschaft und wünsche lebhaft, daß du gegen mich die gleiche Gesinnung hegen mögest. Beruhige dich und laß uns vernünftig miteinander reden, solange es noch Zeit ist, – vielleicht haben wir noch einen Tag lang Zeit, vielleicht auch nur eine Stunde. Teile mir alles mit, was du von dem Testamente weißt, und namentlich, wo es sich befindet; du mußt das doch wissen. Wir wollen es dann nehmen und dem Grafen zeigen. Er hat es sicher schon ganz vergessen und wird den Wunsch haben, es zu vernichten. Du wirst mich ja verstehen: mein einziger Wunsch ist, seinen Willen gewissenhaft zu erfüllen; nur deshalb bin ich ja auch hergekommen. Der einzige Zweck meines Hierseins ist ihm und euch zu helfen.“

„Jetzt habe ich alles durchschaut. Ich weiß, wessen Intrigen dahintersteden; jetzt weiß ich es,“ sagte die Prinzessin.

„Darum handelt es sich doch aber nicht, meine Leure!“

„Es ist Ihre Protegée, Ihre liebe Fürstin Anna Michailowna Drubezkaja, ein Frauenzimmer, das ich nicht als Stubenmädchen haben möchte, diese garstige, widerrätige Person!“

„Wir wollen doch keine Zeit verlieren.“

„Ach, es ist gar nicht zu sagen! Im vorigen Winter hat sie sich hier eingebracht und dem Grafen so schändliche, abscheuliche Dinge über uns alle gesagt, besonders über Sofja — wiederholen kann ich es gar nicht —, daß der Graf ganz krank wurde und uns zwei Wochen lang nicht sehen wollte. Ich weiß, daß er in dieser Zeit jenes schändliche, unwürdige Schriftstück abgefaßt hat; aber ich habe gedacht, dieses Schriftstück hätte weiter keine Bedeutung.“

„Das ist gerade der Kernpunkt; warum hast du mir denn nicht schon früher davon gesagt?“

„In dem Mosaitportefeuille ist es, das er unter seinem Kopfkissen liegen hat; jetzt weiß ich es,“ sagte die Prinzessin, ohne auf die Frage zu antworten. Dann fuhr sie mit ganz verändertem Wesen beinahe schreiend fort: „Ja, wenn eine Sünde, eine große Sünde an mir ist, so ist es der Haß gegen dieses abscheuliche Weib! Warum drängt sie sich hier ein? Aber ich werde ihr schon noch einmal die Wahrheit sagen; das werde ich tun. Es wird schon der richtige Zeitpunkt dafür kommen!“

XXII

Während solche Gespräche im Wartezimmer und in dem Zimmer der Prinzessin geführt wurden, fuhr der Wagen mit Pierre, nach welchem geschickt worden war, und mit Anna Michailowna, die für nötig erachtete, mit ihm zu fahren, in den

Hof des Besuchowschen Hauses ein. Als die Räder der Equipage weich in dem Stroh raschelten, das unter den Fenstern ausgebreitet war, wandte sich Anna Michailowna mit tröstenden Worten an ihren Begleiter, mußte sich aber überzeugen, daß er in seiner Wagenecke eingeschlafen war, und weckte ihn auf. Wieder zu sich gekommen, stieg Pierre hinter Anna Michailowna aus dem Wagen, und jetzt erst fiel ihm das Wiedersehen mit dem sterbenden Vater wieder ein, das ihn erwartete. Er bemerkte, daß sie nicht bei dem Hauptportal, sondern bei dem hinteren Eingang vorgefahren waren. In dem Augenblick, wo er vom Wagentritt stieg, liefen zwei Männer in Handwerkerkleidung eilig von der Haustür weg und stellten sich in den Schatten der Mauer. Pierre blieb stehen und unterschied rechts und links im Schatten des Hauses noch mehrere Männer von ähnlichem Aussehen. Aber weder Anna Michailowna noch der Diener noch der Kutscher, die diese Männer doch auch gesehen haben mußten, schenkten ihnen irgendwelche Beachtung. Es werde also wohl so in der Ordnung sein, dachte Pierre und ging hinter Anna Michailowna her. Anna Michailowna stieg mit schnellen Schritten die schwach beleuchtete, schmale Steintreppe hinan und forderte auch den etwas zurückbleibenden Pierre zur Eile auf. Pierre begriff zwar nicht, wozu es überhaupt nötig sei, daß er zum Grafen gehe, und noch weniger, warum er die Hintertreppe hinaufgehen mußte; aber angesichts der Energie und Raschheit der Fürstin Anna Michailowna sagte er sich, das werde wohl unumgänglich nötig sein. Auf der Mitte der Treppe wurden sie beinahe von ein paar Dienern mit Eimern umgerannt, die, mit den schweren Stiefeln polternd, ihnen entgegen heruntergelaufen kamen. Die Leute drückten sich an die Wand, um Pierre und Anna Michailowna vorbeizulassen, und zeigten sich bei ihrem Anblicke nicht im mindesten verwundert.

„Kommen wir hier zu den Zimmern der Prinzessinnen?“ fragte Anna Michailowna einen von ihnen.

„Jawohl,“ antwortete der Diener mit dreister, lauter Stimme, als ob er sich jetzt schon alles mögliche erlauben dürfte. „Die Thür links, Mütterchen!“

„Vielleicht hat der Graf mich gar nicht rufen lassen,“ sagte Pierre, als er auf den Vorplatz gelangte. „Ich möchte lieber nach meinem eigenen Zimmer gehen.“

Anna Michailowna blieb stehen, um ihn ganz herankommen zu lassen.

„Ach, mein Freund,“ sagte sie mit derselben Gebärde, wie am Morgen zu ihrem Sohne. „Glauben Sie mir, mein Schmerz ist nicht geringer als der Ihrige; aber seien Sie ein Mann.“

„Soll ich wirklich zu ihm hingehen?“ fragte Pierre und blickte Anna Michailowna freundlich durch seine Brille an.

„Vergessen Sie, mein Freund, worin man Ihnen gegenüber nicht recht gehandelt hat; bedenken Sie: er ist Ihr Vater . . . und vielleicht seinem Ende nahe.“ Sie seufzte. „Ich habe Sie sogleich so lieb gewonnen, wie ich meinen eigenen Sohn liebe. Haben Sie zu mir Vertrauen, Pierre. Ich werde mich Ihrer Interessen eifrig annehmen.“

Pierre verstand von alledem nichts; aber er hatte wieder, und in noch stärkerem Maße, das Gefühl, es müsse wohl alles notwendigerweise so sein, und so ging er denn gehorsam hinter Anna Michailowna her, die bereits die Thür geöffnet hatte.

Diese Thür führte in das zu dem hinteren Korridor gehörige Vorzimmer. In einer Ecke saß der alte Diener der Prinzessinnen und strickte an einem Strumpfe. Pierre war noch nie in diesem Teile des Hauses gewesen und hatte von dem Vorhandensein dieser Zimmer überhaupt keine Ahnung gehabt. Anna Michailowna erkundigte sich bei einem Stubenmädchen, das, ein Prä-

sentierbrett mit einer Wasserkaraffe in der Hand, sie überholte, nach dem Befinden der Prinzessinnen, wobei sie sie mit „Meine Liebe“ und „Läubchen“ anredete, und zog Pierre weiter den steinernen Korridor entlang. Aus diesem Korridor führte die erste Thür links in die Bohnzimmer der Prinzessinnen. Das Stubenmädchen mit der Wasserkaraffe hatte in der Eile (wie denn in dieser Zeit alles in diesem Hause in Eile geschah) die Thür nicht zugemacht, und Pierre und Anna Michailowna blickten im Vorbeigehen unwillkürlich in das Zimmer hinein, wo die älteste Prinzessin und Fürst Wafili dicht beieinander saßen und angelegentlich zusammen sprachen. Als Fürst Wafili die beiden Vorübergehenden sah, machte er eine Bewegung des Unwillens und lehnte sich nach hinten zurück; die Prinzessin aber sprang auf und warf mit wütender Miene aus Leibeskräften mit lautem Knall die Thür zu.

Dieses Benehmen stimmte so wenig zu der sonstigen steten Ruhe der Prinzessin, und die ängstliche Verlegenheit, die sich auf dem Gesichte des Fürsten Wafili malte, stand in einem solchen Widerspruche zu der ihm eigenen vornehmen Würde, daß Pierre stehen blieb und seine Führerin fragend durch die Brille anblickte. Anna Michailowna jedoch zeigte sich ganz und gar nicht erstaunt; sie lächelte nur leise und seufzte, wie um anzudeuten, daß sie das alles erwartet habe.

„Seien Sie ein Mann, mein Freund; ich werde jetzt über Ihre Interessen wachen,“ sagte sie als Antwort auf seinen Blick und schritt noch schneller den Korridor entlang.

Pierre verstand nicht, um was es sich handelte, und noch weniger, was es bedeutete, daß Anna Michailowna „über seine Interessen wachen“ wollte; aber er meinte wieder im stillen, das müsse eben wohl alles so sein. Auf dem Korridor gelangten sie zu dem halberleuchteten Saale, der an das Wartezimmer des Grafen

stieß. Dieser Saal war einer jener kalt aussehenden, luxuriös eingerichteten Räume, die Pierre von dem Hauptportale her kannte. Aber auch dieser Saal bot jetzt einen eigenartigen Anblick: mitten darin stand eine leere Badewanne, und auf dem Teppich war Wasser verschüttet. In der Thür begegneten ihnen, auf den Fußspitzen gehend, ohne sie zu beachten, ein Lakai und ein Kirchendiener mit einem Räucherfaß. Pierre und Anna Michailowna gingen durch den Saal in das dem ersteren wohlbekannte Wartezimmer mit den zwei italienischen Fenstern, einem Ausgange nach dem Wintergarten, einer großen Büste der Kaiserin Katharina und einem Porträt derselben in ganzer Figur. Hier im Wartezimmer saßen noch dieselben Personen wie vorher, fast in derselben Haltung, und flüsterten miteinander. Aber nun verstummten alle plötzlich und blickten nach der eintretenden Anna Michailowna mit ihrem vergrämten, blassen Gesichte hin und nach dem dicken, großen Pierre, der mit gesenktem Kopfe ihr gehorsam folgte.

Auf Anna Michailownas Gesicht prägte sich das Bewußtsein aus, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei; mit dem Benehmen einer in Dingen des praktischen Lebens gewandten Petersburgerin trat sie, ohne Pierre aus ihrer Nähe wegzulassen, ins Zimmer, noch kühner und mutiger als am Nachmittag. Sie war überzeugt, daß, da sie in Begleitung des jungen Mannes kam, den der Sterbende zu sehen gewünscht hatte, auch sie mit Sicherheit zu ihm gelassen werden würde. Mit einem schnellen Blicke musterte sie alle im Zimmer Anwesenden, und als sie unter ihnen den Beichtvater des Grafen bemerkte, trippelte sie (ohne sich eigentlich zu bücken, war ihre Gestalt plötzlich bedeutend kleiner geworden) mit kleinen, eiligen Schritten zu ihm hin und nahm ehrerbietig zuerst seinen Segen, dann den Segen eines andern neben ihm stehenden geistlichen Herrn in Empfang.

„Gott sei Dank,“ sagte sie zu dem Beichtvater, „daß Sie noch zur Zeit gekommen sind, hochwürdiger Herr. Wir Verwandten waren alle schon so voll Sorge. Dieser junge Mann hier ist der Sohn des Grafen,“ fügte sie leiser hinzu. „Ein schrecklicher Augenblick!“

Nachdem sie das zu dem Geistlichen gesagt hatte, trat sie zu dem Arzte.

„Lieber Doktor,“ sagte sie zu ihm, „dieser junge Mann ist der Sohn des Grafen. Ist noch Hoffnung vorhanden?“

Der Arzt zog schweigend mit einer schnellen Bewegung die Schultern in die Höhe und richtete die Augen nach der Zimmerdecke. Anna Michailowna machte mit Schultern und Augen genau das gleiche, wobei sie die Augen fast gänzlich schloß; dann seufzte sie und trat von dem Arzte weg wieder zu Pierre. Sie benahm sich gegen ihn besonders respektvoll und mit einer Art von wehmütiger Bärtlichkeit.

„Vertrauen Sie auf Gottes Barmherzigkeit,“ sagte sie. Dann wies sie ihm ein Sofa an, wo er sich hinsetzen und auf sie warten sollte, und ging selbst geräuschlos zu der Thür hin, nach welcher alle hinblickten; nach einem kaum vernehmbaren, leisen Knarren dieser Thür verschwand sie hinter ihr.

Pierre, der sich vorgenommen hatte, seiner Ratgeberin in allen Stücken zu gehorchen, ging nach dem Sofa hin, das sie ihm angewiesen hatte. Sollte Anna Michailowna verschwunden war, bemerkte er, daß die Blicke aller im Zimmer Anwesenden mit einem Interesse auf ihn gerichtet waren, das über die gewöhnliche Neugier und Theilnahme weit hinausging. Er bemerkte, daß alle miteinander flüsterten und dabei mit den Augen nach ihm hindeuteten, mit einer Art von ängstlicher Scheu, die sogar etwas von kriecherischer Unterwürfigkeit an sich hatte. Sie legten einen Respekt vor ihm an den Tag, wie er dem jungen Manne noch nie entgegengebracht worden war. Eine ihm unbekannte Dame, die

auf dem Sofa saß und mit dem Geistlichen sprach, stand von ihrem Platze auf und bot ihn ihm an; der Adjutant hob den Handschuh auf, welchen Pierre hatte hinfallen lassen, und reichte ihn ihm; die Ärzte unterbrachen respektvoll ihr Gespräch, als er an ihnen vorbeiging, und traten zur Seite, um ihm Raum zu machen. Pierre wollte sich zuerst auf einen andern Platz setzen, um die Dame nicht zu stören, und wollte seinen Handschuh selbst aufheben und um die Ärzte herumgehen, die ihm eigentlich gar nicht im Wege standen; aber er hatte auf einmal das Gefühl, daß das nicht passend sein würde; er hatte das Gefühl, daß er in dieser Nacht eine Persönlichkeit sei, der es obliege, eine furchtbare, von allen erwartete Zeremonie zu vollziehen, und daß er deshalb die Dienste aller andern Leute anzunehmen habe. Er nahm schweigend den Handschuh von dem Adjutanten entgegen, setzte sich auf den Platz der Dame, wobei er in der wunderlichen Haltung einer ägyptischen Statue seine großen Hände auf die symmetrisch gestellten Knie legte, und verblieb bei der Anschauung, daß dies alles genau so und nicht anders sein müsse, und daß er an diesem Abende, um nicht konfus zu werden und Dummheiten zu machen, nicht nach seinem eigenen Urtheile handeln dürfe, sondern sich vollständig dem Willen der Leute, die ihn beraten würden, unterordnen müsse.

Es waren noch nicht zwei Minuten vergangen, als Fürst Wafili in einem langschößigen Rocke, mit drei Ordenssternen, in imponierender Haltung, mit hoch aufgerichtetem Haupte ins Zimmer trat. Er schien im Laufe dieses Tages magerer geworden zu sein; seine Augen waren größer als sonst, als er sie im Zimmer umherwandern ließ und Pierre anblickte. Er trat zu ihm, ergriff seine Hand (was er früher nie getan hatte) und zog sie nach unten herunter, wie wenn er versuchen wollte, ob sie auch fest säße.

„Verzagen Sie nicht, mein Freund, lassen Sie nicht den Mut

sinken. Er hat Sie rufen lassen. Das ist gut . . ." Damit wollte er weitergehen; aber Pierre hielt es für nötig, zu fragen:

„Wie ist denn das Befinden . . ." Er stockte, weil er nicht wußte, ob es für ihn passend sei, den Sterbenden als den „Grafen" zu bezeichnen; ihn „Vater" zu nennen war ihm peinlich.

„Vor einer halben Stunde hat ihn wieder der Schlag gerührt. Aber verlieren Sie nicht den Mut, mein Freund."

Pierre befand sich in einem solchen Zustande geistiger Verwirrung, daß ihm bei dem Worte „Schlag" der Gedanke an den Schlag irgendeines Körpers kam. Er sah den Fürsten Wasiili verständnislos an und besann sich erst einige Augenblicke nachher, daß „Schlag" der Name einer Krankheit ist. Fürst Wasiili sagte noch im Vorbeigehen ein paar Worte zu Doktor Lorrain und ging dann auf den Fußspitzen zur Tür hin. Aber er verstand sich nicht darauf, auf den Fußspitzen zu gehen, und hüpfte bei jedem Schritte unbeholfen mit dem ganzen Körper auf. Hinter ihm her ging die älteste Prinzessin; dann kamen die Geistlichen und die Kirchendiener; auch einige von der Dienerschaft gingen mit hinein. Im Wartezimmer war durch die Tür hindurch zu hören, wie sich die Menschen dort hin und her bewegten, um den richtigen Platz zu finden, und schließlich kam Anna Michailowna eilig heraus; ihr Gesicht zeigte noch dieselbe Blässe wie vorher; aber man sah ihr an, daß sie fest entschlossen war, ihre Pflicht zu erfüllen. Sie berührte Pierres Hand und sagte:

„Gottes Barmherzigkeit ist unerschöpflich. Die letzte Dlung beginnt soeben. Kommen Sie!"

Pierre ging über den weichen Teppich hin nach der Tür und bemerkte, daß auch der Adjutant und die unbekannte Dame und noch dieser und jener von der Dienerschaft ihm folgten, als ob man jetzt nicht mehr um die Erlaubnis zu bitten brauchte, in dieses Zimmer einzutreten.

XXIII

Pierre kannte dieses sehr geräumige, durch eine Säulenreihe mit einer großen Bogentür in zwei Teile getheilte, ganz mit persischen Teppichen behangene Zimmer recht wohl. Der jenseits der Säulen gelegene Theil des Zimmers, wo auf der einen Seite das hohe Mahagonibett mit seidenen Vorhängen und auf der andern ein gewaltig großer Schrein mit Heiligenbildern stand, war mit rotem Lichte hell erleuchtet, wie es in den Kirchen beim Abendgottesdienste gebräuchlich ist. Unterhalb der glänzenden Verzierungen des Heiligenschreins stand ein großer, tiefer Lehnstuhl, mit schneeweißen, unzerdrückten, offenbar soeben erst frisch überzogenen Bettkissen belegt, und auf diesem Lehnstuhle lag, bis zur Mitte des Körpers mit einer hellgrünen Decke zugedeckt, die dem eintretenden Pierre wohlbekannte mächtige Gestalt seines Vaters, des Grafen Besuchow, mit derselben grauen, Löwenähnlichen Haarmähne über der breiten Stirn und mit denselben starken Falten, die dem schönen, rötlichgelben Gesicht einen ausgesprochen vornehmen Charakter verliehen. Er lag unmittelbar unter den Heiligenbildern; die beiden dicken, großen Hände hatte man ihm unter der Decke hervorgeholt, und sie lagen nun auf ihr. In die rechte Hand, die mit der Innenseite nach unten dalag, hatte man ihm zwischen den Daumen und den Zeigefinger eine Wachskerze gesteckt, die ein alter Diener, von hintenher sich über den Lehnstuhl beugend, in der Hand des Sterbenden festhielt. Neben dem Lehnstuhl standen die Geistlichen in ihren prächtigen, glänzenden Gewändern, auf die am Nacken ihr langes Haupthaar herüberfiel, mit brennenden Kerzen in den Händen, und sprachen mit feierlicher Langsamkeit die vorgeschriebenen Gebete. Ein wenig weiter zurück standen die beiden jüngeren Prinzessinnen, welche Taschentücher in den Händen hielten und an die

Augen führten, und vor ihnen die älteste, Catiche, mit ingrimmiger, entschlossener Miene; sie wendete die Augen keinen Augenblick von den Heiligenbildern weg, wie wenn sie allen Anwesenden damit sagen wollte, daß sie nicht für sich einstehe, wenn sie anderswohin sähe. Anna Michailowna, mit dem Ausdrücke milder Traurigkeit und alles verzeihender Liebe auf dem Gesichte, und die unbekannte Dame standen bei der Bogentür. Fürst Basili stand an der andern Seite der Tür, nahe bei dem Lehnstuhl des Grafen, hinter einem geschmückten, mit Samt bezogenen Stuhle. Diesen hatte er mit der Lehne nach sich hingewendet, stützte den linken Arm, mit dem er die Kerze hielt, mit dem Ellbogen darauf und bekreuzte sich mit der rechten Hand, wobei er jedesmal, wenn er die Finger an die Stirn legte, die Augen nach oben wandte. Sein Gesicht drückte ruhige Andacht und Ergebung in den Willen Gottes aus und schien zu den Anwesenden zu sagen: „Es ist eure Schuld, wenn ihr für diese Gefühle kein Verständniß habt.“

Hinter ihm standen der Adjutant, die Ärzte und die männliche Dienerschaft; wie in der Kirche hatten sich Männer und Frauen getrennt. Alle schwiegen und bekreuzten sich; man hörte nur das Verlesen der Kirchengebete, tiefen Bassgesang mit gedämpften Stimmen, und in Augenblicken, wo diese Löhne schwiegen, das Geräusch umgestellter Füße oder leiser Seufzer. Anna Michailowna ging mit ernster, wichtiger Miene, welche zeigte, daß sie genau wisse, was sie tue, durch das ganze Zimmer zu Pierre hin und reichte ihm eine Kerze. Er zündete sie an und begann, ganz verwirrt durch alles, was ihn umgab, sich mit derselben Hand zu bekreuzen, in der er die Kerze hielt.

Die jüngste Prinzessin, die rotwangige, lachlustige Sofja, die mit dem Leberfleck, betrachtete ihn. Sie lächelte, verbarg ihr Gesicht hinter dem Taschentuche und ließ es lange nicht wieder sichtbar werden; aber als sie dann von neuem nach Pierre hinblickte,

lächelte sie abermals. Sie fühlte sich offenbar außerstande, ihn ohne Lachen anzusehen, konnte sich aber doch nicht enthalten, nach ihm hinzublicken, und trat, um der Versuchung zu entgehen, sachte hinter eine der Säulen.

Mitten in der feierlichen Handlung verstummten die Stimmen der Geistlichen und der Sänger auf einmal; die Geistlichen redeten flüsternd etwas untereinander; der alte Diener, der die Hand des Grafen hielt, richtete sich auf und wandte sich an die Damen. Anna Michailowna trat vor, beugte sich über den Kranken und winkte hinter dessen Rücken den Doktor Lorrain zu sich heran. Der französische Arzt (er stand ohne brennende Kerze an eine Säule gelehnt da, in der respektvollen Haltung eines Ausländers, welche zeigen soll, daß er trotz der Verschiedenheit des Glaubens für die ganze Wichtigkeit der sich vollziehenden heiligen Handlung Verständnis besitzt und ihr sogar seine Verehrung zollt) trat mit dem leisen Gang eines im kräftigsten Lebensalter stehenden Mannes zu dem Kranken hin, nahm mit seinen weißen, schlanken Fingern dessen freie Hand von der grünen Decke auf, fühlte, sich abwendend, den Puls und stand dann einen Augenblick überlegend da. Man reichte dem Kranken etwas zu trinken, und es entstand ein unruhiges Getreibe um ihn herum; dann traten alle wieder an ihre Plätze zurück, und die heilige Handlung nahm ihren Fortgang.

Während dieser Unterbrechung hatte Pierre bemerkt, daß Fürst Wajili hinter seiner Stuhllehne hervorkam und mit eben jener Miene, die da besagte, er wisse, was er tue, und wenn die andern das nicht verstanden, so sei es ihre Schuld, nicht etwa zu dem Kranken hintrat, sondern an ihm vorbei zu der ältesten Prinzessin ging und sich mit ihr zusammen in den Hintergrund des Schlafzimmers begab, zu dem hohen Bette unter den seidnen Vorhängen. Von dem Bette sich wieder entfernend, verschwanden

dann der Fürst und die Prinzessin durch eine Hintertür, kehrten aber noch vor Beendigung der gottesdienstlichen Handlung einer nach dem andern wieder an ihre Plätze zurück. Pierre beachtete diesen Umstand nicht mehr als alles andere, was vorging, da er sich ein für allemal gesagt hatte, alles, was sich um ihn herum an dem heutigen Abend zutrage, müsse wohl unumgänglich so geschehen.

Die Töne des kirchlichen Gesanges schwiegen jetzt, und man hörte die Stimme des Geistlichen, der den Kranken respektvoll zum Empfange des Sakramentes beglückwünschte. Der Kranke lag immer noch in gleicher Weise da, ohne sich zu regen oder sonst ein Zeichen des Lebens zu geben. Um ihn herum kam nun alles in Bewegung; man hörte Schritte und Geflüster, woraus das Flüstern Anna Michailownas besonders scharf hervorklang.

Pierre hörte, wie sie sagte:

„Er muß unbedingt wieder nach dem Bette herübergetragen werden; hier kann er unter keinen Umständen länger bleiben.“

Die Ärzte, die Prinzessinnen und die Diener umdrängten den Kranken in so dichtem Schwarm, daß Pierre jenes rötlichgelbe Gesicht mit der grauen Wähne nicht mehr sah, das er während der ganzen gottesdienstlichen Handlung, obwohl er auch andere Gesichter gesehen hatte, dennoch auch nicht eine Sekunde aus den Augen verloren hatte. Pierre erriet aus den behutsamen Bewegungen der Diener, die den Lehnstuhl umringten, daß sie den Sterbenden aufhoben und herübertrugen.

„Faß meine Hand an; sonst läßt du ihn noch fallen,“ hörte er einen der Diener erschrocken flüstern. „Von unten . . . Noch einer . . .“ sagten verschiedene Stimmen, und die schweren Atemzüge und unsicheren Tritte der Leute wurden hastiger, als ob die Last, die sie trugen, über ihre Kräfte ginge.

Die Tragenden, mit denen auch Anna Michailowna ging,

kamen an dem jungen Manne vorüber, und für einen Augenblick wurde ihm über die Rücken und Nacken der Leute hinüber die entblößte, hohe, fleischige Brust des Kranken sichtbar und die mächtigen Schultern, welche die Leute, ihn unter die Achseln fassend, in die Höhe hoben, und der graue, kraushaarige Löwenkopf. Dieses Gesicht mit der auffallend breiten Stirn, den starken Backenknochen, dem schönen, sinnlichen Munde und dem imponierenden, kalten Blick war durch die Nähe des Todes nicht entstellt worden. Es war noch immer so, wie Pierre es vor drei Monaten gesehen hatte, als er sich vor seiner Reise nach Petersburg von dem Grafen verabschiedete. Aber jetzt schaukelte dieser Kopf bei den ungleichmäßigen Schritten der Träger hilflos hin und her, und der kalte, teilnahmslose Blick vermochte nicht irgendwo haften zu bleiben.

Um das hohe Bett herum gab es einige Minuten lang eine unruhige Geschäftigkeit; hierauf traten die Diener, die den Kranken getragen hatten, zurück. Anna Michailowna aber berührte Pierres Hand und sagte zu ihm: „Kommen Sie!“

Pierre trat mit ihr an das Bett heran, auf welches der Kranke in einer sozusagen feiertäglichen Körperhaltung hingelegt war, die offenbar mit der soeben vollzogenen sakramentalen Handlung in Beziehung stand. Sein Kopf war durch Kissen hoch gerichtet; die Hände hatte man ihm symmetrisch auf die grüne seidene Decke gelegt, mit den Flächen nach unten. Als Pierre hinzutrat, blickte der Graf ihm gerade ins Gesicht; aber dieser Blick war von einer solchen Art, daß niemand seinen Sinn und seine Bedeutung verstehen konnte. Entweder besagte dieser Blick nichts weiter, als daß, solange man Augen hat, man mit ihnen notwendigerweise irgendwohin sehen muß; oder aber er war überaus vielsagend. Pierre blieb stehen, da er nicht wußte, was er nun tun sollte, und sah fragend seine Beraterin Anna Michailowna an. Anna Michai-

lowna gab ihm schnell ein Zeichen mit den Augen, indem sie auf die Hand des Kranken deutete, und bewegte die Lippen wie bei einem Kusse. Pierre streckte mit Anstrengung den Hals aus, um nicht an die Decke zu streifen und sie zu verschieben, und befolgte ihren Rath: er drückte seinen Mund auf die breitknochige, fleischige Hand des Kranken. Aber weder die Hand noch ein Gesichtsmuskel des Grafen zuckte. Pierre richtete wieder einen fragenden Blick auf Anna Michailowna, was er jetzt zu tun habe. Anna Michailowna wies mit den Augen auf einen neben dem Bette stehenden Sessel hin. Gehorsam setzte sich Pierre auf diesen hin und fragte mit den Augen weiter, ob er auch das Richtige getan habe. Anna Michailowna nickte bejahend mit dem Kopfe. Pierre nahm wieder die wunderliche symmetrische Haltung einer ägyptischen Statue an; er bedauerte anscheinend, daß sein ungeschlächter, dicker Körper soviel Raum einnahm, und strengte seine gesamten Geisteskräfte an, um möglichst klein auszusehen. Er sah den Grafen an. Der Graf blickte nach der Stelle hin, wo Pierres Gesicht gewesen war, solange er aufrecht gestanden hatte. Anna Michailowna brachte durch ihre ganze Haltung zum Ausdruck, daß sie ein volles Verständnis für das Ruhrende und Bedeutungsvolle dieses letzten Augenblickes des Zusammenseins von Vater und Sohn habe. Das dauerte zwei Minuten, die dem still daisitzenden Pierre wie eine Stunde vorkamen. Plötzlich ging durch die kräftigen Muskeln und Falten im Gesichte des Grafen ein Zucken. Dieses Zucken wurde stärker; der schöne Mund zog sich schief (erst jetzt begriff Pierre, wie nahe sein Vater dem Tode war), und aus dem verzerrten Munde drang ein undeutlicher, heiserer Laut. Anna Michailowna blickte mit angestrenzter Aufmerksamkeit in die Augen des Kranken und zeigte in dem Bemühen, zu erraten, was er wünschte, bald auf Pierre, bald auf das Getränk, bald nannte sie flüsternd in fragendem Tone den

Namen des Fürsten Basili, bald deutete sie auf die grüne Decke. Die Augen und Mienen des Kranken drückten Ungeduld aus. Er machte eine Anstrengung, um den Diener anzusehen, der, ohne sich wegzurühren, am Kopfende des Bettes stand.

„Der Herr Graf will auf die andere Seite gedreht werden,“ flüsterte der Diener und trat herum, um den schweren Körper des Grafen mit dem Gesichte nach der Wand hinzudrehen.

Pierre stand auf, um dem Diener zu helfen.

Während sie den Grafen umdrehten, fiel der eine Arm hilflos nach hinten zurück, und der Kranke machte eine vergebliche Anstrengung, ihn wieder herüberzuziehen. Ob nun der Graf den erschrockenen Blick bemerkt hatte, mit welchem Pierre nach diesem leblosen Arme hingesehen hatte, oder ob irgendein anderer Gedanke in diesem Augenblicke dem Sterbenden durch den Kopf huschte, wer konnte das wissen? Aber er blickte auf seinen unbotmäßigen Arm, auf den Ausdruck des Schreckens in Pierres Gesicht, dann wieder auf seinen Arm, und auf seinem Gesichte zeigte sich ein schwaches, leidvolles Lächeln, das so gar nicht zu seinen Zügen paßte und gewissermaßen wie ein Spotten über seine eigene Kraftlosigkeit aussah. Beim Anblicke dieses Lächelns fühlte Pierre unvermutet ein Zucken in der Brust, ein Zwickeln in der Nase, und Tränen verschleierten ihm die Augen. Der Kranke war nun auf die Seite gedreht worden, nach der Wand zu. Er seufzte.

„Er ist eingeschlummert,“ sagte Anna Michailowna, als sie bemerkte, daß die mittelste Prinzessin herankam, um sie abzulösen.

„Wir wollen gehen.“

Pierre ging mit ihr hinaus.

XXIV

Im Wartezimmer befand sich niemand mehr als Fürst Basili und die älteste Prinzessin, welche unter dem Porträt der Kaiserin Katharina saßen und angelegentlich miteinander redeten. Aber sowie sie Pierre mit seiner Führerin erblickten, verstummten sie. Die Prinzessin versteckte etwas, wie es Pierre vorkam, und flüsterte:

„Dieses Weib ist mir unausstehlich!“

„Catiche hat im kleinen Salon Tee servieren lassen,“ sagte Fürst Basili zu Anna Michailowna. „Sie sollten hingehen und sich ein wenig stärken, meine arme Anna Michailowna; sonst halten Sie diese Anstrengungen nicht aus.“

Zu Pierre sagte er nichts, er drückte ihm nur gefühlvoll den Arm etwas unterhalb der Schulter. Pierre und Anna Michailowna gingen in den kleinen Salon.

„Nichts stellt die Kräfte nach einer durchwachten Nacht so gut wieder her wie eine Tasse von diesem ausgezeichneten russischen Tee,“ sagte Doktor Lorrain im Tone gedämpfter Lebhaftigkeit. Er stand in dem kleinen runden Salon an einem Tische, der mit Teegerät und kaltem Abendbrot besetzt war, und schlürfte Tee aus einer dünnen, henkellosen chinesischen Tasse. Um diesen Tisch hatten sich alle, die diese Nacht im Hause des Grafen Besuchow zugebracht hatten, versammelt, um sich wieder ein wenig zu stärken. Pierre erinnerte sich recht wohl an diesen kleinen runden Salon mit den vielen Spiegeln und den kleinen Tischen. Wenn in dem Hause des Grafen Bälle stattfanden, dann hatte Pierre, der nicht tanzen konnte, gern in diesem kleinen Spiegelzimmer gegessen und beobachtet, wie die Damen in ihren Balltoiletten, mit den Brillantkolliers und den Perlen- schnüren um den entblößten Hals, beim Hindurchgehen durch

dieses Zimmer sich in den hell erleuchteten Spiegeln betrachteten, die ihr Bild mehrere Male zurückwarfen. Jetzt war dieses selbe Zimmer durch zwei Kerzen nur notdürftig beleuchtet, und mitten in der Nacht standen hier auf einem der kleinen Tische Leegeschirr und kalte Speisen unordentlich durcheinander, und allerlei Leute in nicht festlicher Kleidung saßen in diesem Zimmer und redeten flüsternd miteinander und ließen durch jede Bewegung, durch jedes Wort merken, daß sie alle an das dachten, was jetzt im Schlafzimmer vorging und für die nächste Zukunft zu erwarten war. Pierre aß nichts, obgleich er starken Hunger verspürte. Er blickte fragend nach seiner Ratgeberin hin und sah, daß sie auf den Fußspitzen wieder hinausging nach dem Wartezimmer, wo Fürst Basili mit der ältesten Prinzessin zurückgeblieben war. Pierre nahm an, daß auch dies so sein müsse, und nach kurzem Zögern folgte er ihr. Anna Michailowna stand neben der Prinzessin, und beide redeten aufgereggt im Flüsterton durcheinander.

„Gestatten Sie mir, Fürstin, selbst zu beurteilen, was notwendig oder nicht notwendig ist,“ sagte die Prinzessin, die sich augenscheinlich wieder in demselben aufgeregten Zustande befand wie einige Zeit vorher, als sie die Thür ihres Zimmers so heftig zuschlug.

„Aber, liebe Prinzessin,“ versetzte Anna Michailowna in sanftem, überredendem Tone, indem sie der Prinzessin den Weg nach dem Schlafzimmer vertrat und sie nicht hineinließ, „wird das den armen Onkel nicht gar zu sehr angreifen, in diesen Augenblicken, wo er die Erholung doch so nötig hat? Ein Gespräch über weltliche Dinge in diesen Augenblicken, wo seine Seele schon vorbereitet ist, vor Gott zu treten . . .“

Fürst Basili saß auf einem Lehnstuhl in einer zwanglosen Haltung, die er gern annahm: das eine Bein hoch über das

andre gelegt. Seine Wangen zuckten heftig und waren schlaff herabgesunken, so daß sie nach unten zu dicker erschienen; aber er tat, als ob ihn das Gespräch der beiden Damen wenig interessiere.

„Nicht doch, meine liebe Anna Michailowna,“ warf er dazwischen. „Lassen Sie Gatiche nur machen, wie sie es für gut hält. Sie wissen, wie gern sie der Graf hat.“

„Ich weiß gar nicht, was in diesem Schriftstück steht,“ sagte die Prinzessin, zu dem Fürsten Basili gewendet, und zeigte dabei auf das Mosaikportefeuille, das sie in der Hand hielt. „Ich weiß nur, daß das richtige Testament in seinem Schreibtisch liegt; dies hier ist ein Schriftstück, das der Graf längst vergessen hat . . .“

Sie wollte um Anna Michailowna herumgehen; aber diese machte einen kleinen Sprung und versperrte ihr wieder den Weg.

„Ich weiß es, meine liebe, gute Prinzessin,“ sagte Anna Michailowna und faßte dabei das Portefeuille mit solcher Energie an, daß man merken konnte, sie werde es nicht so bald wieder loslassen. „Liebe Prinzessin, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, schonen Sie ihn . . .“

Die Prinzessin schwieg. Es war nichts zu hören als das Geräusch des angestregten Ringens um das Portefeuille. Der Prinzessin war anzusehen, daß, wenn sie gesprochen hätte, sie ihrer Gegnerin keine Schmeicheleien gesagt haben würde. Anna Michailowna hielt an dem Portefeuille mit kräftigem Griffe fest; aber trotzdem behielt ihre Stimme durchaus den süßen, milden, ruhigen Klang bei.

„Pierre, kommen Sie her, mein Freund,“ sagte sie. „Ich glaube, er ist bei einem Familienrate keine überflüssige Person. Nicht wahr, Fürst?“

„Warum schweigen Sie denn, Cousin?“ rief auf einmal die

Prinzessin so laut, daß es die nebenan im Salon Anwesenden hörten und über ihre Stimme einen Schreck bekamen. „Warum schweigen Sie, während sich hier Gott weiß wer erlaubt, sich einzumischen und an der Schwelle des Sterbezimmers eine häßliche Szene zu machen? Intrigantin!“ flüsterte sie wütend und zog das Portefeuille aus Leibeskräften an sich; aber Anna Michailowna tat ein paar Schritte vorwärts, um das Portefeuille nicht loszulassen, und faßte wieder fester zu.

„Oh, oh!“ sagte Fürst Basili vorwurfsvoll und erstaunt. Er stand auf. „Das ist ja lächerlich. Lassen Sie jetzt beide los; ich muß sehr darum bitten.“ Die Prinzessin ließ los.

„Sie auch!“

Anna Michailowna hörte nicht auf ihn.

„Lassen Sie los! sage ich. Ich will die ganze Sache selbst übernehmen. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen. Ich selbst. Das könnte Ihnen genügen.“

„Aber, Fürst!“ versetzte Anna Michailowna. „So lassen Sie ihm doch eine Minute Ruhe, nachdem er soeben das hochheilige Sakrament empfangen hat. Aber Sie, lieber Pierre, sollten uns doch auch Ihre Meinung sagen,“ wandte sie sich an den jungen Mann, der nun, ganz nahe herantretend, erstaunt das ingrümige, an kein Gebot des Anstandes sich mehr lehrende Gesicht der Prinzessin und die zuckenden Wangen des Fürsten Basili betrachtete.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie für alle Folgen haften werden,“ sagte Fürst Basili in strengem Tone. „Sie wissen nicht, was Sie tun.“

„Nichtswürdiges Weib!“ schrie die Prinzessin, stürzte unerwartet auf Anna Michailowna los und entriß ihr das Portefeuille. Fürst Basili senkte den Kopf und hielt die Arme auseinander, als ob er sagen wollte: „Welch ein Benehmen!“

In diesem Augenblick wurde die Thür, jene schreckliche Thür, nach welcher Pierre vorhin so lange hingeblickt hatte, und die damals immer so behutsam geöffnet worden war, plötzlich schnell und geräuschvoll aufgerissen, so daß sie gegen die Wand schlug. Die mittlere der Prinzessinnen stürzte von dort herein und schlug verzweifelt die Hände zusammen.

„Was tut ihr hier!“ rief sie in größter Aufregung. „Er stirbt, und ihr laßt mich bei ihm allein!“

Die älteste Prinzessin ließ das Portefeuille fallen. Anna Michailowna bückte sich schnell, ergriff das Streitobjekt und lief damit in das Schlafzimmer. Sobald Fürst Wasiли und die älteste Prinzessin ihre Gedanken wieder gesammelt hatten, gingen sie ihr nach. Einige Minuten darauf kam zuerst die älteste Prinzessin von dort wieder heraus; ihr Gesicht sah blaß und starr aus, und sie biß sich auf die Unterlippe. Bei Pierres Anblick trat ein Ausdruck unbeherrschbarer Wut auf ihr Gesicht.

„Ja, nun können Sie sich freuen!“ sagte sie. „Darauf haben Sie ja nur gelauert!“ Und aufschluchzend verberg sie das Gesicht im Taschentuch und lief aus dem Zimmer.

Nach der Prinzessin kam Fürst Wasiли wieder aus dem Sterbezimmer heraus. Schwankend schritt er nach dem Sofa hin, auf welchem Pierre saß, ließ sich darauf niederfallen und bedeckte die Augen mit der Hand. Pierre bemerkte, daß er blaß war, und daß sein Unterkiefer zuckte und zitterte wie beim Fieber.

„Ach, mein Freund,“ sagte er und faßte Pierre am Ellbogen; seine Stimme klang so aufrichtig und so matt, wie es Pierre früher noch nie bei ihm gehört hatte. „Wie oft sündigen wir! Wie oft suchen wir andere Menschen zu täuschen! Und wozu das alles? Ich bin ein hoher Fünziger, mein Freund. . . Ich werde ja bald. . . Und mit dem Tode ist alles zu Ende, alles. Der Tod ist etwas Schreckliches.“ Er meinte.

Anna Michailowna war die letzte, die wieder zurückkam. Mit leisen, langsamen Schritten ging sie auf Pierre zu.

„Pierre!“ sagte sie.

Pierre blickte sie fragend an. Sie küßte den jungen Mann auf die Stirn, die dabei von ihren Tränen beneßt wurde. Sie schwieg einen Augenblick.

„Er ist nicht mehr . . .“

Pierre sah sie durch seine Brille an.

„Kommen Sie nur, ich will Sie führen. Versuchen Sie zu weinen; nichts erleichtert so wie Tränen.“

Sie führte ihn in einen dunklen Salon, und Pierre war froh, daß da niemand sein Gesicht sah. Anna Michailowna verließ ihn, und als sie wieder zurückkam, schloß er fest, den Arm unter den Kopf gelegt.

Am andern Morgen sagte Anna Michailowna zu Pierre:

„Ja, mein Freund, das ist für uns alle ein großer Verlust, von Ihnen gar nicht zu reden. Aber Gott wird Ihnen Kraft verleihen, ihn zu tragen; Sie sind jung, und Sie sind jetzt, wie ich hoffe, Herr eines gewaltigen Vermögens. Das Testament ist noch nicht eröffnet. Ich kenne Sie hinreichend und bin überzeugt, daß Ihnen dieser Umschwung nicht den Kopf verdrehen wird; aber es werden Ihnen dadurch auch Pflichten auferlegt, und da müssen Sie sich als Mann zeigen.“

Pierre schwieg.

„Später einmal werde ich Ihnen vielleicht erzählen, daß, wenn ich nicht am Platze gewesen wäre, wohl Gott weiß was geschehen wäre. Sie wissen, daß der liebe Onkel mir noch vorgestern versprochen hatte, für Boris etwas zu tun, daß er aber nicht mehr dazu gekommen ist. Ich hoffe, mein Freund, Sie werden diesen Wunsch Ihres Vaters erfüllen.“

Pierre verstand nichts von dem, was sie sagte, und blickte die

Fürstin Anna Michailowna schweigend mit verlegenem Erröthen an. Nach diesem Gespräche mit Pierre fuhr Anna Michailowna zu Kostows und legte sich schlafen. Nachdem sie am Vormittag ausgeschlafen hatte, erzählte sie der Familie Kostow und allen Bekannten Einzelheiten von dem Tode des Grafen Besuchow. Sie sagte, der Graf sei so gestorben, wie sie selbst einmal zu sterben wünschen würde; sein Ende sei nicht nur rührend, sondern auch erbaulich gewesen. Besonders sei das letzte Zusammensein von Vater und Sohn so ergreifend gewesen, daß sie nicht ohne Tränen daran denken könne; sie wisse nicht, wer sich in diesen furchtbaren Augenblicken schöner benommen habe: der Vater, der in seinen letzten Minuten noch an alles und an alle so freundlich gedacht und so rührende Worte zu seinem Sohne gesprochen habe, oder Pierre, den man gar nicht ohne das tiefste Mitgefühl habe ansehen können, wie niedergeschmettert er gewesen sei, und wie er trotzdem sich bemüht habe, seinen Schmerz zu verbergen, um nicht dem sterbenden Vater das Hinscheiden noch schwerer zu machen. „Es war schmerzlich,“ sagte sie, „aber doch auch erhebend; man hat das Gefühl, in reinere Sphären entrückt zu sein, wenn man solche Männer sieht wie den alten Grafen und seinen würdigen Sohn.“ Von dem Benehmen der Prinzessin und des Fürsten Wasili erzählte sie gleichfalls, mit ihrer Mißbilligung nicht zurückhaltend, aber nur flüsternd und unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses.

XXV

In Lysnja-Gory, dem Gute des Fürsten Nikolai Andrejewitsch Volkonski, wurde täglich die Ankunft des jungen Fürsten Andrei und seiner Gemahlin erwartet; aber durch diese Erwartung wurde die regelmäßige Ordnung, nach der sich das

Leben im Hause des alten Fürsten abspielte, nicht gestört. Der General en chef Fürst Nikolai Andrejewitsch, der in den höheren Gesellschaftskreisen den Spitznamen „der König von Preußen“ führte, wohnte, seitdem er unter der Regierung des Kaisers Paul aus den Residenzen verwiesen war, auf seinem Gute Lysnja-Gory, ohne es jemals zu verlassen, und mit ihm seine Tochter, Prinzessin Marja, und deren Gesellschafterin Mademoiselle Bourienne. Auch unter der neuen Regierung war er, obgleich ihm die Erlaubnis zur Rückkehr in die Residenzen erteilt worden war, beständig auf dem Lande wohnen geblieben; er sagte, wer etwas von ihm wolle, der werde auch die hundertfünfzig Werst von Moskau nach Lysnja-Gory fahren; er selbst aber brauche niemand und nichts. Er war der Ansicht, alle Fehler der Menschen entsprängen nur aus zwei Quellen: Müßiggang und Aberglauben; und ebenso gebe es nur zwei Tugenden: Fleiß und Klugheit. Die Erziehung seiner Tochter hatte er selbst übernommen; er gab ihr, um diese beiden Tugenden bei ihr zur Entwicklung zu bringen, immer noch, obgleich sie schon zwanzig Jahre alt war, Unterricht in der Algebra und der Geometrie und hatte ihre ganze Zeit so eingeteilt, daß immer eine Beschäftigung die andere ablöste. Er selbst war unaufhörlich tätig: bald schrieb er an seinen Memoiren, bald beschäftigte er sich mit Aufgaben aus dem Gebiete der höheren Mathematik, bald drechselte er Tabaksdosen auf der Drehbank, bald arbeitete er im Garten und beaufsichtigte die Bauten, die auf seinem Gute niemals aufhörten. Da die wichtigste Voraussetzung beim Fleiße die Ordnung ist, so war auch die Ordnung in seiner Lebensweise bis aufs äußerste getrieben. Sein Erscheinen zu den Mahlzeiten erfolgte stets in genau derselben, unveränderlichen Weise, und nicht nur zu derselben Stunde, sondern sogar zu derselben Minute. Mit den Personen seiner Umgebung, von

der Tochter angefangen bis zu der Dienerschaft, verkehrte der Fürst in scharfem Tone und stellte an einen jeden hohe Ansprüche, von denen er nie abging; so kam es, daß er, ohne grausam zu sein, allen eine Furcht und einen Respekt eingeflößt hatte, wie sie selbst der grausamste Haustyran nicht leicht hätte hervorrufen können. Obwohl er nicht mehr im Dienst war und jetzt keinerlei Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten besaß, so hielt es doch jeder Chef des Gouvernements, in welchem das Gut des Fürsten lag, für seine Pflicht, sich ihm vorzustellen, und wartete geradeso wie der Baumeister und der Gärtner und die Prinzessin Marja in dem hohen Geschäftszimmer auf den Zeitpunkt, für welchen der Fürst sein Erscheinen in Aussicht gestellt hatte. Und jeder empfand in diesem Geschäftszimmer das gleiche Gefühl des Respektes, ja sogar der Furcht, wenn sich nun die gewaltig hohe Thür des Arbeitszimmers öffnete und die ziemlich kleine Gestalt des alten Herrn erschien, mit gepudelter Perücke, mit den kleinen, dünnen Händen und den grauen, überhängenden Brauen, die manchmal, wenn er sie zusammenzog, den Glanz seiner klugen und noch ganz jugendlich blitzenden Augen verdeckten.

Am Vormittage desjenigen Tages, an welchem die Ankunft des jungen Ehepaares nachher wirklich stattfand, betrat Prinzessin Marja wie gewöhnlich zu der für den Unterricht angelegten Stunde das Geschäftszimmer zum Zwecke der Morgenbegrüßung, bekreuzte sich mit einer gewissen Bangigkeit und sprach im stillen ein Gebet. So trat sie täglich hier herein und betete täglich, daß diese Begegnung glücklich vonstatten gehen möge.

Der alte, gepuderte Diener, der im Geschäftszimmer saß, stand leise auf und sagte flüsternd: „Haben Sie die Güte einzutreten.“

Durch die Thür war das gleichmäßige Geräusch einer Drehbank

zu hören. Die Prinzessin zog schüchtern an der leicht und glatt sich öffnenden Thür und blieb an der Schwelle stehen. Der Fürst arbeitete an der Drehbank; er sah sich um und fuhr in seiner Tätigkeit fort.

Das ungewöhnlich große Arbeitszimmer war mit lauter Gegenständen angefüllt, die augenscheinlich fortwährend benutzt wurden. Ein großer Tisch, auf welchem Bücher und Pläne lagen, hohe, mit Büchern vollgestellte Glasschränke, in deren Türen die Schlüssel steckten, ein Stehpult, auf dem ein aufgeschlagenes Heft lag, eine Drehbank, auf der die nötigen Instrumente handgerecht geordnet waren und um die ringsherum der Boden mit Abfallspänen bedeckt war: alles zeugte von einer beständigen, mannigfaltigen, wohlgeordneten Tätigkeit des Bewohners. Und aus den Bewegungen des kleinen Fußes, den ein silbergesticktes tatarisches Stiefelchen umschloß, sowie aus dem festen Andrücken der sehnigen, mageren Hand konnte man ersehen, daß in dem Fürsten noch die zähe, widerstandsfähige Kraft eines frischen Greisenalters steckte. Nachdem er das Rad noch ein paar Umdrehungen hatte machen lassen, nahm er den Fuß vom Trittbrette der Drehbank herunter, wischte den Drehstuhl ab, warf ihn in eine an der Drehbank angebrachte Ledertasche, ging an den Tisch und rief seine Tochter heran. Er segnete seine Kinder niemals; so hielt er ihr denn nur seine stachelige, an diesem Tage noch nicht rasirte Wade hin, musterte sie mit einem prüfenden Blicke und sagte in strengem Tone, aus dem aber doch eine gewisse Zärtlichkeit herauszuhören war: „Wohl und munter? Nun, dann setz dich!“ Er griff nach einem von ihm eigenhändig geschriebenen Geometriehefte und zog sich mit dem Fuße seinen Sessel heran.

„Für morgen!“ sagte er, indem er schnell eine Seite aufschlug und mit seinem harten Nagel von einem Paragraphen bis zu

einem andern einen Strich als Zeichen eindrückte. Die Prinzessin beugte sich über den Tisch und das Heft.

„Warte; da ist ein Brief für dich,“ sagte der alte Mann, holte aus einer oberhalb des Tisches befestigten Tasche einen Brief, dessen Adresse eine weibliche Hand erkennen ließ, und warf ihn auf den Tisch.

Beim Anblick des Briefes erschienen auf dem Gesichte der Prinzessin rote Flecke. Eilig griff sie nach ihm und bückte sich über ihn.

„Von deiner Heloise?“ fragte der Fürst kühl lächelnd, wobei seine noch starken, gelblichen Zähne sichtbar wurden.

„Ja, von Julja,“ antwortete die Prinzessin; sie blickte den Vater schüchtern an und lächelte zaghaft.

„Noch zwei Briefe will ich durchlassen; aber den dritten werde ich lesen,“ sagte der Fürst in strengem Tone. „Ich fürchte, ihr schreibt einander viel dummes Zeug. Den dritten Brief werde ich lesen.“

„Sie können ja auch diesen schon lesen, Väterchen,“ antwortete die Prinzessin, noch stärker erröthend, und reichte ihm den Brief hin.

„Den dritten; ich habe gesagt: den dritten!“ rief der Fürst kurz und stieß den Brief zurück. Dann stützte er den Ellbogen auf den Tisch und zog das Heft mit den geometrischen Figuren näher heran.

„Nun, mein Fräulein,“ begann der Alte, beugte sich dicht neben seiner Tochter über das Heft und legte den einen Arm auf die Lehne des Sessels, auf dem die Prinzessin saß, so daß diese sich von allen Seiten von einer ihr schon längst bekannten Atmosphäre, gemischt aus Tabaksgeruch und jener scharfen Hautausdünstung, wie sie alten Leuten eigen ist, umgeben fühlte. „Nun, mein Fräulein, diese Dreiecke sind einander ähnlich; du siehst: der Winkel A B C . . .“

Die Prinzessin blickte ängstlich nach den so nahe neben ihr blißenden Augen des Vaters; rote Flecke erschienen auf ihrem Gesichte, und es war klar, daß sie nichts verstand und sich dermaßen fürchtete, daß diese Angst sie auch hindern würde, alle weiteren Auseinandersetzungen des Vaters zu begreifen, mochten sie an sich auch noch so klar sein. Ob nun die Schuld an dem Lehrer lag oder an der Schülerin, genug, jeden Tag wiederholte sich derselbe Vorgang: es wurde der Prinzessin dunkel vor den Augen, sie sah und hörte nichts mehr, sie fühlte nur in ihrer nächsten Nähe das hagere Gesicht des strengen Vaters, sie empfand seinen Atem und seinen Geruch und hatte nur den einen Gedanken, wie sie wohl am schnellsten aus dem Arbeitszimmer des Vaters herauskommen und auf ihrer eigenen Stube sich die Aufgabe in Ruhe zum Verständnis bringen könne. Der Alte geriet in Erregung, schob den Sessel, auf dem er saß, mit Gepolter vom Tische zurück und wieder heran, suchte sich zu beherrschen, um nicht heftig zu werden, und wurde es doch fast jedesmal, schalt und schleuderte manchmal ärgerlich das Heft auf den Tisch.

Die Prinzessin hatte eine falsche Antwort gegeben.

„Na, du bist aber doch auch zu dumm!“ rief der Fürst, stieß das Heft von sich und wandte sich schnell ab. Im nächsten Augenblick stand er auf, ging ein paarmal im Zimmer hin und her, berührte leise mit den Händen das Haar der Prinzessin und setzte sich wieder hin.

Er rückte seinen Sessel an den Tisch heran und fuhr in seinen Erläuterungen fort.

„Ja, das muß sein, Prinzessin, das muß sein,“ sagte er, als die Prinzessin das Heft mit den Aufgaben für das nächste Mal genommen und zugemacht hatte und bereits im Begriff war wegzugehen. „Die Mathematik ist eine wichtige Sache, mein Fräulein. Ich möchte nicht, daß du unsern dummen jungen

Damen ähnlich siehst. Nur Ernst und Ausdauer; dann gewinnt man die Sache lieb." Er streichelte ihr mit der Hand die Wange. „Die Mathematik macht den Kopf klar.“

Sie wollte hinausgehen; aber er hielt sie durch eine Handbewegung zurück und nahm von dem Stehpulte ein neues, unaufgeschchnittenes Buch herunter.

„Da ist noch ein Buch mit dem Titel ‚Der Schlüssel des Geheimnisses‘; das schickt dir deine Heloise. Sie ist wohl sehr religiös. Nun, ich lasse jeden Menschen glauben, was er will, und mende mich da nicht ein. Ich habe nur ein wenig hineingesehen. Nimm! Nun, dann geh nur, geh!“

Er klopfte ihr auf die Schulter und machte selbst hinter ihr die Thür zu.

Prinzessin Maria kehrte mit der trüben, verschüchterten Miene, die nur selten von ihr wich und ihr an sich schon unschönes, krankliches Gesicht noch unschöner machte, in ihr Zimmer zurück und setzte sich an ihren Schreibtisch, auf dem eine Menge kleiner Porträts standen und Hefte und Bücher in Masse umherlagen. Die Prinzessin war ebenso unordentlich, wie ihr Vater ordentlich war. Sie legte das Geometrieheft hin und erbrach ungeduldig den Brief. Der Brief kam von der besten Jugendfreundin der Prinzessin; diese Freundin war jene selbe Julia Karagina, die am Namenstage bei Kostows gewesen war.

Julia schrieb auf französisch:

„Liebe, teure Freundin!

Es ist doch etwas Schreckliches, etwas Entsetzliches, voneinander getrennt zu sein. Ich mag mir noch so oft sagen, daß Sie die Hälfte meines Daseins und meines Glückes bilden, und daß trotz der Entfernung, die uns trennt, unsere Herzen durch unauflöbliche Bande verknüpft sind, dennoch bäumt sich mein Herz gegen das Schicksal auf, und trotz der Vergnügungen

und Zerstreungen, die mich umgeben, bin ich nicht imstande, eine gewisse heimliche Traurigkeit zu überwinden, die ich seit unserer Trennung im tiefsten Grunde meines Herzens empfinde. Warum sitzen wir nicht mehr wie in diesem Sommer in Ihrem großen Zimmer zusammen auf dem blauen Sofa, dem ‚Sofa der vertraulichen Bekenntnisse‘? Warum kann ich nicht mehr wie vor drei Monaten neue seelische Kraft aus Ihrem so sanften, ruhigen, tiefdringenden Blicke schöpfen, aus diesem Blicke, den ich so sehr liebte, und den ich jetzt, wo ich an Sie schreibe, vor mir zu sehen glaube!“

Als Prinzessin Marja bis zu dieser Stelle gelesen hatte, seufzte sie und betrachtete sich in dem Trumeau, der rechts von ihr stand. Der Spiegel zeigte ihr einen unschönen, schwächlichen Körper und ein mageres Gesicht. Ihre Augen, auch sonst immer traurig, blickten jetzt mit dem Ausdruck ganz besonderer Hoffnungslosigkeit auf ihr Spiegelbild. „Sie will mir schmeicheln,“ sagte die Prinzessin zu sich selbst, wandte sich vom Spiegel ab und fuhr fort zu lesen. Jedoch hatte Julja ihrer Freundin wirklich keine leere Schmeichelei geschrieben: die großen, tiefen, leuchtenden Augen der Prinzessin, die mitunter geradezu ganze Garben eines warmen Lichtes auszustrahlen schienen, waren tatsächlich so schön, daß trotz der Unschönheit des ganzen übrigen Gesichtes diese Augen oft reizvoller wirkten, als es ein schönes Gesicht vermocht hätte. Aber die Prinzessin bekam diesen schönen Ausdruck ihrer Augen nie zu sehen, diesen Ausdruck, welchen sie in den Augenblicken annahm, wo sie gar nicht an sich selbst dachte. Wie bei allen Menschen erhielt ihr Gesicht einen gespannten, unnatürlichen, häßlichen Ausdruck, sobald sie sich im Spiegel betrachtete. Sie las weiter:

„Ganz Moskau spricht nur vom Kriege. Von meinen beiden Brüdern befindet sich der eine schon im Auslande; der andere

steht bei der Garde, die jetzt ihren Marsch nach der Grenze antritt. Unser teurer Kaiser hat Petersburg verlassen, und wie man behauptet, beabsichtigt er, sein kostbares Leben selbst den Wechselfällen des Krieges auszusetzen. Gott wolle geben, daß das kossische Ungeheuer, das die Ruhe Europas stört, durch den Engel niedergeschmettert werde, den Er, der Allmächtige, in Seiner Barmherzigkeit uns zum Herrscher gegeben hat. Ganz abgesehen von meinen Brüdern hat mich dieser Krieg eines Umganges beraubt, der meinem Herzen besonders teuer war. Ich meine den jungen Nikolai Rostow, der in seiner Begeisterung es nicht hat ertragen können, untätig zu bleiben, und die Universität verlassen hat, um in die Armee einzutreten. Ja, liebe Marja, ich will es Ihnen gestehen, daß, obwohl er noch ein sehr, sehr junger Mensch ist, sein Abgang zur Armee mir ein großer Schmerz gewesen ist. Dieser junge Mann, von dem ich Ihnen schon im Sommer erzählte, besitzt eine edle Gesinnung und eine echt jugendliche Frische, wie man sie nur so selten in unserem Jahrhundert antrifft, wo wir unter zwanzigjährigen Greisen leben. Besonders hervorzuheben sind sein Freimut und seine Herzhaftigkeit. Sein ganzes Denken ist so rein und poetisch, daß meine Beziehungen zu ihm, so flüchtig sie auch waren, dennoch eine der süßesten Freuden meines Herzens bildeten, das schon so viel gelitten hat. Ich werde Ihnen später einmal erzählen, wie wir voneinander Abschied nahmen, und Ihnen alles mitteilen, was wir dabei gesprochen haben. Jetzt ist das alles noch zu frisch. Ach, meine teure Freundin, Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie diese Freuden und diese qualvollen Leiden nicht kennen. Jawohl, glücklich; denn die letzteren sind gewöhnlich viel stärker! Ich weiß sehr wohl, daß Graf Nikolai zu jung ist, als daß er mir jemals mehr als ein Freund werden könnte.

Aber diese süße Freundschaft, dieses reine, poetische Verhältnis ist meinem Herzen ein Bedürfnis gewesen. Aber sprechen wir nicht mehr davon.

Die große Tagesneuigkeit, die ganz Moskau beschäftigt, ist der Tod des alten Grafen Besuchow und seine Hinterlassenschaft. Denken Sie sich, die drei Prinzessinnen haben nur ganz wenig bekommen, Fürst Wajili gar nichts, und Monsieur Pierre hat alles geerbt und ist obendrein als legitimer Sohn anerkannt worden, somit jetzt Graf Besuchow und Besitzer des größten Vermögens in ganz Rußland. Es heißt, Fürst Wajili habe in dieser ganzen Angelegenheit eine recht häßliche Rolle gespielt und sei mit sehr langem Gesichte nach Petersburg zurückgefahren.

Ich muß Ihnen gestehen, mein Verständnis von diesen Testamentsangelegenheiten ist nur ein sehr geringes; aber seit der junge Mann, den wir alle unter dem simplen Namen Monsieur Pierre kannten, Graf Besuchow und Herr eines so gewaltigen Vermögens geworden ist, ist es für mich ein köstliches Amusement, bei den mit heiratsfähigen Töchtern gesegneten Müttern und bei diesen jungen Damen selbst zu beobachten, wie sich ihr Ton und ihr ganzes Benehmen diesem jungen Manne gegenüber geändert haben, der mir, beiläufig gesagt, immer als ein herzlich unbedeutendes Individuum erschienen ist. Wie die Leute schon seit zwei Jahren ihr Vergnügen darin finden, mich mit jungen Männern zu verloben, die ich meistens gar nicht kenne, so macht mich jetzt der Moskauer Heiratskatsch zur Gräfin Besuchowa. Aber Sie können sich leicht denken, daß mein Streben nicht im entferntesten dahin geht, es zu werden. Da ich aber gerade vom Heiraten rede: was sagen Sie dazu, daß mir ganz vor kurzem die ‚Allerweltstante‘ Anna Michailowna unter dem Siegel des

tiefften Geheimnisses ein Heiratsprojekt für Sie anvertraut hat? Und zwar handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als um den Sohn des Fürsten Basili, Anatol, der durch die Heirat mit einem reichen, vornehmen Mädchen wieder in geordnete Verhältnisse gebracht werden soll; und da ist nun die Wahl seiner Eltern auf Sie gefallen. Ich weiß nicht, wie Sie die Sache ansehen werden; aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie davon in Kenntniss zu setzen. Es heißt, er sei ein sehr schöner junger Mann, aber ein arger Laugeichts; das ist alles, was ich über ihn habe in Erfahrung bringen können.

Aber nun genug mit diesem Geplauder! Ich bin schon am Ende des zweiten Briefbogens angelangt, und Mama läßt mich rufen, da wir zu Apraxins zum Diner müssen.

Lesen Sie das mystische Buch, das ich Ihnen gleichzeitig schicke; es macht hier bei uns gewaltiges Aufsehen. Obgleich in diesem Buche Dinge stehen, an die der schwache Menschenverstand kaum heranreicht, so ist es dennoch ein bewundernswürdiges Buch, dessen Lektüre auf die Seele beruhigend und erhebend wirkt. Adieu! Richten Sie, bitte, meine Empfehlungen an Ihren Herrn Vater und meine Grüße an Mademoiselle Bourienne aus. Ich umarme Sie in herzlichster Zuneigung.

Julia.

P. S. Schreiben Sie mir doch, wie es Ihrem Bruder und seiner reizenden kleinen Frau geht.“

Die Prinzessin sann ein Weilchen mit einem schwermütigen Lächeln nach, wobei ihr Gesicht, von den strahlenden Augen erhellt, sich völlig verklärte; dann stand sie schnell auf und ging mit ihren schweren Schritten an den Tisch. Sie holte sich Briefpapier hervor, und ihre Feder begann schnell darüber hinzufahren. Die Prinzessin schrieb folgende Antwort:

„Liebe, teure Freundin!

Ihr Brief vom 13. hat mir eine große Freude bereitet. Sie lieben mich also immer noch, meine poetische Julia. Die Trennung, von der Sie so viel Böses sagen, hat also auf Sie ihre gewöhnliche Wirkung nicht ausgeübt. Sie klagen darüber, daß Sie von diesem und jenem getrennt sind, — was müßte ich erst sagen, wenn ich überhaupt wagte, mich zu beklagen, ich, die ich aller derjenigen beraubt bin, die mir teuer sind? Ach, wenn wir nicht die Religion hätten, um uns zu trösten, so wäre das Leben doch gar zu traurig. Warum setzen Sie bei mir eine strenge Beurteilung voraus, wenn Sie mir von Ihrer Neigung zu dem jungen Manne schreiben? In solchen Dingen bin ich gegen niemand streng als gegen mich selbst. Ich habe für diese Gefühle bei anderen Verstandnis, und wenn ich ihnen auch nicht eigentlich Beifall zollen kann, da ich sie nie selbst empfunden habe, so verurteile ich sie doch nicht. Nur bin ich der Ansicht, daß die christliche Liebe, die Nächstenliebe, die Liebe zu unseren Feinden verdienstlicher, süßer und schöner ist als die Empfindungen, welche die schönen Augen eines jungen Mannes bei einem poetisch veranlagten, der Liebe zugänglichen jungen Mädchen, wie Sie, hervorrufen können.

Die Nachricht von dem Tode des Grafen Besuchow war uns schon vor Ihrem Briefe zugegangen, und mein Vater war davon tief ergriffen. Er sagt, das sei der vorletzte Repräsentant jenes großen Jahrhunderts gewesen, und nun komme er selbst an die Reihe; indes werde er tun, was in seinen Kräften stehe, um erst möglichst spät heranzukommen. Gott wolle uns vor diesem furchtbaren Unglück bewahren!

Ihre Meinung über Pierre, den ich schon gekannt habe, als wir noch Kinder waren, vermag ich nicht zu teilen. Er schien mir immer ein vortreffliches Herz zu besitzen, und das ist die

Eigenschaft, die ich an den Menschen am höchsten schätze. Was seine Erbschaft anlangt und die Rolle, die Fürst Wafili dabei gespielt hat, so ist das für alle beide recht traurig. Ach, liebe Freundin, das Wort unseres göttlichen Erlösers, es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, dieses Wort ist ebenso wahr als furchtbar; ich beklage den Fürsten Wafili, aber noch mehr bedauere ich Pierre. So jung noch und dabei mit diesem Reichtum belastet, welche Versuchungen wird er da nicht durchzumachen haben! Wenn man mich fragte, was ich mir auf der Welt am meisten wünschte, so wäre mein Wunsch der, ärmer zu sein als der ärmste Bettler. Tausend Dank, liebe Freundin, für das mir freundlichst übersandte Werk, das bei Ihnen so großes Aufsehen erregt. Da Sie mir indessen schreiben, es enthalte neben mancherlei Gutem auch anderes, an das die schwache menschliche Vernunft nicht heranreicht, so scheint es mir ziemlich zwecklos, sich mit einer unverständlichen Lektüre zu beschäftigen, die eben deshalb keinerlei Vorteil gewähren kann. Unbegreiflich ist mir immer die Passion mancher Leute gewesen, sich die eigene Denkkraft dadurch zu verwirren, daß sie sich mit mystischen Büchern abgeben, die nur Zweifel im Geiste des Lesenden erregen, seine Phantasie überreizen und seinem ganzen Wesen etwas Übertriebenes geben, das zu der christlichen Einfalt im schroffsten Widerspruche steht. Wir tun besser, die Schriften der Apostel und die Evangelien zu lesen. Aber auch da sollen wir nicht den Versuch machen, in das einzudringen, was sie Mysteriöses enthalten; denn wie könnten wir elenden Sünder uns erdreisten, in die furchtbaren, heiligen Geheimnisse der Vorsehung eindringen zu wollen, solange wir diese fleischliche Hülle an uns tragen, die zwischen uns und dem Ewigen gleichsam eine undurchdringliche Scheidewand errich-

tet? Begnügen wir uns lieber damit, die erhabenen Weisungen in uns aufzunehmen, die unser göttlicher Erlöser uns für unser irdisches Leben hinterlassen hat; suchen wir, uns nach ihnen zu bilden und ihnen zu folgen; lassen wir uns von der Überzeugung durchdringen, daß, je weniger freien Spielraum wir unserm schwachen menschlichen Geiste verstaten, er um so angenehmer dem Allmächtigen ist, der alle Weisheit verwirft, die nicht von Ihm kommt, und daß, je weniger wir das zu ergründen suchen, was unserer Erkenntnis zu entziehen Ihm gefallen hat, Er um so eher es uns durch Seinen Heiligen Geist wird erkennen lassen.

Von einem Bewerber um meine Hand hat mir mein Vater nichts gesagt; er hat mir nur mitgeteilt, er habe einen Brief vom Fürsten Wasiil erhalten und erwarte dessen Besuch. Hinsichtlich des mich betreffenden Heiratsprojectes muß ich Ihnen, liebe, teure Freundin, sagen, daß die Ehe meiner Ansicht nach eine göttliche Einrichtung ist, der wir uns fügen müssen. Sollte der Allmächtige mir jemals die Pflichten einer Gattin und Mutter auferlegen, so werde ich, mag es mir auch noch so schwer werden, sie so treu, wie ich nur irgend kann, zu erfüllen suchen, ohne vorher eine ängstliche Prüfung meiner Gefühle gegen denjenigen vorzunehmen, den Er mir zum Gatten geben wird.

Von meinem Bruder habe ich einen Brief erhalten, in dem er mir seine und seiner Frau baldige Ankunft in Lysyja-Gory in Aussicht stellt. Aber es wird nur eine kurze Freude sein; denn er verläßt uns, um an diesem unglückseligen Kriege teilzunehmen, in den wir, Gott weiß wie und warum, uns haben hineinziehen lassen. Nicht nur dort bei Ihnen, im Mittelpunkte des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens, bildet der Krieg das einzige Gesprächsthema; auch hier inmitten dieser

ländlichen Arbeiten und dieses stillen Friedens der Natur, der nach der gewöhnlichen Vorstellung der Städter auf dem Lande herrscht, macht sich das Geräusch des Krieges hörbar und in schmerzlicher Weise fühlbar. Mein Vater redet nur noch von Märschen und Kontremärschen, Dingen, von denen ich nichts verstehe, und als ich vorgestern bei meinem gewöhnlichen Spaziergange durch die Dorfstraße kam, wurde ich Zeugin einer herzerreißenden Szene. Es war ein Trupp Rekruten, die bei uns ausgehoben waren und nun zum Heere abgehen sollten. Es war entsetzlich, zu sehen, in welchem Zustande sich die Mütter, die Frauen und die Kinder der abmarschierenden Männer befanden, entsetzlich, zu hören, wie die Zurückbleibenden und die Wegziehenden schluchzten! Man möchte sagen, die Menschheit habe die Gebote ihres göttlichen Erlösers vergessen, der uns doch geheißen hat, einander zu lieben und Beleidigungen zu verzeihen, und suche nun ihr größtes Verdienst in der Kunst, sich wechselseitig zu morden.

Adieu, liebe, gute Freundin! Mögen unser göttlicher Erlöser und Seine allerheiligste Mutter Sie in ihren heiligen, mächtigen Schuß nehmen. Marja."

„Ah, Sie sind dabei, einen Brief für die Post zurechtzumachen, Prinzessin; ich habe den meinigen schon fertiggestellt. Ich habe an meine arme Mutter geschrieben," sagte in schnellem Tempo mit angenehmer, vollklingender Stimme, das r etwas schnarrend, die lächelnde Mademoiselle Bourienne; sie brachte in die bedrückende, trübe, ernste Atmosphäre der Prinzessin gleichsam einen Hauch aus einer ganz anderen Welt, etwas Leichtlebigen, Vergnügtes, Selbstzufriedenes.

„Ich muß Sie warnen, Prinzessin," fügte sie mit leiserer Stimme hinzu; „der Fürst hat einen Wortwechsel" (das Wort „Wortwechsel" sprach sie ganz besonders schnarrend, und hatte

offenbar ihr Vergnügen daran, sich selbst zu hören), „einen Wortwechsel mit Michail Iwanowitsch gehabt. Er ist sehr übler Laune, sehr mißgestimmt. Seien Sie also gewarnt; Sie wissen ja . . .“

„O, liebe Freundin,“ erwiderte die Prinzessin Marja, „ich habe Sie gebeten, niemals mit mir darüber zu sprechen, in welcher Laune sich mein Vater befindet. Ich erlaube mir nicht, über ihn zu urteilen, und mag nicht gern, daß andere es tun.“

Die Prinzessin sah nach der Uhr, und als sie bemerkte, daß bereits fünf Minuten von der Zeit verstrichen waren, die sie auf das Klavierspiel verwenden sollte, ging sie mit erschrockener Miene nach dem Sofazimmer. Die Zeit von zwölf bis zwei Uhr widmete nach der festgesetzten Tagesordnung der Fürst der Ruhe und Erholung, und die Prinzessin hatte unterdessen Klavier zu spielen.

XXVI

Der hochbejahrte Kammerdiener Lichon saß im Geschäftszimmer und horchte im Halbschlummer auf das Schnarchen des Fürsten im benachbarten geräumigen Arbeitszimmer. Von einem entfernten Teile des Hauses her hörte man durch die geschlossenen Türen die wohl zwanzigmal wiederholten schwierigen Passagen einer Duffek'schen Sonate.

Um diese Zeit fuhren bei dem Portal eine Equipage und eine Britschke vor. Aus der Equipage stieg Fürst Andrei aus, half seiner kleinen Frau beim Aussteigen und ließ sie vorangehen. Der greise Lichon, den Kopf mit einer Perücke bedeckt, schob sich aus der Tür des Geschäftszimmers heraus, meldete flüsternd, daß der Fürst ruhe, und machte eilig die Tür hinter sich zu. Lichon wußte, daß weder die Ankunft des Sohnes noch sonstige außergewöhnliche Ereignisse die Tagesordnung stören durften. Fürst Andrei

wußte das offenbar ebensogut wie Tichon; er blickte auf seine Uhr, als ob er kontrollieren wollte, ob sich die Gewohnheiten seines Vaters in der Zeit, wo er ihn nicht gesehen hatte, auch nicht verändert hätten, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall war, wandte er sich an seine Frau:

„In zwanzig Minuten wird er aufstehen,“ sagte er. „Wir wollen unterdessen zu Prinzessin Marja gehen.“

Die kleine Fürstin war in der letzten Zeit noch stärker geworden; aber ihre Augen und die sich hinaufziehende kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen und dem Lächeln, wenn sie zu sprechen begann, nahmen sich noch ebenso lustig und allerliebste aus.

„Aber das ist ja ein wahrer Palast!“ sagte sie, sich rings umblickend, zu ihrem Manne, mit demselben Gesichtsausdrucke, mit dem man auf einem Balle sich dem Hausherrn gegenüber bewundernd äußert. „Nun, dann wollen wir schnell hingehen!“ Um sich blickend, lächelte sie alle an, den Kammerdiener Tichon und ihren Mann und den sie geleitenden Diener.

„Das ist wohl Marja, die da übt? Wir wollen leise gehen und sie überraschen.“

Fürst Andrei folgte ihr mit höflicher, aber trüber Miene.

„Du bist alt geworden, Tichon,“ sagte er zu dem Greise, der ihm die Hand küßte.

Vor dem Zimmer, aus dem das Klavierspiel ertönte, kam aus einer Seitentür die hübsche, blonde Französin herausgestürzt. Mademoiselle Bourienne schien vor Entzücken ganz närrisch zu sein.

„Ah, welche Freude für die Prinzessin!“ rief sie aus. „Endlich! Ich muß sie benachrichtigen!“

„Nein, nein, bitte nicht! Sie sind Mademoiselle Bourienne; ich weiß schon von Ihnen durch meine Schwägerin, die Ihnen so

sehr zugetan ist," sagte die Fürstin und küßte sich mit der Französin. „Sie erwartet uns wohl nicht?“

Sie gingen auf die Thür des Sofazimmers zu, aus dem immer ein und dieselbe Passage in steter Wiederholung zu hören war. Fürst Andrei blieb stehen und machte ein finsternes Gesicht, als ob er irgendeine Unannehmlichkeit erwartete.

Die Fürstin trat ein. Die Passage brach jäh in der Mitte ab; man hörte einen Aufschrei, die schweren Schritte der Prinzessin Marja und den Ton von Küßen. Als dann auch Fürst Andrei hineintrat, hielten sich die Prinzessin und die Fürstin, die einander vorher nur einmal bei Fürst Andreis Hochzeit kurze Zeit gesehen hatten, mit den Armen umschlungen und preßten immer noch die Lippen auf dieselben Gesichtsstellen, die sie im ersten Augenblicke der Begegnung gerade getroffen hatten. Mademoiselle Bourienne stand neben ihnen, drückte die Hände gegen das Herz und lächelte andächtig, offenbar ebenso bereit zum Weinen wie zum Lachen. Fürst Andrei zuckte die Achseln und runzelte die Stirn, etwa wie jemand, der musikalisches Gehör besitzt und eine falsche Note hört. Die beiden Frauen ließen einander nun los; aber dann griffen sie eilig, als ob sie etwas zu versäumen fürchteten, eine jede nach den Händen der andern und begannen einander die Hände zu küssen und einander die Hände zu entziehen, und dann küßten sie einander wieder ins Gesicht und brachen, für Fürst Andrei völlig unerwartet, in Tränen aus und fingen darauf wieder an, sich zu küssen. Mademoiselle Bourienne weinte gleichfalls. Dem Fürsten Andrei wurde die Sache augenscheinlich unbehaglich; den beiden Frauen aber erschien es als etwas ganz Natürliches, daß sie weinten; sie schienen es sich gar nicht denken zu können, daß sich dieses Wiedersehen in anderer Form abspielen könne.

„Ach, meine Liebe! . . . Ach, Marja!“ fingen beide auf einmal

an und lachten auf. „Diese Nacht hat mir geträumt . . . Du hattest uns also heute nicht erwartet . . . Ach, Marja, du bist aber mager geworden . . . Und du hast zugenommen . . .“

„Ich habe die Fürstin sofort wiedererkannt,“ warf Mademoiselle Bourienne dazwischen.

„Und ich hatte keine Ahnung!“ rief die Prinzessin Marja. „Ach, Andrei, ich habe dich ja noch gar nicht gesehen!“

Fürst Andrei küßte seine Schwester, indem er ihr gleichzeitig die Hand drückte, und sagte zu ihr, sie sei noch dieselbe Tränentraufe, die sie immer gewesen sei. Prinzessin Marja betrachtete nun ihren Bruder, und durch die Tränen hindurch ruhte der liebevolle, warme, sanfte Blick ihrer großen und in diesem Augenblicke schönen, strahlenden Augen auf dem Gesichte des Fürsten Andrei.

Die Fürstin redete ohne Unterbrechung. Die kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zog sich fortwährend für einen Augenblick nach unten, berührte sich an der gehörigen Stelle mit der roten Unterlippe, und dann öffneten sich die Lippen wieder zu einem Lächeln mit blizenden Zähnen und Augen. Die Fürstin erzählte von einem Unfall, der ihnen auf dem Heilandsberge begegnet war und ihr bei ihrem Zustande hätte gefährlich werden können, und unmittelbar darauf teilte sie mit, daß sie alle ihre Kleider in Petersburg gelassen habe und nun hier in Gott weiß was für einem Aufzuge herumgehen müsse, und daß Andrei sich vollständig verändert habe, und daß Kitty Odynzowa die Frau eines ganz alten Mannes geworden sei, und daß sich ein Bewerber für die Prinzessin Marja gefunden habe (ganz im Ernst!), und daß sie darüber später noch eingehender reden würden. Prinzessin Marja sah noch immer schweigend ihren Bruder an; Liebe und Traurigkeit lagen in dem Blicke ihrer schönen Augen. Es war deutlich, daß sich in ihrem Kopfe jetzt ein besonderer Gedankengang vollzog, unabhängig von dem Gerede ihrer Schwägerin.

Mitten in einer Erzählung der Fürstin über das letzte Petersburger Fest wandte sich Marja an ihren Bruder.

„Und das steht nun endgültig fest, daß du in den Krieg gehst, Andrei?“ fragte sie seufzend.

Lisa seufzte ebenfalls.

„Ich reise sogar schon morgen ab,“ antwortete der Bruder.

„Er läßt mich hier allein, und Gott weiß warum, da er doch auch ohne das ein gutes Avancement haben konnte . . .“

Prinzessin Marja hörte nicht nach ihr hin; ihren eigenen Gedankenfaden weiterspinnend, wandte sie sich zu ihrer Schwägerin und fragte, mit freundlichem Blick auf deren Leib deutend:

„Ist es denn sicher?“

Der Gesichtsausdruck der Fürstin veränderte sich. Sie seufzte.

„Ja, es ist sicher,“ antwortete sie. „Ach, das ist so furchtbar . . .“

Lisas Lippe senkte sich herab. Sie näherte ihr Gesicht dem Gesichte ihrer Schwägerin und brach unerwartet wieder in Tränen aus.

„Sie muß sich erholen,“ sagte Fürst Andrei mit finsterner Miene. „Nicht wahr, Lisa? Führe sie in dein Zimmer; ich will unterdes zu unserm Vater gehen. Wie geht es ihm? Alles unverändert?“

„Tavohl, alles unverändert; wenigstens meine ich, daß es auch dir so vorkommen wird,“ antwortete die Prinzessin in freudigem Tone.

„Zimmer noch dieselbe Stundeneinteilung, dieselben Spaziergänge in den Alleen? Auch die Drehbank?“ fragte Fürst Andrei mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln, welches zeigte, daß er bei all seiner Liebe und Achtung für seinen Vater doch dessen Schwächen kannte.

„Dieselbe Stundeneinteilung und die Drehbank und auch seine Beschäftigung mit der Mathematik und meine Geometrie-

stunden," erwiderte Prinzessin Maria fröhlich, als ob diese Geometriestunden zu ihren angenehmsten Erlebnissen gehörten.

Als die zwanzig Minuten um waren, die noch bis zum Aufstehetermin des alten Fürsten gefehlt hatten, kam Tichon, um den jungen Fürsten zu seinem Vater zu rufen. Der Anknst des Sohnes zu Ehren ließ der alte Fürst in seiner gewöhnlichen Lebensordnung nun doch insofern eine Abweichung eintreten, als er den Sohn in der Zeit, wo er sich zum Mittagessen ankleidete, in sein Zimmer kommen ließ. Der Fürst war bei der altväterischen Tracht geblieben: dem langschößigen Kaftan und dem gepuderten Haare. Als Fürst Andrei bei seinem Vater eintrat (nicht mit dem mürrischen Gesichte und Benehmen, das er in den Salons annahm, sondern mit der lebhaften Miene, die er bei dem Gespräche mit Pierre gehabt hatte), saß der alte Herr im Puder- mantel auf einem breiten, mit Saffian überzogenen Lehnstuhl und hatte seinen Kopf den Händen Tichons anvertraut.

„Aha! der Krieger! Also den Bonaparte willst du bekriegen?“ sagte der Alte und schüttelte seinen gepuderten Kopf, soweit das der Zopf gestattete, welchen Tichon gerade zum Flechten in den Händen hielt. „Dann nimm ihn dir nur gehörig vor, sonst macht er bald auch uns noch zu seinen Untertanen. Sei willkommen!“ Er hielt ihm seine Waacke hin.

Der Alte befand sich jetzt, da er vor Tische geschlafen hatte, in guter Laune. (Er pflegte zu sagen, der Schlaf nach Tische sei Silber, der Schlaf vor Tische Gold.) Vergnügt richtete er unter seinen dichten, buschigen Brauen hervor einen schrägen Blick auf den Sohn. Fürst Andrei trat heran und küßte den Vater auf die Stelle, die dieser ihm angewiesen hatte. Auf das Lieblingsthema des Vaters, Spötteleien über die Kriegsleute der Gegenwart und namentlich über Bonaparte, ging er nicht ein.

„Ich habe Ihnen, lieber Vater, auch meine Frau mitherge-

bracht, die sich in anderen Umständen befindet," sagte Fürst Andrei und verfolgte mit lebhaften, respektvollen Blicken jede Bewegung in den Gesichtszügen seines Vaters. „Wie sieht es mit Ihrem Befinden?“

„Krank, mein Sohn, sind nur Dummköpfe und Schlemmer. Mich aber kennst du ja wohl: ich habe vom Morgen bis zum Abend meine Beschäftigung und lebe mäßig; nun, da bin ich denn auch gesund.“

„Gott sei Dank!“ sagte der Sohn lächelnd.

„Gott hat damit nichts zu schaffen. Aber nun erzähle," fuhr er, auf sein Steckenpferd zurückkommend, fort; „ihr habt ja da eine neue Wissenschaft, die sogenannte Strategie, und die Deutschen sind darin eure Lehrmeister; wie werdet ihr also nun mit Bonaparte kämpfen?“

Fürst Andrei lächelte.

„Lassen Sie mich nur erst nach der Reise zur Besinnung kommen, lieber Vater," antwortete er, und sein Lächeln zeigte, daß die Schwächen des Vaters seine Liebe und Verehrung für diesen nicht beeinträchtigten. „Ich habe mich ja noch nicht einmal eingelogiert.“

„Unsinn, Unsinn!" rief der Alte, schüttelte sein Zöpfchen, um zu probieren, ob es auch fest geflochten sei, und ergriff den Sohn bei der Hand. „Die Wohnung für deine Frau steht bereit. Prinzessin Marja wird sie hinführen und ihr alles zeigen und ein langes und breites mit ihr schwagen. Das werden alles die Weiber unter sich besorgen. Ich freue mich, daß wir deine Frau hier haben. Na, nun setz dich her und erzähle. Was die Michelsonsche Armee bezweckt, verstehe ich; auch die Tolstoische... eine gleichzeitige Landung. Aber was soll die Süddarmee tun? Preußen hält sich neutral... das weiß ich. Wie steht es mit Osterreich?“ Während er so sprach, war er von seinem Lehnsessel aufgestanden

und ging im Zimmer auf und ab, wobei Tichon hinter ihm herlief und ihm die einzelnen Stücke seines Anzuges zureichte. „Und wie wird sich Schweden verhalten? Wie werden sie durch Pommern hindurchkommen?“

Da Fürst Andrei sah, daß der Vater hartnäckig auf seinem Verlangen bestand, so begann er, anfangs nur ungerne, aber dann allmählich lebhafter werdend (dies zeigte sich auch darin, daß er mitten in der Erzählung unwillkürlich vom Russischen zu dem ihm geläufigeren Französischen überging), den Operationsplan des bevorstehenden Feldzuges auseinanderzusetzen. Er berichtete, eine Armee von neunzigtausend Mann solle Preußen bedrohen, um es zur Aufgebung seiner Neutralität zu veranlassen und es in den Krieg mit hineinzuziehen; ein Teil dieser Truppen solle sich in Stralsund mit den schwedischen Truppen vereinigen; zweihundertzwanzigtausend Österreicher nebst hunderttausend Russen seien für die Operationen in Italien und am Rheine bestimmt; fünfzigtausend Russen und fünfzigtausend Engländer würden in Neapel landen; so würden im ganzen fünfhunderttausend Mann von verschiedenen Seiten auf die Franzosen losgehen. Der alte Fürst bekundete auch nicht durch das geringste Zeichen ein Interesse für diese Darlegung, als ob er gar nicht danach hinhörte, und während er fortfuhr, sich im Auf- und Abgehen anzukleiden, unterbrach er den Redenden dreimal in recht unerwarteter Weise. Das eine Mal zwang er ihn innezuhalten, indem er rief: „Die weiße, die weiße!“

Dies bedeutete, Tichon habe ihm nicht die Weste gegeben, die er anziehen wolle. Das zweitemal blieb er stehen und fragte:

„Steht ihre Entbindung bald bevor?“ Und auf Fürst Andreis bejahende Antwort sagte er: „Schlimm, schlimm! Aber sprich nur weiter!“

Das drittemal fing der Alte, als Fürst Andrei seine Aus-

einandersehung beendigt hatte, mit seiner Greifenstimme und mit mancher falschen Note an zu singen: „Marlborough s'en va-t-en guerre; dieu sait quand reviendra.“

Der Sohn lächelte nur.

„Ich sage nicht, daß dieser Plan mir besonders gut schiene,“ sagte der Sohn. „Ich habe Ihnen nur berichtet, was man tatsächlich beabsichtigt. Napoleon hat gewiß auch schon seinen Feldzugsplan fertig, und der wird nicht schlechter sein als der unsrige.“

„Na, Neues hast du mir nichts gesagt.“ Und dann murmelte der Alte, sich seinen Gedanken überlassend, schnell vor sich hin: „Dieu sait quand reviendra.“

„Geh nur jetzt ins Eßzimmer,“ fügte er laut hinzu.

XXVII

Zur bestimmten Stunde trat der alte Fürst, gepudert und rasiert, in das Eßzimmer, wo ihn seine Schwiegertochter, die Prinzessin Marja, sein Sohn, Mademoiselle Bourienne und der Baumeister erwarteten, welcher letztere zufolge einer sonderbaren Laune des alten Herrn zur Tafel zugelassen war, obgleich er nach seiner unbedeutenden sozialen Stellung in keiner Weise auf eine solche Ehre einen Anspruch hatte. Der Fürst, der sonst streng auf die Standesunterschiede hielt und sogar hohen Gouvernementsbeamten nur selten einen Platz an seinem Tische vergönnte, hatte auf einmal an der Person des Baumeisters Michail Iwanowitsch, der sich immer in der Zimmerrede in sein kariertes Taschentuch schneuzte, den Beweis führen wollen, daß alle Menschen gleich seien, und seiner Tochter gegenüber wiederholentlich betont, daß Michail Iwanowitsch in keiner Hinsicht etwas Geringeres sei als sie und er, der Fürst, selbst. Und bei

Lische wandte sich der Fürst besonders oft an diesen schweigsamen Michail Iwanowitsch.

Im Eßzimmer, das wie alle Zimmer im Hause von gewaltiger Höhe war, erwarteten den Eintritt des alten Fürsten die Hausgenossen sowie die hinter einem jeden Stuhle stehenden Diener; der Haushofmeister, eine Serviette in der Hand, musterte das Arrangement der Tafel, winkte den Dienern mit den Augen und ließ seinen unruhigen Blick beständig zwischen der Wanduhr und der Thür hin und her gehen, durch die der alte Fürst erscheinen mußte. Fürst Andrei betrachtete ein gewaltig großes, in einen goldenen Rahmen eingefasstes, ihm noch unbekanntes Bild, welches den Stammbaum der Fürsten Volkonski darstellte, gegenüber hing ein ebenso großes, ebenso eingerahmtes Gemälde, das schlecht gemalte, offenbar von der Hand eines leibeigenen Malers herrührende Porträt eines regierenden Fürsten mit einer Krone auf dem Haupte; dies sollte ein Nachkomme Kuriks und der Ahnherr des Volkonskischen Geschlechtes sein. Fürst Andrei betrachtete den Stammbaum und wiegte den Kopf mit einer solchen lächelnden Miene hin und her, wie man sie beim Beschauen eines lächerlich ähnlichen Porträts zu machen pflegt.

„Darin erkenne ich ihn ganz und gar!“ sagte er zu der Prinzessin Marja, die zu ihm trat.

Prinzessin Marja blickte ihren Bruder erstaunt an. Sie begriff nicht, worüber er lächelte. Alles, was ihr Vater tat, erweckte bei ihr eine unbegrenzte, jede Kritik ausschließende Ehrfurcht.

„Jeder Mensch hat eben seine Achillesferse,“ fuhr Fürst Andrei fort. „Daß er mit seinem gewaltigen Verstande so etwas Lächerliches begeht!“

Der Prinzessin war diese kühne Kritik, die sich der Bruder erlaubte, ganz unfaßbar, und sie schickte sich an, ihm etwas zu erwidern, als sich vom Arbeitszimmer her die erwarteten Schritte

hören ließen und der Fürst raschen Ganges und mit heiterer Miene eintrat; so pflegte er immer zu gehen, wie wenn er absichtlich durch sein eiliges Wesen einen Gegensatz zu der strengen Hausordnung schaffen wollte. In demselben Augenblick schlug die große Uhr zwei, und mit hellem Stimmchen antwortete vom Salon her eine andere. Der Fürst blieb stehen; unter den überhängenden, dichten Brauen hervor musterten seine lebhaften, blißenden, strengen Augen alle Anwesenden und blieben schließlich auf der jungen Fürstin haften. Die junge Fürstin machte in diesem Augenblicke dasselbe Gefühl durch, welches die Hofleute beim Eintreten des Kaisers überkommt, ein Gefühl der Wangigkeit und der Ehrfurcht; denn ein solches rief dieser Greis bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, hervor. Er streichelte der Fürstin den Kopf und klopfte ihr dann mit einer ungeschickten Bewegung auf den Nacken.

„Ich freue mich, ich freue mich,“ sagte er dabei; dann blickte er ihr noch fest in die Augen, trat schnell von ihr weg und setzte sich auf seinen Platz. „Seht euch, seht euch! Michail Iwanowitsch, setzen Sie sich!“

Er wies der Schwiegertochter ihren Platz neben sich an. Ein Diener rückte den Stuhl für sie zurecht.

„Hoho!“ rief der Alte, indem er einen Blick auf ihre starkgewordene Taille warf. „Du hast dich ja beeilt; das ist nicht gut!“

Er lachte in einer trockenen, kalten, unangenehmen Manier, so wie er immer lachte, nur mit dem Munde, nicht mit den Augen.

„Du mußt gehen, möglichst viel gehen, möglichst viel,“ setzte er noch hinzu.

Die kleine Fürstin hatte seine Worte nicht gehört oder nicht hören wollen. Sie schwieg und schien verlegen zu sein. Der Fürst befragte sie nach ihrem Vater, und nun begann die Fürstin zu reden und zu lächeln. Er erkundigte sich bei ihr nach gemein-

samen Bekannten: die Fürstin wurde noch lebhafter; sie begann zu erzählen, bestellte dem Fürsten Grüße und trug Stadtneuigkeiten vor.

„Die Gräfin Apraxina, die Ärmste, hat ihren Mann verloren und sich fast die Augen darüber ausgeweint,“ sagte sie mit immer steigender Lebhaftigkeit.

Aber in dem Maße, in welchem sie lebhafter wurde, blickte der Fürst sie immer strenger und strenger an, und auf einmal, als ob er sie nun hinreichend kennen gelernt und sich ein klares Urtheil über sie gebildet habe, wandte er sich von ihr ab und zu Michail Iwanowitsch hin.

„Nun, hören Sie mal, Michail Iwanowitsch, unserm Bonaparte wird es schlecht gehen. Wie mir Fürst Andrei“ (so nannte er seinen Sohn stets, wenn er zu andern von ihm sprach) „erzählt hat, werden ganz gewaltige Streitkräfte gegen ihn zusammengebracht! Und wir beide haben ihn immer für einen einfältigen Kerl gehalten!“

Michail Iwanowitsch wußte zwar absolut nicht, wann denn „wir beide“ so etwas über Bonaparte gesagt haben sollten; aber er begriff wenigstens so viel, daß diese an ihn gerichteten Worte als Einleitung zu dem Lieblingsgespräche des alten Fürsten dienen sollten, und blickte verwundert auf den jungen Fürsten hin, da ihm noch nicht klar war, wie die Sache sich weiter gestalten werde.

„Ich habe da nämlich einen großen Taktiker!“ sagte der alte Fürst zu seinem Sohne, indem er auf den Baumeister wies.

Das Gespräch drehte sich nun wieder um den Krieg, um Bonaparte und die jetzigen Generale und Staatsmänner. Der alte Fürst schien fest überzeugt zu sein, daß die hochgestellten Männer der Jetztzeit sämtlich dumme Jungen seien, die nicht einmal die ersten Elemente der Kriegs- und Staatswissenschaft verstanden, und daß Bonaparte ein armseliges Französelin sei, das seinen

Erfolg nur dem Umstande zu verdanken habe, daß es jetzt keine Potemkins und Suworows gebe, die man ihm entgegenstellen könnte. Ja, er war sogar überzeugt, daß gar keine politischen Schwierigkeiten in Europa vorhanden seien, daß keine wirklichen Kriege geführt würden, sondern das Ganze nur eine Art von Puppenkomödie sei, die die jetzigen Menschen aufführten, um den Schein zu erwecken, daß sie etwas Ernstes täten.

Fürst Andrei ertrug die Spötteleien des Vaters über die Männer der Neuzeit mit gutem Humor, reizte ihn mit offensichtlichem Vergnügen zu weiteren Auslassungen und hörte ihm aufmerksam zu.

„Alles, was früher gewesen ist, erscheint einem als gut,“ erwiderte er. „Aber ist nicht dieser selbe Suworow in die ihm von Moreau gestellte Falle gegangen, aus der er dann nicht wieder herauszukommen verstand?“

„Wer hat dir das gesagt? Wer hat dir das gesagt?“ schrie der Fürst. „Suworow!“ (Er schleuderte den Teller von sich, den Lichon noch flink auffing.) „Suworow! . . . Überlege, was du sprichst, Fürst Andrei! Zwei große Feldherrn hat's gegeben: Friedrich und Suworow . . . Moreau! Moreau wäre gefangen genommen worden, wenn Suworow freie Hand gehabt hätte; aber dieser Hofkriegswurstschnapstrat hielt ihm die Hände fest. Mit dieser schönen Einrichtung kann der Teufel selbst nichts leisten. Geht nur hin; ihr werdet diese Hofkriegswurststrate schon kennen lernen! Suworow ist mit ihnen nicht zurechtgekommen; wie soll es da Michail Kutusow zustande bringen? Nein, lieber Freund,“ fuhr er fort, „ihr und eure Generale kommt gegen Bonaparte nicht auf; dazu muß man Franzosen nehmen, damit die Franzosen durch Franzosen geschlagen werden. So hat man ja auch diesen Pahlen nach Amerika, nach New York, geschickt, um den Franzosen Moreau herzuholen“ (er deutete damit darauf hin,

daß in diesem Jahre an Moreau eine Einladung ergangen war, in russische Dienste zu treten). „Aber zu wunderbar, daß ihr die Deutschen zu Lehrmeistern nehmt! Sind denn etwa die Potemkins, die Suworows, die Orlovs Deutsche gewesen? Nein, mein Lieber, entweder habt ihr alle den Verstand verloren, oder ich bin vor Alter schwachsinnig geworden. Gott gebe euch alles Gute; aber wir werden ja sehen. Bonaparte ist in den Augen dieser Menschen ein großer Feldherr geworden! Hm! . . .“

„Daß auf unserer Seite alle Anordnungen vortrefflich wären, will ich nicht behaupten,“ entgegnete Fürst Andrei. „Aber wie Sie so über Bonaparte urteilen können, das ist mir unbegreiflich. Lachen Sie, soviel Sie wollen; aber ein großer Feldherr ist Bonaparte doch!“

„Michail Iwanowitsch!“ rief der alte Fürst dem Baumeister zu, der sich mit dem Braten auf seinem Teller beschäftigte und gehofft hatte, es würde niemand mehr an ihn denken. „Ich habe es Ihnen doch gesagt, daß Bonaparte ein großer Taktiker ist? Sehen Sie wohl, der hier sagt es auch.“

„Gewiß, Euer Durchlaucht,“ antwortete der Baumeister.

Der Fürst lachte wieder in seiner kalten Manier.

„Bonaparte ist ein Glückspilz. Die Soldaten, die er hat, sind ausgezeichnet. Da hat er nun zuerst mit den Deutschen zu tun gehabt; na, und um die Deutschen nicht zu besiegen, dazu muß einer schon ein besonders schlapper Kerl sein. Solange die Welt steht, sind die Deutschen noch von allen ihren Gegnern geschlagen worden. Sie aber haben niemand geschlagen. Nur sich untereinander. Bei denen hat er sich seinen Ruhm geholt!“

Und nun machte sich der Fürst daran, alle Fehler zu erörtern, die Bonaparte, nach seiner Auffassung, in allen seinen Kriegen und selbst in seiner politischen Tätigkeit begangen hatte. Der Sohn erwiderte nichts; aber es war klar, daß er, mochten ihm

auch noch so viele Beweise angeführt werden, ebensowenig imstande war, seine Meinung zu ändern, wie seinerseits der alte Fürst. Fürst Andrei hörte, sich jedes Widerspruchs enthaltend, einfach zu; aber er staunte unwillkürlich darüber, wie dieser alte Mann, der doch schon so viele Jahre allein für sich auf seinem Gute saß, ohne es jemals zu verlassen, es möglich machte, über alle kriegerischen und politischen Ereignisse, die die letzten Jahre in Europa gebracht hatten, so detailliert und so genau Bescheid zu wissen.

„Du denkst wohl, daß ich alter Mann die jetzige Situation nicht verstehe?“ schloß er. „Doch, doch; siehst du, das kommt daher: ich schlafe nachts wenig. Also, wie steht es denn nun mit deinem großen Feldherrn? Wo hat er sich als solcher gezeigt?“

„Das läßt sich nicht so kurz sagen,“ antwortete der Sohn.

„Dann geh nur hin zu deinem Bonaparte. Mademoiselle Bourienne, da ist noch ein Bewunderer Ihres Helden, dieses Kaiser gewordenen Troßknechtes!“ rief er auf französisch mit bester Aussprache.

„Sie wissen, Fürst, daß ich keine Bonapartistin bin.“

„Dieu sait quand reviendra . . .“ sang der Fürst; sein Singen klang falsch, aber sein Lachen noch falscher; dann stand er vom Tische auf und ging hinaus.

Die kleine Fürstin hatte während des ganzen Streites geschwiegen und ängstlich bald die Prinzessin Marja, bald ihren Schwiegervater angesehen. Als sie vom Tische aufgestanden waren, schob sie ihren Arm in den ihrer Schwägerin und ging mit ihr in ein anderes Zimmer.

„Was ist dein lieber Vater doch für ein geistvoller Mann!“ sagte sie. „Das wird auch wohl der Grund sein, weshalb er mir solche Furcht einflößt.“

„Ach, er ist so gut, so gut!“ erwiderte die Prinzessin.

XXVIII

Am folgenden Tage abends wollte Fürst Andrei abreisen. Der alte Fürst war, ohne von seiner Tagesordnung abzuweichen, nach dem Mittagessen auf sein Zimmer gegangen. Die kleine Fürstin befand sich bei ihrer Schwägerin. Fürst Andrei, in einem Reiserock ohne Epauletten, beschäftigte sich in den ihm angewiesenen Zimmern unter Beihilfe seines Kammerdieners mit Packen, besichtigte dann persönlich den Kaleschwagen, revidierte, ob die Koffer ordentlich aufgeladen seien, und befahl anzuspinnen. Im Zimmer waren nur noch diejenigen Sachen zurückgeblieben, die Fürst Andrei immer bei sich führte: eine Schatulle, ein großes, silbernes Reisenecessaire, zwei türkische Pistolen und ein türkischer Säbel, ein Geschenk seines Vaters, der diese Waffen als Beutestücke von der Erstürmung von Dtschakow mitgebracht hatte. Alle diese Reiseutensilien hielt Fürst Andrei gut in Ordnung: alles war sauber, wie neu, und steckte in Luchsfutteralen, die sorgsam mit Bändern zugebunden waren.

Im Augenblick einer Abreise, mit der eine Veränderung der Lebensgestaltung verbunden ist, überkommt alle Menschen, die ihre Handlungen zu überdenken fähig sind, gewöhnlich eine ernste Stimmung; sie pflegen in einem solchen Augenblick einen prüfenden Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen und Pläne für die Zukunft zu machen. Fürst Andreis Miene war sehr nachdenklich und mild. Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er im Zimmer schnell von einer Ecke nach der andern, blickte gerade vor sich hin und wiegte tief in Gedanken den Kopf. War ihm bange davor, in den Krieg zu gehen? Schmerzte ihn die Trennung von seiner Frau? Vielleicht sowohl das eine wie das andere; aber da er anscheinend nicht wünschte, von jemand in dieser Stimmung gesehen zu werden, nahm er, sowie er Schritte auf dem Flur

hörte, eilig die Arme vom Rücken, blieb beim Tische stehen, als ob er damit beschäftigt sei, den Überzug der Schatulle zuzubinden, und gab seinem Gesichte den gewöhnlichen, ruhigen, undurchdringlichen Ausdruck. Es waren die schweren Schritte der Prinzessin Marja.

„Man sagt mir, daß du Befehl zum Anspannen gegeben hast.“ begann sie ganz außer Atem (sie war offenbar rasch gelaufen), „und ich wollte so gern noch mit dir ein paar Worte unter vier Augen sprechen. Gott weiß, auf wie lange Zeit wir uns wieder trennen. Du bist mir doch nicht böse, daß ich hergekommen bin? Du hast dich sehr verändert, Andruscha¹,“ fügte sie wie zur Erklärung dieser Frage hinzu.

Sie lächelte, als sie das Wort „Andruscha“ aussprach. Augenscheinlich war es ihr selbst ein sonderbarer Gedanke, daß dieser ernste, schöne Mann jener selbe Andruscha sein sollte, jener magerere, ausgelassene Knabe, der Gespiele ihrer Kindheit.

„Wo ist denn Lisa?“ fragte er, indem er auf ihre Frage nur mit einem Lächeln antwortete.

„Sie war so müde, daß sie in meinem Zimmer auf dem Sofa eingeschlafen ist. Ach, Andrei! Welch einen Schatz besitzt du an dieser Frau,“ sagte sie und setzte sich ihrem Bruder gegenüber auf das Sofa. „Sie ist noch vollständig ein Kind, und ein so liebenswürdiges, heiteres Kind. Ich habe sie sehr lieb gewonnen.“

Fürst Andrei schwieg; aber die Prinzessin bemerkte den ironischen, geringschätzigen Ausdruck, den sein Gesicht angenommen hatte.

„Aber mit ihren kleinen Schwächen muß man Nachsicht haben; wer hätte keine Schwächen, Andrei! Vergiß nicht, daß sie mitten im Getreibe des gesellschaftlichen Lebens aufgewachsen und

¹ Roseform für Andrei. Anm. des Übersetzers.

erzogen ist. Und dann ist auch ihre Lage jetzt keine rosig. Man muß sich in die Lage eines jeden hineinversetzen. „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“ Bedenke nur, wie schwer es der Ärmsten nach dem Leben, das sie gewohnt war, werden muß, sich von ihrem Manne zu trennen und so allein auf dem Lande zu bleiben, und noch dazu in ihrem Zustande. Das ist eine sehr schwere Aufgabe.“

Fürst Andrei lächelte, während er seine Schwester ansah, so wie man zu lächeln pflegt, wenn man Menschen reden hört, die man bis auf den Grund ihrer Seele zu kennen glaubt.

„Du lebst ja doch auch auf dem Lande und findest dieses Leben nicht so schrecklich,“ sagte er.

„Mit mir ist das eine andere Sache. Von mir ist da weiter nicht zu reden. Ich wünsche mir kein anderes Leben und kann es mir auch gar nicht wünschen, weil ich ein anderes Leben eben nicht kenne. Aber bedenke, Andrei, was das für eine junge Frau, die am gesellschaftlichen Leben ihre Freude gehabt hat, besagen will, wenn sie sich in den besten Jahren des Lebens auf dem Lande vergraben soll. Und allerdings wird sie sich hier sehr einsam fühlen; denn Papa ist immer beschäftigt, und ich —: du kennst mich, wie wenig ich einer Frau zu bieten vermag, die an bessere Gesellschaft gewöhnt ist. Nur Mademoiselle Bourienne . . .“

„Sie mißfällt mir recht sehr, eure Mademoiselle Bourienne,“ sagte Fürst Andrei.

„O nicht doch! Sie ist sehr lieb und gut, und was die Hauptsache ist, sie ist ein bedauernswertes Mädchen. Sie hat so gar niemand, keinen Menschen. Die Wahrheit zu sagen, ich habe gar nicht das Bedürfnis, sie um mich zu haben; es ist mir sogar oft peinlich. Ich bin, wie du weißt, immer etwas menschenfurcht gewesen und bin es jetzt in noch höherem Grade als früher. Ich

fühle mich am wohlsten, wenn ich allein bin. Aber unser Vater hat sie gern. Sie und Michail Iwanowitsch, das sind die beiden Menschen, gegen die er immer freundlich und gütig ist, weil er ihnen beiden Wohlthaten erwiesen hat; denn, wie Sterne sagt: ‚Wir lieben die Menschen nicht sowohl um des Guten willen, das sie uns getan haben, als um des Guten willen, das wir ihnen getan haben.‘ Unser Vater hat sie als vaterlose Waise geradezu von der Straße in sein Haus genommen, und sie ist ein sehr gutes Wesen. Und dem Vater sagt ihre Art vorzulesen zu. Sie liest ihm abends vor. Sie liest ausgezeichnet.“

„Nun meinetwegen; aber sage einmal offen, Marja, ich meine, es muß dir bei dem Charakter des Vaters doch manchmal schwer werden, mit ihm auszukommen?“ fragte Fürst Andrei unvermittelt.

Prinzessin Marja war zunächst erstaunt, dann aber ganz erschrocken über diese Frage.

„Mir? . . . Mir? . . . Mir sollte es schwer werden?“ erwiderte sie.

„Er war ja immer rauh und schroff; aber jetzt ist es, wie mir scheint, besonders schwer, mit ihm zu verkehren,“ sagte Fürst Andrei; er sprach, wie es schien, absichtlich in so leichtfertiger Art über den Vater, um seine Schwester in Erstaunen zu versetzen oder sie auf die Probe zu stellen.

„Du bist sonst in jeder Hinsicht ein so guter Mensch, Andrei; aber du bist zu stolz auf deinen Verstand,“ erwiderte die Prinzessin, die mehr ihrem eigenen Gedankengange als dem Gange des Gespräches folgte, „und das ist eine große Sünde. Darf man denn überhaupt über den eigenen Vater sich ein Urteil erlauben? Und wenn man es dürfte, wie könnte ein solcher Mann wie unser Vater ein anderes Gefühl erwecken als Ehrfurcht? Und ich bin so zufrieden, so glücklich in dem Zusammen-

leben mit ihm. Ich möchte nur wünschen, daß ihr alle euch ebenso glücklich fühltet, wie ich es tue."

Der Bruder schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es ist nur eines, was mir das Herz bedrückt (ich will es dir offen sagen, Andrei): das ist des Vaters Denkungsart in religiösen Dingen. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß ein Mann mit einem so enormen Verstande das nicht sieht, was doch sonnenklar ist, und wie er in solche Irrtümer hineingeraten kann. Siehst du, das ist mein einziges Leid. Aber auch auf diesem Gebiete scheint sich in der letzten Zeit eine leise Besserung anzubahnen. In der letzten Zeit sind seine Spöttereien nicht mehr so scharf und beißend gewesen wie früher, und er hat sogar den Besuch eines Mönches empfangen und lange mit ihm geredet.“

„Liebe Marja, ich fürchte, daß du und der Mönch euer Pulver unnütz vergeudet,“ erwiderte Fürst Andrei spöttisch, aber freundlich.

„Ach, lieber Bruder, ich bete zu Gott und hoffe, daß Er mich erhören wird . . . Andrei,“ fügte sie schüchtern nach kurzem Stillschweigen hinzu, „ich habe eine große Bitte an dich.“

„Was denn, meine Gute?“

„Nein, versprich mir erst, daß du es mir nicht abschlagen wirst. Es wird dir keinerlei Mühe machen, und es liegt nichts darin, was deiner unwürdig wäre. Aber du wirst mir damit eine Beruhigung verschaffen. Versprich es mir, Andruscha,“ bat sie, indem sie die Hand in ihren Ridikul steckte und etwas darin erfaßte, was sie aber noch nicht zeigte, wie wenn das, was sie in der Hand hielt, den Gegenstand der Bitte bildete und sie dieses Ding nicht aus dem Ridikul herausholen dürfte, ehe sie nicht das Versprechen empfangen hätte, daß ihre Bitte werde erfüllt werden.

Sie blidte ihren Bruder schüchtern mit flehenden Augen an

„Selbst wenn es mir große Mühe machen sollte . . .“ antwortete Fürst Andrei, der wohl schon erraten mochte, um was es sich handelte.

„Du kannst ja darüber denken, wie du willst! Ich weiß, du bist darin ebenso wie unser Vater. Denke darüber, wie du willst; aber tu es mir zuliebe. Bitte, tu es! Schon der Vater unseres Vaters, unser Großvater, hat es in allen Kriegen getragen . . .“ (Sie zog den Gegenstand, den sie in der Hand hatte, immer noch nicht aus dem Ridikül hervor.) „Also du versprichst es mir?“

„Gewiß. Um was handelt es sich denn also?“

„Andrei, ich möchte dich mit einem Heiligenbilde segnen, und du mußt mir versprechen, daß du es niemals ablegen wirst. Versprichst du es mir?“

„Wenn es nicht zwei Pud schwer ist und mir den Hals nicht herunterzieht . . . Um dir eine Freude zu machen . . .“ sagte Fürst Andrei; aber im selben Augenblick tat es ihm auch schon leid, so geantwortet zu haben, da er an dem Gesichte seiner Schwester sah, daß dieser Scherz sie verletzt hatte. „Sehr gern werde ich es tun, wirklich sehr gern, liebe Marja,“ fügte er hinzu.

„Auch wenn du nicht daran glaubst, wird der Heiland dich erretten und Sich deiner erbarmen und dich zu Sich zurückführen; denn in Ihm allein ist Wahrheit und Friede,“ sagte sie mit einer vor innerer Erregung zitternden Stimme und hielt mit feierlicher Gebärde in beiden Händen ein ovales, altertümliches Christusbildchen, mit schwarz gewordenem Gesichte, in silbernem Rahmen, an einem fein gearbeiteten silbernen Kettchen, dem Bruder entgegen.

Sie bekreuzte sich, küßte das Bildchen und reichte es dem Fürsten Andrei hin.

„Bitte, Andrei, mir zuliebe . . .“

Ihre großen, guten, schüchternen Augen strahlten ein schönes

helles Licht aus. Diese Augen verklärten das ganze fränkliche, magere Gesicht und machten es schön. Der Bruder wollte das Heiligenbild hinnehmen, aber sie hielt ihn zurück. Andrei verstand sie, bekreuzte sich und küßte das Bild. Sein Gesicht zeigte gleichzeitig zärtliche Rührung und leisen Spott.

„Ich danke dir, lieber Bruder!“

Sie küßte ihn auf die Stirn und setzte sich wieder auf das Sofa. Beide schwiegen.

„Um was ich dich schon gebeten habe, Andrei,“ begann dann die Prinzessin: „sei gut und großherzig, wie du es immer gewesen bist, und sei nicht zu streng gegen Lisa. Sie ist so lieb und gut und befindet sich jetzt in einer sehr schweren Lage.“

„Ich habe doch wohl nichts zu dir gesagt, Marja, als ob ich meiner Frau irgendwelchen Vorwurf zu machen hätte oder mit ihr unzufrieden wäre. Warum sagst du mir also das alles?“

Auf dem Gesichte der Prinzessin Marja erschienen rote Flecke, und sie schwieg, wie wenn sie sich schuldig fühlte.

„Ich habe dir nichts gesagt, und doch ist dir schon etwas gesagt worden. Und das betrübt mich.“

Die roten Flecke traten auf der Stirn, dem Halse und den Wangen der Prinzessin Marja noch stärker hervor. Sie wollte etwas sagen, war aber nicht imstande, es herauszubringen. Aber der Bruder erriet den Hergang: die kleine Fürstin hatte nach dem Mittagessen geweint, hatte gesagt, sie ahne eine unglückliche Entbindung und fürchte sich davor, und hatte sich über ihr Schicksal, über ihren Schwiegervater und über ihren Mann beklagt; nachdem sie sich satt geweint hatte, war sie dann eingeschlafen. Dem Fürsten Andrei tat seine Schwester leid.

„Eines kann ich dir versichern, Marja: ich kann meiner Frau keinen Vorwurf machen, habe ihr nie einen Vorwurf gemacht und werde niemals in die Lage kommen, es zu tun; auch mir

selbst habe ich mit Bezug auf sie nichts vorzuwerfen; und das wird stets so bleiben, in welcher Lage auch immer ich mich befinden mag. Aber wenn du die Wahrheit wissen willst . . . wenn du wissen willst, ob ich glücklich bin: nein! Ob sie glücklich ist: nein! Und woher das kommt: ich weiß es nicht . . ."

Nach diesen Worten stand er auf, trat zu seiner Schwester, beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn. Aus seinen schönen Augen leuchteten Verstand und Herzensgüte in ungewöhnlichem Glanze; aber er blickte nicht die Schwester an, sondern über ihren Kopf hinweg in das Dunkel der offenstehenden Thür.

„Wir wollen zu ihr gehen; ich muß Abschied nehmen. Oder geh du allein und wecke sie; ich komme sofort nach . . . Peter!“ rief er dem Kammerdiener zu, „komm her und nimm die Sachen. Dies hier kommt unter den Sitz, und dies auf die rechte Seite.“

Prinzessin Marja stand auf und ging nach der Thür hin; aber sie blieb noch einmal stehen.

„Andrei, wenn du gläubig wärest, dann hättest du dich im Gebete an Gott gewendet, daß Er dir die Liebe verleihen möge, die du in deinem Herzen nicht empfindest, und dein Gebet wäre erhört worden.“

„Ja, das mag sein!“ erwiderte Fürst Andrei. „Geh, Marja, ich komme auch gleich.“

Auf dem Wege nach dem Zimmer seiner Schwester, in der Galerie, die die beiden Teile des Hauses miteinander verband, stieß Fürst Andrei auf die freundlich lächelnde Mademoiselle Bourienne, die ihm schon zum dritten Male an diesem Tage mit ihrem schwärmerischen, kindlich-naiven Lächeln in einsamen Gängen begegnete.

„Ah, ich glaubte, Sie wären in Ihrem Zimmer,“ rief sie, wobei sie ohne erkennbaren Grund errötete und die Augen niederschlug.

Fürst Andrei warf ihr einen strengen Blick zu und machte ein zorniges Gesicht. Er sagte kein Wort zu ihr, sondern blickte, ohne ihr in die Augen zu sehen, nur nach ihrer Stirn und ihrem Haare mit einem so verächtlichen Ausdruck, daß die Französin errötete und sich schweigend entfernte. Als er zu dem Zimmer seiner Schwester kam, war die Fürstin schon aufgewacht, und er vernahm durch die offenstehende Thür ihr vergnügtes, mit großer Geschwindigkeit plauderndes Stimmchen. Sie redete und redete, als ob sie nach langer Enthaltung die verlorene Zeit wieder einbringen wolle.

„Nein, stelle dir das nur einmal vor: die alte Gräfin Subowa mit falschen Locken und den Mund voll falscher Zähne, als ob sie sich ihren Jahren zum Troß jung machen wollte. Hahaha, liebste Marja!“

Genau dieselbe Äußerung über die Gräfin Subowa und dasselbe Lachen hatte Fürst Andrei schon fünfmal in Gegenwart anderer von seiner Frau zu hören bekommen. Er trat leise in das Zimmer. Die Fürstin, mit ihrer vollen Gestalt und den roten Wangen, eine Handarbeit in den Händen, saß in einem Lehnstuhl und redete ohne Unterbrechung, indem sie Petersburger Erinnerungen und sogar Petersburger Phrasen ausframte. Fürst Andrei trat zu ihr, strich ihr mit der Hand über den Kopf und fragte sie, ob sie sich nun von der Reise erholt habe. Sie antwortete ihm und fuhr dann in demselben Gespräche fort.

Der mit sechs Pferden bespannte Kaleschwagen stand vor dem Portal. Es war eine dunkle Herbstnacht; der Kutscher konnte nicht einmal die Deichsel des Wagens sehen. Beim Portale waren Leute mit Laternen in eifriger Thätigkeit. Die großen Fenster des kolossalen Gebäudes waren hell erleuchtet. Im Vorzimmer drängte sich die Dienerschaft, die dem jungen Fürsten

Lebewohl sagen wollte; im Saale standen alle Hausgenossen: Michail Iwanowitsch, Mademoiselle Bourienne, Prinzessin Marja und die Fürstin. Fürst Andrei war zu seinem Vater in dessen Arbeitszimmer gerufen worden; denn dieser wollte allein von ihm Abschied nehmen. Alle warteten darauf, daß die beiden in den Saal kommen würden.

Als Fürst Andrei in das Arbeitszimmer kam, saß der alte Fürst am Tische und schrieb; er hatte seine altväterische Brille aufgesetzt und war in seinem weißen Schlafrode, in dem er niemand empfing als seinen Sohn. Als er ihn eintreten hörte, drehte er sich zu ihm um.

„Fährst du jetzt?“ fragte er und schrieb dann wieder weiter.

„Ich bin gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

„Küsse mich dahin,“ er zeigte auf seine Wadde. „Ich danke dir, ich danke dir!“

„Wofür danken Sie mir?“

„Dafür, daß du nicht zögerst, in den Krieg zu gehen, dich nicht an einen Weiberrod hängst. Der Dienst muß allem vorgehen. Ich danke dir, ich danke dir!“ Er schrieb wieder weiter, und mit solchem Eifer, daß Tintenspritzer von der kreischenden Feder flogen. „Wenn du etwas zu sagen hast, so sprich nur. Ich kann diese beiden Sachen zugleich erledigen,“ fügte er hinzu.

„Über meine Frau möchte ich ein Wort sagen . . . Es ist mir peinlich, daß ich sie Ihnen zur Last fallen lasse . . .“

„Unsinn! Sage einfach, was du wünschst.“

„Wenn die Entbindung meiner Frau herankommt, dann lassen Sie, bitte, einen Arzt aus Moskau kommen . . . Ich möchte, daß ein Arzt dabei wäre.“

Der alte Fürst hielt mit dem Schreiben inne und heftete, als ob er nicht verstanden hätte, seine strengblickenden Augen auf den Sohn.

„Ich weiß, daß niemand helfen kann, wenn die Natur sich nicht selbst hilft,“ fuhr Fürst Andrei, sichtlich verlegen, fort. „Ich gebe zu, daß unter einer Million von Fällen nur einer unglücklich abläuft; aber das ist nun einmal so eine fixe Idee bei ihr und bei mir. Man hat ihr etwas eingeredet, und sie hat etwas geträumt; nun fürchtet sie sich.“

„Hm . . . hm,“ murmelte der alte Fürst weiterschreibend vor sich hin. „Ich werde es tun.“

Er setzte mit raschem Zuge seinen Namen unter das Geschriebene, wendete sich schnell zu dem Sohne um und lachte auf.

„Ein schlimmes Ding, he?“

„Was ist schlimm, lieber Vater?“

„Die Frau!“ erwiderte der alte Fürst kurz und nachdrücklich.

„Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete Fürst Andrei.

„Ja, da ist weiter nichts zu machen, lieber Freund,“ sagte der Alte. „Sie sind alle von derselben Sorte; sich scheiden lassen kann man nicht. Sei unbesorgt, ich sage es niemandem; und du selbst weißt ja, wie es steht.“

Er ergriff mit seiner knöchigen, kleinen Hand die des Sohnes, schüttelte sie, blickte ihm mit seinen lebhaften Augen, die einen Menschen durch und durch zu sehen schienen, gerade ins Gesicht und lachte wieder in seiner kalten Manier.

Der Sohn seufzte und gestand mit diesem Seufzer, daß der Vater seine Lage richtig beurteilt hatte. Der Alte war jetzt damit beschäftigt, seinen Brief zu falten und zu siegeln: mit seiner gewöhnlichen Raschheit ergriff er nach Erfordernis das eine oder andere Stück, Papier, Siegellack, Petschaft, und warf es wieder hin.

„Was ist zu machen? Schön ist sie ja! Ich werde alles ausführen. Du kannst beruhigt sein,“ sagte er in abgerissenen Sätzen während des Siegelns.

Andrei schwieg. Es war ihm lieb und auch wieder unlieb, daß der Vater seine Lage durchschaut hatte. Der Alte stand auf und gab dem Sohne den Brief.

„Höre,“ sagte er, „um deine Frau mach dir keine Sorge; was getan werden kann, wird getan werden. Nun höre: diesen Brief gib an Michail Ilarionowitsch Kutusow ab. Ich habe ihm geschrieben, er soll dich für ordentliche Aufgaben verwenden und dich nicht zu lange als Adjutanten behalten; das ist eine garstige Stellung. Sage ihm, daß ich ihn in gutem Andenken habe und ihm zugetan bin. Und schreibe mir, wie er dich aufnimmt. Wenn er sich gut und freundlich gegen dich benimmt, dann diene ihm. Aber um in Gunst zu kommen, darf der Sohn des Fürsten Nikolai Andrejewitsch Wolkonski niemandem dienen. Nun, jetzt komm hierher.“

Er redete mit solcher Schnelligkeit, daß er nicht die Hälfte der Worte vollständig aussprach; aber der Sohn war schon daran gewöhnt, ihn trotzdem zu verstehen. Er führte den Sohn an den Schreibtisch, schlug den Deckel zurück, zog einen Kasten auf und nahm ein Heft heraus, das mit seinen kräftigen, langen, engstehenden Buchstaben vollgeschrieben war.

„Wahrscheinlich werde ich vor dir sterben. Also sieh: da sind meine Memoiren, die übergib nach meinem Tode dem Kaiser. Und nun hier: ein Wertpapier und ein Brief; das ist ein Preis, den ich für denjenigen aussetze, der eine Geschichte der Feldzüge Sumorows schreiben wird; das übersende der Akademie. Hier sind gelegentliche Bemerkungen, die ich aufgezeichnet habe; wenn ich tot bin, so lies sie still für dich; du wirst davon Vorteil haben.“

Andrei sagte seinem Vater nicht, daß er doch gewiß noch lange leben werde. Er wußte, daß er dergleichen nicht sagen durfte.

„Ich werde alles ausführen, lieber Vater,“ erwiderte er.

„Nun, also dann leb wohl!“ Er reichte dem Sohne die Hand zum Kusse und umarmte ihn. „Das eine halte dir gegenwärtig, Fürst Andrei: wenn du im Kriege fällst, so wird das für mich alten Mann ein Schmerz sein . . .“ Hier schwieg er unerwartet und fuhr dann plötzlich mit schreiender Stimme fort: „Aber wenn ich erfahren sollte, daß du dich nicht so geführt hast, wie es sich für den Sohn Nikolai Volkonskis geziemt, dann wird das für mich eine Schmach sein!“ Die letzten Worte kamen freischend heraus.

„Das hatten Sie nicht nötig mir zu sagen, lieber Vater,“ erwiderte der Sohn lächelnd.

Der Alte schwieg.

„Ich habe an Sie noch eine Bitte,“ fuhr Fürst Andrei fort. „Wenn ich fallen sollte und wenn mir ein Sohn geboren wird, dann lassen Sie ihn, bitte, nicht aus Ihrer Hut, wie ich Sie schon gestern bat, damit er bei Ihnen hier aufwächst. Darum bitte ich Sie.“

„Deiner Frau soll er also nicht überlassen werden?“ sagte der Alte und lachte.

Schweigend standen sie einander gegenüber. Die lebendigen Augen des alten Fürsten waren gerade auf die Augen des Sohnes gerichtet. Da ging ein Zucken über den unteren Teil des Gesichtes des Vaters.

„Nun haben wir voneinander Abschied genommen . . . nun geh!“ sagte er plötzlich. „Geh!“ schrie er mit lauter, zorniger Stimme und öffnete die Tür des Arbeitszimmers.

„Was ist denn? Was gibt es?“ fragten die Fürstin und die Prinzessin, als sie den Fürsten Andrei und die für einen Augenblick zum Vorschein kommende Gestalt des laut und zornig schreienden alten Mannes, im weißen Schlafrock, ohne Perücke und mit der altväterischen Brille, erblickten.

Fürst Andrei seufzte und gab keine Antwort.

„Nun,“ sagte er zu seiner Frau gewendet.

Dieses „nun“ klang wie kalter Spott, als ob er sagen wollte: „Jetzt mache du deine törichten Mätzchen!“

„Andrej, schon?“ sagte die kleine Fürstin, die ganz blaß wurde und voll Angst ihren Mann anblickte.

Er umarmte sie. Sie schrie auf und sank bewußtlos gegen seine Schulter.

Vorsichtig zog er die Schulter, an der sie lag, weg, sah ihr ins Gesicht und setzte sie behutsam auf einen Lehnstuhl.

„Adieu, Marja,“ sagte er leise zu seiner Schwester; sie küßten sich, einander gleichzeitig die Hand drückend, und er ging mit schnellen Schritten aus dem Zimmer.

Die Fürstin lag auf dem Lehnstuhl, Mademoiselle Bourienne rieb ihr die Schläfen. Prinzessin Marja stützte ihre Schwägerin, blickte mit den schönen, verweinten Augen immer noch nach der Thür, durch die Fürst Andrej hinausgegangen war, und machte das Zeichen des Kreuzes hinter ihm her. Aus dem Arbeitszimmer hörte man, wie der alte Herr sich mehrmals grimmig und sehr laut schneuzte; es klang fast wie wiederholte Pistolenschüsse. Sobald Fürst Andrej hinausgegangen war, wurde die Thür des Arbeitszimmers schnell geöffnet, und es erschien die Gestalt des strengblickenden Alten im weißen Schlafrocke.

„Ist er abgefahren? Nun, dann ist's gut!“ sagte er, warf einen ärgerlichen Blick auf die ohnmächtig daliegende kleine Fürstin, schüttelte unzufrieden den Kopf und schlug die Thür wieder zu.

Zweiter Theil

I

Im Oktober 1805 besetzten russische Truppen nicht wenige Dörfer und Städte des Erzherzogthums Oesterreich, und immer neue Regimenter langten aus Rußland an und schlugen, die Einwohner durch die Einquartierung arg bedrückend, bei der Festung Braunau ein Lager auf. In Braunau war das Hauptquartier des Oberkommandierenden Kutusow.

Am Morgen des 11. Oktober¹ 1805 stand eines der soeben bei Braunau eingetroffenen Infanterieregimenter, in Erwartung der Besichtigung durch den Oberkommandierenden, eine halbe Meile von der Stadt aufmarschirt. Obgleich das Regiment sich im Auslande befand, wo die Landschaft einen nichtrussischen Charakter trug (Obstgärten, steinerne Einfassungsmauern, Ziegeldächer, ferne Bergzüge) und eine nichtrussische Bevölkerung das fremde Militär neugierig betrachtete, so hatte das Regiment doch genau dasselbe Aussehen wie jedes russische Regiment, welches sich irgendwo im Innern Rußlands zur Besichtigung bereit gemacht hat.

Am vorhergehenden Abende, nach Zurücklegung des letzten Tagemarsches, war eine Order eingegangen, der Oberkommandierende wünsche das Regiment auf dem Marsche zu besichtigen. Obgleich der Wortlaut der Order dem Regimentskommandeur unklar erschienen war und sich die Frage erhoben hatte, wie der betreffende Ausdruck der Order zu verstehen sei, ob marschmäßig oder nicht, so war doch in einer mit den Bataillonskommandeuren abgehaltenen Beratung beschlossen worden, das Regiment parademäßig vorzustellen, auf Grund der Regel, daß es immer

¹ Alten Stils; so stets. Anm. des Übersetzers.

besser ist, in Achtungsbezeigungen zu viel als zu wenig zu tun. So hatten denn die Soldaten nach einem Marsche von dreißig Werst die ganze Nacht über kein Auge geschlossen; sie hatten ihre Sachen ausgebessert und gereinigt; die Adjutanten und Kompagnieführer hatten ihre Berechnungen für die Aufstellung gemacht und die Leute abgezählt, und am Morgen bildete das Regiment statt eines langgezogenen, unordentlichen Haufens, wie es sich tags zuvor auf dem letzten Marsche präsentirt hatte, eine wohlgeordnete Masse von zweitausend Mann, von denen ein jeder seinen Platz und seine Obliegenheit kannte, und bei denen an dem Anzuge eines jeden jeder Knopf und jeder Riemen an seiner Stelle war und vor Sauberkeit glänzte. Und nicht nur die Außenseite der Leute war in guter Ordnung; sondern wenn es dem Oberkommandierenden beliebt hätte, einen Blick auch unter die Uniformen zu tun, so würde er bei jedem Manne ohne Ausnahme ein reines Hemd und in jedem Tornister die vorschriftsmäßige Zahl von Gegenständen, den „ganzen Kommißplunder“, nach soldatischer Bezeichnung, gefunden haben. Es gab nur einen Punkt, in betreff dessen niemand beruhigt sein konnte: das Schuhzeug. Mehr als die Hälfte der Leute hatte zerrissene Stiefel. Aber an diesem Mangel war der Regimentskommandeur schuldlos; denn trotz seiner wiederholten Forderungen hatte ihm die österreichische Intendantur kein Leder geliefert, und das Regiment war tausend Werst marschiert.

Der Regimentskommandeur war ein schon ältlicher General, dessen Augenbrauen und Badenbart bereits zu ergrauen begannen, ein vollblütiger, stämmiger Mann, von der Brust zum Rücken gemessen breiter als von einer Schulter zur andern. Er trug eine nagelneue Uniform, die aber vom Transporte Quetschfalten aufwies, und dicke goldene Epauletten, von denen, wie es beinah scheinen konnte, seine fleischigen Schultern nicht sowohl

nach unten als vielmehr nach oben gezogen wurden. Das Benehmen des Regimentskommandeurs machte den Eindruck, als ob er ganz glücklich eine der bedeutsamsten Handlungen seines Lebens vollzöge. Er schritt vor der Front auf und ab und zuckte bei jedem Schritte zusammen, indem er den Rücken ein wenig krümmte. Man sah, daß dieser Regimentskommandeur in sein Regiment verliebt war, daß der Anblick desselben ihn glücklich machte, daß zurzeit seine gesamte Denktätigkeit einzig und allein auf das Regiment gerichtet war; und doch konnte man aus seinem zuckenden Gange entnehmen, daß außer den militärischen Interessen auch das gesellschaftliche Leben und der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte ihm von großer Wichtigkeit waren.

„Nun, lieber Michail Mitritsch,“ wandte er sich an einen Bataillonskommandeur (der Bataillonskommandeur trat lächelnd vor; man konnte beiden ansehen, daß sie sich glücklich fühlten), „heute nacht haben wir ein schwer Stück Arbeit gehabt. Aber es scheint ja leidlich zurechtgekommen zu sein; das Regiment sieht nicht gerade übel aus . . . Wie?“

Der Bataillonskommandeur verstand die fröhliche Ironie und lachte.

„Sogar auf dem Petersburger Paradeplatze würde es Ehre einlegen,“ erwiderte er.

„Nicht wahr?“ sagte der Regimentskommandeur.

In diesem Augenblicke erschienen auf dem Wege von der Stadt her, auf welchem in Abständen Signalposten aufgestellt waren, zwei Reiter. Es war ein Adjutant und ein hinter ihm reitender Kosak.

Der Adjutant war aus dem Hauptquartier hergesandt, um dem Regimentskommandeur einen Punkt besonders einzuscharfen (es war gerade derjenige, der in der gestrigen Order

undeutlich ausgedrückt gewesen war!), nämlich daß der Oberkommandierende das Regiment ganz in dem Zustande zu sehen wünsche, in dem es angelangt sei, in Mänteln, mit Eschakoüberzügen und ohne alle Vorbereitungen.

Bei Kutusow war am vorhergehenden Abend ein Mitglied des Hofkriegsrats aus Wien eingetroffen mit der dringenden Aufforderung, möglichst schnell aufzubrechen und sich mit der Armee des Erzherzogs Ferdinand und des Generals Mack zu vereinigen, und Kutusow, der diese Vereinigung nicht für vorteilhaft hielt, beabsichtigte nun, neben anderen Beweisen für die Richtigkeit seiner Anschauung, dem österreichischen General den traurigen Zustand vor Augen zu führen, in welchem die Truppen aus Rußland einträfen. Zu diesem Zwecke wollte er jetzt hinauskommen und das Regiment in Empfang nehmen; je übler also der Zustand des Regiments war, um so angenehmer mußte es dem Oberkommandierenden sein. Diese Einzelheiten waren dem Adjutanten zwar nicht bekannt; aber er überbrachte dem Regimentskommandeur den strikten Befehl des Oberkommandierenden, die Leute sollten in Mänteln und Eschakoüberzügen antreten; andernfalls werde der Oberkommandierende sehr ungehalten sein. Als der Regimentskommandeur diese Weisung hörte, ließ er den Kopf hängen, zog schweigend die Schultern in die Höhe und breitete erregt und beinahe verzweifelt die Arme auseinander.

„Na, da haben wir eine schöne Dummheit gemacht!“ murmelte er vor sich hin. Dann wandte er sich in vorwurfsvollem Tone an den Bataillonskommandeur: „Sehen Sie wohl, ich habe es Ihnen ja gleich gesagt: bei einer Besichtigung auf dem Marsche wird in Mänteln angetreten. . . Ach du lieber Gott!“ fügte er hinzu und trat dann in entschlossener Haltung näher an die Front. „Die Herren Kompagnieführer!“ rief er mit seiner ge-

übten Kommandostimme. „Die Feldwebel!“ . . . „Wird Seine Exzellenz bald erscheinen?“ fragte er den Adjutanten aus dem Hauptquartier mit einer respektvollen Höflichkeit, die sich augenscheinlich auf die Person bezog, von der er sprach.

„Ich denke, in einer Stunde.“

„Ob wir wohl noch Zeit haben, die Leute sich anders anziehen zu lassen?“

„Das kann ich nicht beurteilen, General. . .“

Der Regimentskommandeur trat selbst an die Reihen heran und ordnete an, es sollten die Mäntel wieder angezogen werden. Die Kompagnieführer liefen bei ihren Kompagnien hin und her, die Feldwebel zerhassteten sich (die Mäntel waren nicht völlig in Ordnung), und die vorher in regelmäßigen Figuren schweigend dastehenden Karrees gerieten alle in demselben Augenblicke in Bewegung, zogen sich auseinander und ließen ein summendes Stimmengeräusch vernehmen. Überall liefen Soldaten zur Seite und dann wieder heran, hoben die eine Schulter nach hinten in die Höhe, zogen die Tornister über den Kopf, machten die Mäntel los und steckten die hoch aufgehobenen Arme in die Ärmel.

Nach einer halben Stunde war alles wieder in die frühere Ordnung gekommen; nur hatten sich die schwarzen Karrees in graue verwandelt. Der Regimentskommandeur ging wieder mit seinem zuckenden Gange vor der Front entlang und musterte das Regiment von weitem.

„Was ist denn das da noch? Was stellt das vor?“ schrie er stehen bleibend. „Der Kompagniechef von der dritten Kompagnie soll herkommen!“

„Der Kompagniechef von der dritten Kompagnie zum General! Der Kompagniechef zum General, von der dritten Kompagnie zum Kommandeur! . . .“ so schwirrten Stimmen durch die

Glieder, und der Regimentsadjutant eilte hin, um den noch nicht erscheinenden Offizier zu suchen.

Als die Rufe der eifrigen Stimmen, die auch bereits Konfusion machten und „Der General zur dritten Kompagnie!“ riefen, an ihre Bestimmung gelangten, trat der verlangte Offizier aus seiner Kompagnie heraus und begab sich, obgleich er schon ein älterer Mann und des Laufens ungewohnt war, im Trabe zum General, wobei er ungeschickt mit den Fußspitzen stolperte. Auf dem Gesichte des Hauptmanns malte sich derselbe Ausdruck von Angst wie auf dem eines Schülers, der seine Lektion nicht gelernt hat und sie nun auffagen soll. Auf seiner offenbar vom Trunke geröteten Nase traten dunkle Flecken hervor, und er vermochte nicht, die Lippen in ruhiger Stellung zu halten. Der Regimentskommandeur sah den Hauptmann, während dieser atemlos herankam, aber, je mehr er sich näherte, seine Schritte immer mehr verlangsamte, vom Kopfe bis zu den Füßen an.

„Nächstens werden Sie Ihren Leuten wohl noch Damenkleider anziehen! Was stellt das da vor?“ schrie der Regimentskommandeur, indem er den Unterkiefer vorstreckte und in den Reihen der dritten Kompagnie auf einen Soldaten zeigte, dessen Mantel durch sein feineres Tuch und durch seine Farbe von den übrigen Mänteln abstach. „Und wo haben Sie selbst denn gestedt? Der Oberkommandierende wird erwartet, und Sie entfernen sich von Ihrem Plaze? He? . . . Ich werde Sie lehren, den Leuten zur Besichtigung Phantasiekostüme anzuziehen! He?“

Der Kompagnieführer drückte, ohne die Augen von seinem Vorgesetzten wegzuwenden, die beiden Finger immer fester an den Mügenschild, als ob er in diesem Andrücken jetzt seine einzige Rettung sähe.

„Nun, warum schweigen Sie? Wer ist das da in Ihrer Kom-

pagnie, der als Ungar ausgepugt ist?" spottete der Regimentskommandeur in scharfem Tone.

„Euer Erzellenz . . .“

„Was heißt ‚Euer Erzellenz‘? ‚Euer Erzellenz, Euer Erzellenz!‘ Aber was nun dahinter kommen soll, das weiß kein Mensch!“

„Euer Erzellenz, es ist Dolochow, der Degradirte,“ sagte der Hauptmann leise.

„Na, ist er zum Feldmarschall degradirt oder zum Gemeinen? Wenn er zum Gemeinen degradirt ist, dann muß er sich auch kleiden wie alle, reglementsmäßig.“

„Euer Erzellenz haben es ihm für die Dauer des Feldzuges selbst gestattet.“

„Ich habe es gestattet? Ich habe es gestattet? Ja, so seid ihr immer, ihr jungen Leute,“ erwiderte der Regimentskommandeur, sich ein wenig beruhigend. „Ich habe es gestattet? Wenn man zu euch nur eine Silbe sagt, dann denkt ihr gleich . . .“ Der Regimentskommandeur schwieg ein Weilchen. „Wenn man zu euch nur eine Silbe sagt, dann denkt ihr gleich . . . Was erlauben Sie sich?“ fuhr er, wieder zornig werdend, fort. „Sorgen Sie dafür, daß Ihre Leute anständig angezogen sind . . .“

Der Regimentskommandeur blickte sich nach dem Adjutanten aus dem Hauptquartier um und ging dann mit seinem zuckenden Gange näher an das Regiment heran. Es war klar, daß seine Heftigkeit ihm selbst Vergnügen machte, und daß er, an dem Regimente entlang gehend, noch einen neuen Vorwand zum Zorne suchte. Nachdem er einen Offizier wegen eines nicht blank genug gepugten Ordens und einen andern wegen unordentlicher Aufstellung seiner Leute heruntergemacht hatte, gelangte er zur dritten Kompagnie.

„Wi-izie stehst du da? Wo ist dein Wein? Wo dein Wein ist?“ schrie der Regimentskommandeur in einem Tone, als ob er

einen furchtbaren Schmerz empfände, als er noch fünf Mann zwischen sich und Dolochow hatte, der einen bläulichen Mantel trug.

Dolochow streckte das gebogene Bein langsam gerade und schaute mit seinem hellen, frechen Blicke dem General unverwandt ins Gesicht.

„Was soll der blaue Mantel? Weg damit . . . Feldweibel! Der Mann soll einen andern Mantel bekommen . . . So ein nichts-wür!“ Er kam nicht dazu, das Wort zu Ende zu sprechen.

„General,“ fiel ihm Dolochow rasch ins Wort, „ich bin verpflichtet, Befehle zu erfüllen, aber nicht verpflichtet, mir Beleidigungen . . .“

„Mund halten im Gliede! Mund halten! Mund halten!“

„Nicht verpflichtet, mir Beleidigungen gefallen zu lassen,“ vollendete Dolochow seinen Satz mit lauter, klangvoller Stimme.

Die Blicke des Generals und des Gemcinen begegneten einander. Der General schwieg und zog zornig seine straff sitzende Schärpe nach unten.

„Bitte, kleiden Sie sich um,“ sagte er dann und ging weiter.

II

„Er kommt!“ rief in diesem Augenblicke der Signalposten. Der Regimentskommandeur, dunkelrot im Gesicht, lief zu seinem Pferde, ergriff mit zitternden Händen den Steigbügel, brachte mit einem Schwunge seinen Körper auf das Pferd, setzte sich im Sattel zurecht, zog den Degen und machte sich mit glückstrahlender, entschlossener Miene, den Mund auf der einen Seite öffnend, bereit, loszuschreien. Durch das Regiment ging eine schütternde Bewegung, wie wenn ein Vogel sein Gefieder schüttelt; dann stand alles starr und regungslos.

„Still=ll=ll gestanden!“ schrie der Regimentskommandeur mit gewaltig schmetternder Stimme, die zugleich seine persönliche Freude, seine Strenge gegen das Regiment und seinen Respekt vor dem sich nähernden Vorgesetzten zum Ausdruck brachte.

Auf der breiten, mit Bäumen eingefassten, großen, unaussiereten Landstraße kam, leise in den Federn flirrend, in raschem Trab ein hoher, blauer, vierspänniger Wiener Kaleschwagen gefahren. Hinter dem Kaleschwagen folgte zu Pferde die Suite und eine aus Kroaten bestehende Eskorte. Neben Kutusow saß ein österreichischer General in weißer Uniform, die von den schwarzen russischen Uniformen sonderbar abstach. Der Wagen hielt bei dem Regimente. Kutusow und der österreichische General redeten flüsternd etwas miteinander, und während Kutusow, schwer auftretend, mit Benutzung des Wagentrittes ausstieg, lächelte er leise vor sich hin, als ob diese zweitausend Soldaten, die mit angehaltenem Atem auf ihn und auf ihren Regimentskommandeur blickten, gar nicht vorhanden wären.

Ein Kommandoruf erscholl; wieder ging ein flirrendes Zucken durch das Regiment: das Regiment präsentierte das Gewehr. In der Totenstille ertönte die schwache Stimme des Oberkommandierenden, der das Regiment begrüßte. Das Regiment brüllte: „Wir wünschen Ihnen Gesundheit, Euer E=e=enz!“ und wieder wurde alles starr und regungslos. Während des Präsentierens und der Begrüßung war Kutusow an einem Flecke stehen geblieben; aber nun begann er an der Seite des weißen Generals, zu Fuß, gefolgt von der Suite, an den Reihen entlang zu gehen.

Aus der Art, wie der Regimentskommandeur vor dem Oberkommandierenden salutierte, kein Auge von ihm verwandte, Front machte und zu ihm heranschlich, wie er vornüber gebeugt, seine zuckende Bewegung nur mangelhaft unterdrückend, hinter den beiden Generalen an den Reihen entlang ging, wie er bei

jedem Worte und jeder Bewegung des Oberkommandierenden zusprang, aus alledem ließ sich erkennen, daß er seine Pflichten als Untergebener mit noch größerem Genuß erfüllte als seine Pflichten als Vorgesetzter.

Das Regiment befand sich dank der Strenge und Sorgfalt seines Kommandeurs, mit anderen zu gleicher Zeit in Braunau anlangenden Regimentern verglichen, in einem ausgezeichneten Zustande. Die Nachzügler und Kranken beliefen sich nur auf zweihundertundsiebzehn Mann. Und alles war in Ordnung, mit Ausnahme des Schuhzeugs.

Während Kutusow an den Reihen entlang ging, blieb er ab und zu stehen und sagte ein paar freundliche Worte zu Offizieren, die er vom türkischen Kriege her kannte, mitunter auch zu Gemeinen. Beim Anblicke des Schuhwerks schüttelte er einige Male trübe den Kopf und machte den österreichischen General darauf aufmerksam, mit einer Miene, als wolle er niemandem einen Vorwurf daraus machen, müsse aber doch konstatieren, daß das eine recht üble Sache sei. Der Regimentskommandeur lief dabei jedesmal etwas nach vorn, näher an die Generale heran, aus Furcht, irgendein auf das Regiment bezügliches Wort des Oberkommandierenden zu verlieren. Hinter Kutusow, in einem solchen Abstände, daß man jedes auch nur leise gesprochene Wort hören konnte, ging die aus ungefähr zwanzig Personen bestehende Suite. Die Herren von der Suite unterhielten sich miteinander und lachten mitunter. Am nächsten von allen hinter dem Oberkommandierenden ging ein Adjutant von hübschem Außern. Dies war Fürst Volkonski. Neben ihm ging sein Kamerad Reswizki, ein hochgewachsener, dicker Stabsoffizier mit einem gutmütig lächelnden, hübschen Gesichte und feuchten Augen; Reswizki konnte kaum das Lachen unterdrücken, zu dem er sich durch einen neben ihm gehenden schwarzhhaarigen Husarenoffizier

gereizt fühlte. Dieser Husarenoffizier blickte, ohne zu lächeln und ohne den Ausdruck seiner regungslosen Augen zu verändern, mit ernster Miene auf den Rücken des Regimentskommandeurs hin und ahmte jede seiner Bewegungen nach. Jedesmal wenn der Regimentskommandeur zusammenzuckte und sich nach vorn bog, zuckte genau ebenso, aufs Haar ebenso auch der Husarenoffizier zusammen und bog sich nach vorn. Nesvizki lachte und stieß die andern an, damit auch sie den Spaßmacher ansähen.

Mit langsamen, müden Schritten ging Kutusow an den Laufenden von Augen vorbei, die fast aus ihren Höhlen springen wollten, während sie auf den hohen Chef hinblickten. Als er zur dritten Kompagnie gekommen war, blieb er auf einmal stehen. Die Suite, die dieses plötzliche Stehenbleiben nicht hatte voraussehen können, geriet unwillkürlich näher an ihn heran.

„Ah, Timochin!“ sagte der Oberkommandierende, als er den Hauptmann mit der roten Nase erkannte, dem es wegen des blauen Mantels so schlecht ergangen war.

Man hätte meinen sollen, daß es unmöglich sei, sich noch strammer auszureden, als es Timochin zu der Zeit getan hatte, wo ihn der Regimentskommandeur tadelte. Aber in diesem Augenblicke, wo sich der Oberkommandierende zu ihm wendete, reckte sich der Hauptmann dermaßen gerade, daß es schien, wenn der Oberkommandierende ihn noch eine Weile ansähe, so würde der Hauptmann sich Schaden tun; und deshalb wandte sich Kutusow schnell von ihm ab, da er augenscheinlich die Situation des Hauptmanns begriff und ihm alles Gute wünschte. Über Kutusows volles, durch eine Narbe entstelltes Gesicht flog ein ganz leises Lächeln.

„Noch ein Kamerad von der Erstürmung Ismaïls her,“ sagte er. „Ein tapferer Offizier! Bist du mit ihm zufrieden?“ fragte Kutusow den Regimentskommandeur.

Der Regimentskommandeur, der, ohne daß er davon eine Ahnung hatte, in dem ihn kopierenden Husarenoffizier sein Spiegelbild fand, zuckte zusammen, trat weiter vor und antwortete:

„Sehr zufrieden, Euer hohe Erzellenz!“

„Es hat ja jeder von uns seine Schwächen,“ bemerkte Kutusow lächelnd im Weitergehen. Er war selbst ein großer Verehrer des Bacchus.

Der Regimentskommandeur erschrak, da er nicht recht wußte, ob das nicht etwa ein Vorwurf für ihn selbst sein sollte, und antwortete nichts. In diesem Augenblicke bemerkte der Husarenoffizier das Gesicht des Hauptmanns mit der roten Nase und dem eingeshnürten Bauche und ahmte seine Miene und Haltung so täuschend ähnlich nach, daß Reswizki das Lachen nicht unterdrücken konnte. Kutusow drehte sich um. Aber hier konnte man von neuem beobachten, daß der Husarenoffizier die Fähigkeit besaß, sein Gesicht so zu gestalten, wie er nur wollte: in dem Augenblicke, wo Kutusow sich umdrehte, nahm der Husarenoffizier, der soeben eine solche Grimasse geschnitten hatte, die ernsteste, respektvollste, unschuldigste Miene von der Welt an.

Die dritte Kompagnie war die letzte; Kutusow schien etwas zu überlegen und sich auf etwas besinnen zu wollen. Fürst Andrei trat aus der Suite vor und sagte zu ihm leise auf französisch:

„Sie haben befohlen, Sie an den degradierten Dolochow in diesem Regimente zu erinnern.“

„Wo ist hier Dolochow?“ fragte Kutusow.

Dolochow, der seinen blauen Mantel bereits mit einem grauen Soldatenmantel vertauscht hatte, wartete nicht erst, bis er vorgerufen wurde. Die schlanke Gestalt des blonden Soldaten mit den hellen, blauen Augen trat vor die Front. Er schritt auf den Oberkommandierenden zu und präsentierte das Gewehr.

„Eine Beschwerde?“ fragte Kutusow und runzelte ein wenig die Stirn.

„Es ist Dolochow,“ erwiderte Fürst Andrei.

„Ah!“ machte Kutusow. „Nun, ich hoffe, daß dich diese Lektion bessern wird; halte dich brav. Der Kaiser ist gnädig. Auch ich werde an dich denken, wenn du dich dessen würdig zeigst.“

Die blauen, hellen Augen blickten den Oberkommandierenden ebenso dreist an wie vorher den Regimentskommandeur, als wenn sie durch ihren Ausdruck die konventionelle Scheidewand durchbrechen wollten, die den Oberkommandierenden vom gemeinen Soldaten so weit trennt.

„Ich habe nur eine Bitte, Euer hohe Erzellenz,“ sagte er ohne Eile mit seiner klangreichen, festen Stimme. „Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, mein Vergehen wieder gutzumachen und meine Ergebenheit für Seine Majestät den Kaiser und für Rußland zu beweisen.“

Kutusow wandte sich ab. Über sein Gesicht huschte dasselbe leise Lächeln wie vorher, als er sich von dem Hauptmann Limochin abgewandt hatte. Er wandte sich ab und runzelte die Stirn, als ob er damit ausdrücken wollte, daß er alles, was Dolochow ihm gesagt habe, und alles, was er ihm noch weiter sagen könne, schon längst, längst wisse, daß dies alles ihm bereits bis zum Ekel zuwider sei, und daß dies alles gar nicht das Richtige sei. Er wandte sich ab und ging wieder zu seinem Wagen.

Das Regiment löste sich in Kompagnien auf und begab sich nach den ihm angewiesenen Quartieren nicht weit von Braunau, wo es Schuhwerk und Kleidung zu erhalten und sich nach den schweren Märschen zu erholen hoffte.

„Sie haben mir doch nichts übelgenommen, Prochor Ignatjitsch?“ sagte der Regimentskommandeur, als er zu Pferde die nach ihrem Bestimmungsorte marschierende dritte Kompagnie

eingeholt hatte und zu dem an ihrer Spitze gehenden Hauptmann Timochin gelangt war. (Das Gesicht des Regimentskommandeurs zeigte den unbezwingbaren Ausdruck seiner Freude über den glücklichen Verlauf der Besichtigung.) „Dienst ist eben Dienst. . . . Es geht nicht anders . . . Man schimpft wohl manchmal vor der Front . . . Aber nun bitte ich auch um Entschuldigung; Sie kennen mich ja . . . Er hat sich sehr anerkennend geäußert!“ Er streckte dem Kompagnieführer die Hand entgegen.

„Aber ich bitte Sie, General, wie dürfte ich denn etwas übelnehmen!“ antwortete der Hauptmann, dessen Nase noch röter wurde, lächelnd; bei dem Lächeln wurde das Fehlen zweier Vorderzähne sichtbar, die ihm beim Angriff auf Ismaël mit einem Gewehrkolben ausgeschlagen waren.

„Und teilen Sie auch Herrn Dolochow zu seiner Beruhigung mit, daß ich ihn nicht vergessen werde. Sagen Sie mir doch, ich wollte Sie schon immer danach fragen, was ist er denn eigentlich für ein Mensch, wie macht er sich, und überhaupt . . .“

„Seinen Dienst tut er durchaus ordnungsmäßig, Euer Exzellenz . . . Aber sein Charakter . . .“ erwiderte Timochin.

„Nun, was denn? Was ist denn mit seinem Charakter?“ fragte der Regimentskommandeur.

„Er hat Tage, an denen ein böser Geist über ihn kommt, Euer Exzellenz,“ antwortete der Hauptmann. „Mal ist er klug und verständig und gutmütig, und dann mal wieder wie eine wilde Bestie. In Polen hat er einen Juden beinahe totgeschlagen, wie Sie ja wissen . . .“

„Nun ja, nun ja,“ sagte der Regimentskommandeur, „aber man muß doch mit so einem jungen Menschen in seinem Unglück Mitleid haben. Er hat ja auch gute Konnexionen . . . Also da werden Sie . . . hm . . .“

„Zu Befehl, Euer Exzellenz,“ erwiderte Timochin und gab

durch sein Lächeln zu verstehen, daß er die Wünsche seines Vorgesetzten verstanden hatte.

„Nun schön, schön.“

Der Regimentskommandeur hatte in den Reihen Dolochow herausgefunden und hielt sein Pferd bei ihm an.

„Verdienen Sie sich im ersten Gefecht die Epauletten wieder!“ sagte er zu ihm.

Dolochow wendete sich nach ihm hin; aber er sagte nichts und änderte auch nicht den Ausdruck seines spöttisch lächelnden Mundes.

„Nun, also abgemacht!“ fuhr der Regimentskommandeur fort. „Die Leute sollen jeder ein Glas Branntwein auf meine Kosten bekommen,“ fügte er laut hinzu, damit die Soldaten es hörten. „Ich danke euch allen! Es ist ja alles, Gott sei Dank, gut gegangen!“ Er ritt an der Kompagnie vorbei und zu einer andern hin.

„Das muß man sagen, er ist wirklich ein guter Mensch; man kann ganz gern unter ihm dienen,“ meinte Timochin zu einem neben ihm gehenden Leutnant.

„Gewiß! Wie sollte denn auch der Herzenkönig“ (dies war der Spitzname des Regimentskommandeurs) „kein gutes Herz haben?“ erwiderte der Leutnant lachend.

Die heitere Gemütsstimmung, in welcher sich die Vorgesetzten nach der Besichtigung befanden, war auch auf die Gemeinen übergegangen. Die Kompagnien marschierten fröhlich einher. Überall hörte man die Soldaten munter untereinander reden.

„Wie konntet ihr bloß sagen, daß Kutusow auf einem Auge nicht sehen kann?“

„Na, ist es etwa nicht so? Er ist einäugig.“

„Nein, Bruder, der kann besser sehen als du. Die Stiefel und die Fußlappen, alles hat er sich beguckt . . .“

„Wie der mir auf die Füße sah, Bruder . . . na, ich dachte . . .“

„Aber der andre, der Oesterreicher, der mit bei ihm war, der sah doch ganz aus wie mit Kreide beschmiert. Wie weißes Mehl. Ich denke bloß, was mag das für eine Arbeit sein, die Uniform rein zu machen!“

„Hör mal, Fjodor! Hat er gesagt, wann der Kampf losgehen wird? Du standst ja dichter dran. Es heißt ja, der Bunaparte steht selbst in Brunow.“

„Der Bunaparte in Brunow! Schwaß nicht solchen Unsinn, du Narr! Was du nicht alles weißt! Jetzt rebelliert der Preuße. Also da wird ihn der Oesterreicher zur Räson bringen. Wenn der wird Frieden machen, dann fängt der Krieg mit dem Bunaparte an. Und da redest du, Mensch, der Bunaparte steht in Brunow! Da sieht man mal, wie dumm du bist. Hör besser zu, wenn was gesagt wird.“

„Nein, diese verdammten Quartiermacher! Sieh mal bloß, die fünfte Kompagnie schwenkt schon in ein Dorf ein; die kochen nun gleich ihre Grütze, und wir sind noch lange nicht in unserm Quartier.“

„Gib mir ein Stück Zwieback, du Kerl, du.“

„Aber hast du mir gestern von deinem Tabak abgegeben? Siehst du wohl, Bruder! Na, da hast du, in Gottes Namen.“

„Hätten sie uns doch wenigstens Rendezvous machen lassen; aber so können wir noch fünf Werst laufen, ehe wir was zu essen kriegen.“

„Das wäre eine schöne Sache, wenn uns die Deutschen Kutschen anspannen ließen. Dann könntest du großpreislich fahren!“

„Aber hier sind wir doch zu einem ganz närrischen Volke gekommen, Bruder. Vorher, das waren lauter Polen, die gehörten wenigstens noch zum russischen Reiche; aber hier, Bruder, hier sind überall bloß Deutsche, nichts als Deutsche.“

„Die Sänger nach vorn!“ ertönte das Kommando des Hauptmannes.

Aus den einzelnen Gliedern traten im ganzen etwa zwanzig Mann heraus und liefen an die Spitze der Kompagnie. Der Vorsänger, ein Trommler, wendete sich mit dem Gesichte zu den Sängern zurück, schwenkte den Arm und stimmte die getragene Melodie des Soldatenliedes an, welches anfängt: „Brüder, wenn die Sonne morgens rot und goldig sich erhebt“ und mit den Worten schließt: „Und mit Väterchen Ramenski wird uns hoher Ruhm zuteil“. Dieses Lied war ehemals in der Türkei gedichtet und wurde nun jetzt in Oesterreich gesungen, nur mit der Aenderung, daß statt der Worte „Väterchen Ramenski“ eingesetzt wurde: „Väterchen Kutusow“.

Indem der Trommler, ein hagerer, hübscher Mensch von ungefähr vierzig Jahren, bei diesen letzten Worten in soldatischer Manier kurz abbrach, bewegte er die Arme, als ob er etwas auf die Erde schleuderte, warf den andern Sängern einen strengen Blick zu und kniff die Augen zusammen. Dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren, machte er eine Gebärde, als ob er vorsichtig mit beiden Händen einen unsichtbaren, wertvollen Gegenstand über seinen Kopf in die Höhe hobbe, ihn einige Sekunden lang so hielt und auf einmal mit Energie auf die Erde wurfe:

„Ach, du mein Häuschen klein,“ sang er.

„Mein neues Häuschen . . .“ fielen zwanzig Stimmen ein, und der Loffelmacher sprang trotz seines schweren Gepäcks ausgelassen nach vorn, ging vor der Kompagnie rückwärts, bewegte die Schultern hin und her und drohte dem einen und dem andern mit seinen Löffeln. Die Soldaten schlenkerten nach dem Takte des Liedes mit den Armen und gingen, unwillkürlich Takt haltend, mit weit ausgreifenden Schritten. Da wurde hinter der Kom-

pagnie Räderrollen, das Knistern von Wagenfedern und Pferdegetrappel hörbar. Kutusow kehrte mit seiner Suite nach der Stadt zurück. Der Oberkommandierende gab ein Zeichen, daß die Leute ohne Honneur weitermarschieren möchten, und ihm und seiner gesamten Suite war an den Gesichtern deutlich anzusehen, wieviel Vergnügen ihnen die Klänge des Liedes und der Anblick des tanzenden Soldaten und der frisch und fröhlich dahinmarschierenden Kompagnie machte. Im zweiten Gliede, auf der rechten Flanke, wo die Kutsche die Kompagnie überholte, fiel einem jeden unwillkürlich der blaudaugige Gemeine Dolochow auf, der besonders flott und munter nach dem Takte des Gesanges marschierte und den Vorbeifahrenden und Vorbeireitenden mit einer solchen Miene ins Gesicht sah, als ob er alle bedauerte, die in diesem Augenblicke nicht mit der Kompagnie mitmarschierten. Der Husarenkornett in Kutusows Suite, der dem Regimentskommandeur nachgedrückt hatte, blieb hinter der Kutsche zurück und ritt zu Dolochow heran.

Der Husarenkornett Scherkow hatte eine Zeitlang in Petersburg zu der wilden, tollen Gesellschaft gehört, deren Matador Dolochow war. Im Ausland war Scherkow dem zum Gemeinen degradierten Dolochow wieder begegnet, hatte aber nicht für nötig befunden, ihn zu erkennen. Jetzt nun, nachdem Kutusow mit dem Degradierten gesprochen hatte, wandte er sich mit der erfreuten Miene eines alten Freundes zu ihm:

„Nun, wie geht es dir, liebster Freund?“ fragte er in den Gesang hinein und paßte den Gang seines Pferdes dem Schritte der Kompagnie an.

„Wie es mir geht?“ antwortete Dolochow kühl. „Wie du siehst.“

Der flotte Gesang verstärkte gleichsam noch den Ton scheinbar ungezwungener Fröhlichkeit, in welchem Scherkow gefragt hatte,

und ließ den Ton beabsichtigter Kälte, in welchem Dolochow geantwortet hatte, um so stärker abstecken.

„Nun, wie stehst du mit deinen Vorgesetzten?“ fragte Scherkow weiter.

„O, ganz gut; es sind brave Leute. Wie hast du es denn zuwege gebracht, in den Stab zu kommen?“

„Ich bin dazu abkommandiert. Ich habe Dejourdienst.“

Beide schwiegen ein Weilchen.

„Und aus dem rechten Armel ließ

Sie ihren Falken fliegen,“

lautete in diesem Augenblicke der Text des gesungenen Liedes, das unwillkürlich bei allen Hörern ein frisches, fröhliches Gefühl erweckte. Das Gespräch der beiden hätte wahrscheinlich einen anderen Charakter getragen, wenn sie nicht bei den Klängen des Liedes miteinander gesprochen hätten.

„Ist es wahr, daß die Österreicher geschlagen sind?“ fragte Dolochow.

„Wissen tut es niemand; aber gesagt wird es.“

„Freut mich!“ antwortete Dolochow kurz und deutlich, wie es wegen des Gesanges notwendig war.

„Wie ist's? Komm doch mal abends zu uns und spiele mit uns Pharo,“ sagte Scherkow.

„Seid ihr denn jetzt so gut bei Gelde?“

„Komm nur hin.“

„Geht nicht. Habe es geschworen. Ich trinke nicht und spiele nicht, ehe ich nicht befördert bin.“

„Nun gut, dann müssen wir also bis zum ersten Gefecht warten.“

„Das wird sich dann zeigen.“

Wieder schwiegen sie beide.

„Wenn du irgendeinen Wunsch hast, dann wende dich nur an uns; wir beim Stabe werden dir immer helfen,“ sagte Scherkow.

Dolochow lächelte.

„Beunruhige dich darüber nicht. Was ich haben will, darum bitte ich nicht; das nehme ich mir selbst.“

„Gewiß, gewiß; ich meinte ja auch nur . . .“

„Zarwohl, und ich meinte auch nur.“

„Leb wohl!“

„Adieu.“

„Er aber flog hoch in der Luft

Zur Heimat hin, der fernen . . .“

Scherkow gab seinem Pferde die Sporen. Dieses trat zuerst in der Erregung von einem Fuße auf den andern, ohne zu wissen, mit welchem es ansetzen sollte; dann fand es sich zurecht und jagte, die Kompagnie hinter sich lassend, gleichfalls im Takte des Gesanges dem Kaleschwagen nach.

III

Als Kutusow von der Truppenbesichtigung zurückgekehrt war, begab er sich, von dem österreichischen General begleitet, in sein Arbeitszimmer, rief seinen Adjutanten und beauftragte ihn, ihm gewisse Papiere, die sich auf den Zustand der eintreffenden Truppen bezogen, sowie die von dem Erzherzog Ferdinand, dem Befehlshaber der Avantgarde, eingegangenen Briefe zu bringen. Fürst Andrei Volkonski trat mit den verlangten Schriftstücken in das Arbeitszimmer des Oberkommandierenden. Vor einer auf dem Tische ausgebreiteten Landkarte saßen Kutusow und das österreichische Mitglied des Hofkriegsrates.

„Ah . . .“ sagte Kutusow, indem er sich nach Volkonski umwandte, wie wenn er durch diesen Laut den Adjutanten auffordern wollte, noch ein wenig zu warten, und fuhr in dem begonnenen, auf französisch geführten Gespräche fort.

„Ich möchte nur das eine bemerken, General,“ sagte Kutusow

mit jener vollendeten Eleganz der Ausdrucksweise und Betonung, welche den Hörer zwang, ein jedes der langsam gesprochenen Worte genau zu beachten (es war übrigens nicht zu verkennen, daß auch Kutusow selbst sich mit Vergnügen reden hörte), „ich möchte nur das eine bemerken, General, daß, wenn die Sache von meinem persönlichen Wunsche abhinge, der Wille Seiner Majestät des Kaisers Franz längst ausgeführt wäre. Ich hätte meine Truppen schon längst mit denen des Erzherzogs vereinigt. Und glauben Sie meinem Ehrenworte, daß es mir persönlich eine große Freude gewesen wäre, den Oberbefehl über die Armee einem erfahreneren und geschickteren Generale, als ich (und an solchen trefflichen Generalen ist Oesterreich ja so außerordentlich reich), zu übergeben und diese ganze schwere Verantwortung von meinen Schultern abzuwälzen. Aber die Verhältnisse sind leider mitunter stärker als wir, General.“

Kutusow lächelte mit einem Gesichtsausdruck, als ob er sagen wollte: „Sie sind berechtigt, mir nicht zu glauben, und es ist mir sogar ganz gleichgültig, ob Sie mir glauben oder nicht; aber Sie haben keine Möglichkeit, mir das zu sagen. Und gerade darauf kommt es an.“

Der österreichische General machte ein unzufriedenes Gesicht, sah sich aber genötigt, in ähnlich verbindlicher Form zu antworten, wie Kutusow gesprochen hatte.

„O nicht doch,“ sagte er in mürrischem, ärgerlichem Tone, der zu dem schmeichelhaften Sinne der von ihm gebrauchten Redewendungen in schroffem Widerspruche stand, „o nicht doch, Seine Majestät legt den allergrößten Wert auf die Mitwirkung Eurer Erzellenz bei der gemeinsamen Sache; aber wir sind der Meinung, daß durch die gegenwärtige Zögerung den ruhmreichen russischen Truppen und ihrem Oberkommandirenden die Lorbeeren entgehen werden, welche sie in den Schlachten zu ernten

gewohnt sind.“ So schloß er seine offenbar vorher zurechtgelegte Phrase.

Rutufow verbeugte sich, unverändert weiter lächelnd.

„Ich bin aber überzeugt“, sagte er, „und nehme auf Grund des letzten Briefes, mit dem Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ferdinand mich beehrt hat, als sicher an, daß die österreichische Armee unter dem Kommando eines so geschickten Unterfeldherrn, wie der General Mack, jetzt bereits einen entschiedenen Sieg errungen hat und unserer Unterstützung nicht mehr bedarf.“

Der österreichische General runzelte die Stirn. Obgleich positive Nachrichten über eine Niederlage der Österreicher noch nicht vorlagen, so waren doch zu viele Umstände vorhanden, durch welche die allgemein verbreiteten schlimmen Gerüchte bestätigt zu werden schienen; und daher klang Rutufows Annahme von einem Siege der Österreicher sehr nach Spott. Aber Rutufow lächelte ruhig und freundlich, immer mit derselben Miene, welche besagte, daß er zu seiner Annahme berechtigt sei. Und in der Tat meldete der letzte Brief, der ihm von Macks Armee zugegangen war, einen Sieg und berichtete von der strategisch überaus vorteilhaften Stellung der Armee.

„Reiche mir doch einmal den Brief her,“ sagte Rutufow, zu dem Fürsten Andrei gewendet. „Hier, bitte, sehen Sie selbst.“

Und mit einem spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln las Rutufow auf deutsch dem österreichischen General folgende Stelle aus dem Briefe des Erzherzogs Ferdinand vor:

„Unsere Streitkräfte sind vollständig konzentriert, nahe an siebzigtausend Mann, um den Feind, wenn er den Lech passiert, angreifen und schlagen zu können. Wir können, da wir bereits Herren von Ulm sind, den Vorteil, auch Herren beider Donauufer zu sein, behaupten, können mithin auch jeden Augenblick, wenn der Feind den Lech nicht passiert, über die

Donau gehen, uns auf seine Kommunikationslinie werfen, die Donau unterhalb nochmals überschreiten und, wenn der Feind vorhaben sollte, sich mit seiner ganzen Macht gegen unsere treuen Verbündeten zu wenden, diese Absicht alsbald vereiteln. Auf diese Weise werden wir mutig den Zeitpunkt abwarten, wo die Kaiserlich Russische Armee vollständig gerüstet sein wird, und dann gemeinschaftlich leicht die Möglichkeit finden, dem Feinde das Schicksal zu bereiten, das er verdient.“

Rutusow stieß einen schweren Seufzer aus, als er diesen unbeholfenen Passus verlesen hatte, und blickte dem Mitgliede des Hofkriegsrates aufmerksam und freundlich ins Gesicht.

„Aber Euer Erzellenz kennen die weise Regel, daß man gut tut, immer den schlimmeren Fall anzunehmen,“ erwiderte der österreichische General, der augenscheinlich diesen Späßen ein Ende zu machen und zur Sache zu kommen wünschte.

Unwillkürlich sah er sich nach dem Adjutanten um.

„Entschuldigen Sie, General,“ unterbrach ihn Rutusow und wandte sich ebenfalls zu dem Fürsten Andrei hin. „Höre mal, mein Lieber, laß dir doch von Koslowski alle Berichte unserer Rundschafter geben. Und hier sind zwei Briefe vom Grafen Nosiß, und da der Brief Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand; und dann noch dieses hier,“ sagte er und reichte ihm eine Anzahl von Papieren. „Und aus dem allem stelle doch ein recht sauberes französisches Memorandum zusammen, ein Exposé, das übersichtlich alle die Nachrichten enthält, die uns über die Operationen der österreichischen Armee zugegangen sind. Na ja, mach das so, und dann stelle es Seiner Erzellenz zu.“

Fürst Andrei machte eine Verbeugung mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er von den ersten Worten an nicht nur das verstanden habe, was gesagt worden war, sondern auch das, was

Rutufow ihm wohl gern gesagt hätte. Er nahm die Papiere zusammen, machte eine allgemeine Verbeugung und ging mit leisen Schritten über den Teppich in das Wartezimmer.

Obwohl noch nicht viel Zeit vergangen war, seit Fürst Andrei Rußland verlassen hatte, war doch schon in seinem Wesen eine große Veränderung vorgegangen. In seinem Gesichtsausdrucke, in seinen Bewegungen, in seinem Gange war von der früheren Manieriertheit, Müdigkeit und Schlassheit so gut wie nichts mehr zu bemerken; er sah aus, als habe er keine Zeit, daran zu denken, was er auf andere für einen Eindruck mache, und sei vollständig mit angenehmen, interessanten Dingen beschäftigt. Man konnte ihm vom Gesicht ablesen, daß er mit sich und seiner Umgebung zufrieden sei; sein Lächeln und sein Blick waren heiterer und ansprechender geworden.

Rutufow, den er noch in Polen eingeholt hatte, hatte ihn sehr freundlich aufgenommen, ihm versprochen, daß er ihn nicht vergessen werde, ihn vor den übrigen Adjutanten ausgezeichnet, mit nach Wien genommen und ihm einige Aufträge von ernsterer Bedeutung erteilt. Aus Wien hatte Rutufow an seinen alten Kameraden, den Vater des Fürsten Andrei, geschrieben:

„Ihr Sohn erweckt die begründete Hoffnung, daß er sich zu einem durch Kenntnisse, Energie und Pünktlichkeit ausgezeichneten Offizier entwickeln wird. Ich schätze mich glücklich, einen solchen Untergebenen um mich zu haben.“

Im Stabe Rutufows, bei seinen näheren Kameraden und in der Armee überhaupt fand Fürst Andrei, gerade wie in den Petersburger gesellschaftlichen Kreisen, zwei voneinander stark verschiedene Beurteilungen. Die einen, und dies war die Minderzahl, waren der Ansicht, daß Fürst Andrei vor ihnen und vor allen anderen Menschen gewisse besondere Vorzüge besitze, erwarteten von ihm hervorragende Leistungen, hörten achtsam auf seine

Außerungen, waren von ihm entzündet und eiferten ihm nach; im Verkehr mit diesen benahm sich Fürst Andrei ungekünstelt und liebenswürdig. Die anderen, die Mehrzahl, mochten ihn nicht leiden und hielten ihn für einen hochmütigen, kalten, unangenehmen Menschen; aber auch mit diesen wußte Fürst Andrei sich so zu stellen, daß sie ihn respektierten und sogar fürchteten.

Als Fürst Andrei aus Kutusows Arbeitszimmer in das Wartezimmer trat, ging er mit den Papieren zu seinem Kameraden Koslowski, dem dejourierenden Adjutanten, hin, der mit einem Buche am Fenster saß.

„Nun, Fürst, was gibt es?“ fragte Koslowski.

„Ich soll ein Exposé machen, warum wir nicht vorrücken.“

„Wozu?“

Fürst Andrei zuckte mit den Achseln.

„Sind keine Nachrichten von Mack da?“ fragte Koslowski.

„Nein.“

„Wenn es wahr wäre, daß er geschlagen ist, so würde doch schon Nachricht hier sein.“

„Wahrscheinlich,“ antwortete Fürst Andrei und ging auf die Ausgangstür zu.

Aber in diesem Augenblicke kam, ihm entgegen, eilig jemand in das Wartezimmer herein und warf die Tür hinter sich geräuschvoll wieder zu; es war ein offenbar eben erst angelangter österreichischer General von hohem Wuchs, im Überrock, ein schwarzes Tuch als Binde um den Kopf, den Maria-Theresia-Orden am Halse. Fürst Andrei blieb stehen.

„Ist der General en chef Kutusow da?“ fragte der Ankömmling hastig auf französisch mit scharfer deutscher Aussprache; er sah sich nach rechts und links um und ging, ohne sich weiter aufzuhalten, auf die Tür des Arbeitszimmers zu.

„Der General en chef ist beschäftigt,“ sagte Koslowski, indem er

rasch zu dem unbekanntem General hintrat und ihm den Weg zur Tür versperrte. „Wen darf ich melden?“

Der unbekanntete General sah den kleinen Koslowski gering-schätzig von oben bis unten an, als ob er sich darüber wunderte, daß ihn jemand nicht kenne.

„Der General en chef ist beschäftigt,“ sagte Koslowski noch einmal in ruhigem Tone.

Der General runzelte die Stirn, seine Lippen zuckten und zitterten. Er zog ein Notizbuch hervor, schrieb darin rasch etwas mit Bleistift, riß das Blatt heraus, gab es dem Adjutanten hin, ging mit schnellen Schritten zum Fenster, ließ sich dort auf einen Stuhl niederfallen und blickte die im Zimmer Anwesenden an, wie wenn er fragen wollte: warum seht ihr mich so an? Dann hob der General den Kopf in die Höhe und reckte den Hals aus, als ob er etwas zu sagen beabsichtigte; aber im nächsten Augenblicke brachte er, wie wenn er anfinge, gedankenlos vor sich hin zu singen, ein sonderbares Geräusch hervor, welches sofort wieder abbrach. Die Tür des Arbeitszimmers öffnete sich, und Kutusow erschien auf der Schwelle. Der General mit dem verbundenen Kopfe ging zu Kutusow in gebückter Haltung mit so großen, schnellen Schritten seiner hageren Beine hin, als ob er vor einer Gefahr flüchtete.

„Sie sehen den unglücklichen Mack vor sich,“ sagte er auf französisch mit fast versagender Stimme.

Das Gesicht Kutusows, der in der Tür des Arbeitszimmers stand, blieb einige Augenblicke lang völlig starr. Dann lief gleichsam eine Art von Welle über sein Gesicht hin, bei der sich seine Stirn runzelte; aber seine Stirn glättete sich sofort wieder; er neigte respektvoll den Kopf, schloß einen Augenblick lang die Augen, ließ schweigend Mack an sich vorbeigehen und machte selbst hinter ihnen beiden die Tür zu.

Das schon vorher verbreitete Gerücht über eine Niederlage der Oesterreicher und über die Kapitulation ihrer ganzen Armee bei Ulm erwies sich als richtig. Eine halbe Stunde darauf wurden schon nach verschiedenen Richtungen Adjutanten mit Befehlen abgeschickt, aus denen hervorging, daß nun auch die russischen Truppen, die sich bis dahin untätig verhalten hatten, bald mit dem Feinde zusammenstoßen sollten.

Fürst Andrei war einer der wenigen Stabsoffiziere, die ihr Hauptinteresse dem Gesamtgange der kriegerischen Operationen widmeten. Nachdem er Maß gesehen und die Einzelheiten seiner Katastrophe erfahren hatte, begriff er, daß der Feldzug schon zur Hälfte verloren war, erkannte die schwierige Lage der russischen Truppen in ihrem ganzen Umfange und stellte sich lebhaft vor, was dem Heere bevorstand, und welche Rolle er selbst beim Heere werde zu spielen haben. Unwillkürlich empfand er ein Gefühl freudiger Aufregung bei dem Gedanken an die Beschämung, die dem allzu selbstbewußten Oesterreich zuteil geworden war, und bei der Aussicht, daß es ihm vielleicht in einer Woche beschieden sein werde, einen Zusammenstoß zwischen Russen und Franzosen, den ersten seit Suworow, mit anzusehen und selbst daran teilzunehmen. Aber er fürchtete das Genie Bonapartes, das sich vielleicht als stärker erweisen würde als alle Tapferkeit der russischen Truppen, und doch brachte er es auch wieder nicht übers Herz, seinem Helden eine schmachliche Niederlage zu wünschen.

Durch diese Gedanken in aufgeregte und gereizte Stimmung versetzt, wollte Fürst Andrei nach seinem Zimmer gehen, um an seinen Vater zu schreiben, dem er täglich einen Brief sandte. Auf dem Korridor traf er mit seinem Stubenkameraden Neswizki und dem Possenreißer Scherkow zusammen; wie immer, lachten die beiden über irgend etwas.

„Warum bist du denn so verdrießlich?“ fragte Neswizki, als er

bemerkte, wie blaß das Gesicht des Fürsten Andrei war und wie seine Augen funkelten.

„Zum Vergnügtsein haben wir keinen Anlaß,“ erwiderte Wolkonski.

In demselben Augenblicke, wo Fürst Andrei mit Neswizki und Scherfow zusammengetroffen war, kamen ihnen vom andern Ende des Korridors her zwei österreichische Generale entgegen: der General Strauch, der in Kutusows Hauptquartier stationiert war, um die Verpflegung der russischen Armee zu überwachen, und das am vorhergehenden Abende angekommene Mitglied des Hofkriegsrates. Auf dem breiten Korridor war Raum genug, daß die Generale bequem an den drei Offizieren vorbeikommen konnten; aber Scherfow stieß mit der Hand Neswizki zurück und rief wie atemlos:

„Sie kommen! . . . Sie kommen! . . . Treten Sie an die Seite, Platz! Bitte, Platz!“

Es war den Generalen anzusehen, daß sie auf die lästigen Ehrenbezeigungen gern verzichtet hätten; aber der Spaßmacher Scherfow verzog plötzlich sein Gesicht zu einem einfältigen Lächeln, als ob er sich vor Freude gar nicht halten könne.

„Euer Erzellenz,“ sagte er auf deutsch, indem er vortrat und sich an denjenigen General wandte, der ihm der nächste war, „ich habe die Ehre zu gratulieren.“

Er machte eine Verbeugung mit dem Kopfe und begann ungeschickt, wie Kinder, die tanzen lernen, abwechselnd mit dem einen und mit dem andern Beine Krachfüße zu machen.

Der General (es war der Herr vom Hofkriegsrat) sah ihn mit einem strengen Blicke an; aber da ihm das einfältige Lächeln echt zu sein schien, glaubte er, dem Redenden Gehör für einen Augenblick nicht verweigern zu sollen. Er kniff die Augen ein wenig zusammen, als sei er bereit zu hören.

„Ich habe die Ehre zu gratulieren; General Mack ist eingetroffen, ganz gesund; nur hier hat er ein bißchen was abbekommen,“ fügte er mit strahlendem Lächeln hinzu und zeigte dabei auf seinen Kopf.

Der General machte ein finsternes Gesicht, wandte sich ab und ging weiter.

„Gott, wie naiv!“ sagte er ärgerlich, als er einige Schritte entfernt war.

Neswizki umarmte lautlachend den Fürsten Andrei; aber dieser, der noch blasser geworden war als vorher, stieß ihn mit zorniger Miene zurück und wandte sich an Scherkow. Die nervöse Gereiztheit, in die er durch den Anblick Macks, durch die Nachricht von dessen Niederlage und durch die Gedanken an das, was der russischen Armee bevorstand, versetzt worden war, suchte einen Ausgang und fand ihn in der Entrüstung über Scherkows unpassenden Scherz.

„Mein Herr,“ begann er mit scharfer Stimme, wobei ihm der Unterkiefer leise zitterte, „wenn Sie ein Hanswurst sein wollen, so kann ich Ihnen das nicht verwehren; aber ich sage Ihnen, wenn Sie sich noch einmal unterstehen sollten, in meiner Gegenwart solche albernen Poffen zu treiben, so werde ich Sie lehren, wie Sie sich zu benehmen haben.“

Neswizki und Scherkow waren über diese Schroffheit so erstaunt, daß sie Volkonski schweigend mit weit aufgerissenen Augen ansahen.

„Na aber, ich habe ihnen ja nur gratuliert,“ brachte Scherkow heraus.

„Ich scherze nicht mit Ihnen; schweigen Sie!“ rief Volkonski, faßte Neswizki bei der Hand und ging mit ihm von Scherkow weg, der vergebens nach einer Antwort suchte.

„Na, was hast du denn aber eigentlich, Bruder?“ sagte Neswizki begütigend.

„Welche Frage!“ erwiderte Fürst Andrei und blieb vor Aufregung stehen. „Mach dir das doch nur klar: entweder sind wir Offiziere, die ihrem Kaiser und dem Vaterlande dienen und sich über einen Erfolg der gemeinsamen Sache aller freuen, über einen Mißerfolg trauern, oder wir sind weiter nichts als Bediente, die sich um das Wohl und Wehe der Herrschaft nicht kümmern.“ Hier ging er zum Französischen über, als ob er dadurch seine Meinung noch besser bekräftigen könne: „Bierzigtausend Mann sind niedergemacht, und die Armee unserer Verbündeten ist vernichtet, und da bringt ihr es fertig, zu lachen! Das mag für einen unbedeutenden Burschen passen, wie dieses Subjekt, das du deiner Freundschaft würdigst, aber nicht für dich, nicht für dich.“ Er sprach wieder russisch weiter: „Nur freche Buben“ (diesen beleidigenden Ausdruck sprach Fürst Andrei mit französischer Klangfärbung, und zwar sehr deutlich, da er bemerkt hatte, daß Scherkow seine Worte noch hören konnte) „können sich in dieser Weise amüsieren.“

Er wartete einen Augenblick, ob der Kornett etwas darauf antworten werde. Aber dieser wendete sich weg und verließ den Korridor.

IV

Das Pawlograder Husarenregiment lag zwei Meilen von Braunau im Quartier; die Eskadron, in welcher Nikolai Kostow als Junker stand, war in dem deutschen Dorfe Salzened untergebracht. Dem Eskadronchef, Rittmeister Denisow, welcher in der ganzen Kavalleriedivision unter dem Namen Waska¹ Denisow bekannt war, war das beste Quartier im Dorfe zugeweiht; der Junker Kostow wohnte die ganze Zeit her, seit er das

¹ Kosseform für Wasili. Anmerkung des Übersetzers.

Regiment in Polen eingeholt hatte, mit dem Eskadronchef zusammen.

Am 11. Oktober, an eben dem Tage, an welchem im Hauptquartier alles durch die Nachricht von Max's Niederlage in unruhige Bewegung versetzt worden war, ging im Quartier jener Eskadron das Lagerleben noch in der alten Weise weiter. Denisow, der die ganze Nacht Karten gespielt hatte, war noch nicht nach Hause gekommen, als Kostow am frühen Morgen zu Pferde vom Juragieren zurückkehrte. Kostow ritt an die Stufen vor der Haustür heran, schwang, seinem Pferde einen Stoß versetzend, mit einer jugendlich geschmeidigen Bewegung das Bein herüber, blieb noch einen Augenblick im Steigbügel stehen, als ob er sich noch gar nicht von seinem Pferde trennen möchte, sprang endlich herunter und rief seinen Burschen.

„He, Bondarenko, lieber Freund!“ rief er, und der Husar kam nun Hals über Kopf zu dem Pferde gelaufen. „Führe ihn umher, mein Lieber,“ sagte er mit jener brüderlichen, heiteren Freundlichkeit, mit welcher gutherzige junge Leute, wenn sie sich glücklich fühlen, sich gegen alle Menschen benehmen.

„Zu Befehl, Euer Erlaucht,“ antwortete der Kleinrusse mit verzügtem Kopfnicken.

„Gib gut acht und führe ihn recht ordentlich herum.“

Ein anderer Husar kam ebenfalls auf das Pferd zugestürzt; aber Bondarenko hatte dem Tiere schon den Zügel über den Kopf geworfen. Es war leicht zu sehen, daß der Junker gute Trinkgelder zu geben pflegte, und daß es vorteilhaft war, ihm Dienste zu leisten. Kostow streichelte dem Pferde den Hals, dann die Kruppe und blieb auf den Stufen stehen.

„Famos! Das wird ein prächtiges Pferd werden!“ sagte er lächelnd zu sich selbst und lief, den Säbel festhaltend, sporenklirrend die Stufen weiter hinan. Der deutsche Besitzer des

Hauses, in wollener Jacke und Zipfelmütze, die Mistgabel in der Hand, mit der er den Mist ausgeräumt hatte, sah aus dem Kuhstall heraus. Das Gesicht des Deutschen wurde auf einmal freundlich, sowie er den jungen Rostow erblickte. Er lächelte vergnügt und rief, mit den Augen blinzeln: „Schönen guten Morgen! Schönen guten Morgen!“ Es machte ihm offenbar Vergnügen, den jungen Mann zu begrüßen.

„Schon so fleißig?“ rief Rostow auf deutsch mit demselben harmlosen, frohen Lächeln, das auf seinem munteren Gesichte heimisch war. „Hoch die Oesterreicher! Hoch die Russen! Kaiser Alexander hoch!“ rief er dem Deutschen zu; er wiederholte damit Worte, die der deutsche Hauswirt oft gesprochen hatte.

Der Deutsche fing an zu lachen, trat ganz aus der Thür des Kuhstalles heraus, riß sich die Mütze ab, schwenkte sie über seinem Kopfe und schrie:

„Und die ganze Welt hoch!“

Ebenso wie der Deutsche seine Zipfelmütze, schwenkte auch Rostow seine Dienstmütze über dem Kopfe und schrie lachend: „Vivat die ganze Welt!“ Zwar hatten weder der Deutsche, der seinen Kuhstall ausgemistet, noch Rostow, der mit einem Beritt Husaren Heu geholt hatte, irgendwelchen Grund zu besonderer Freude; aber doch blickten diese beiden Menschen einander ganz glücklich, ordentlich mit einer Art von Bruderliebe an, nickten sich zum Zeichen ihrer wechselseitigen Zuneigung zu und gingen dann lächelnd auseinander, der Deutsche in seinen Kuhstall und Rostow in die Stube, die er mit Denisow zusammen bewohnte.

„Was macht dein Herr?“ fragte er Lawrenti, den im ganzen Regimente als durchtriebener Patron bekannten Burschen Denisows.

„Er ist seit gestern abend noch nicht wieder hier gewesen. Jedenfalls hat er verloren,“ antwortete Lawrenti. „Ich kenne das schon:

wenn er gewinnt, kommt er zeitig wieder nach Hause, um damit zu prahlen; aber wenn er bis zum Morgen nicht da ist, dann haben sie ihn gehörig ausgebeutelt, und wenn er dann kommt, ist er fuchswild. Befehlen Sie Kaffee?"

„Zawohl, bringe nur her!"

Nach zehn Minuten brachte Lawrenti den Kaffee. „Der Herr kommt!" sagte er. „Nun wird es schlimm." Rostow sah durchs Fenster und erblickte den nach Hause zurückkehrenden Denisow. Denisow war von kleiner Statur und hatte ein rotes Gesicht, funkelnde, schwarze Augen, einen borstigen Schnurrbart und struppiges Kopfhaar. Er trug einen aufgeknöpften Dolman und weite, faltig herunterhängende Hosen; eine ganz verdrückte Husarenmütze saß ihm im Nacken. Mit finsterem Gesichte und gesenktem Kopfe kam er zur Haustür.

„Lawrenti!" schrie er laut und zornig, mit der ihm eigenen undeutlichen Aussprache des r. „So komm doch und nimm mir die Sachen ab, du Lölpel!"

„Das tue ich ja schon ganz von selbst!" hörte Rostow den Burtschen antworten.

„Ah, du bist schon aufgestanden!" sagte Denisow, ins Zimmer tretend.

„Schon lange," erwiderte Rostow. „Ich habe schon Heu geholt und Fräulein Mathilde gesehen."

„Na so was! Und mich haben sie gestern ausgeplündert, Bruder, — wie ein Schindluder haben sie mich behandelt!" schrie Denisow. „So ein Pech! So ein vermaledeites Pech! Sowie du weg warst, da ging die Geschichte los... Heda! Tee!"

Denisow verzog stirnrunzelnd sein Gesicht zu einer wunderlichen Art von Lächeln, bei dem seine kurzen, kräftigen Zähne sichtbar wurden, und wühlte mit den kurzen Fingern beider Hände in dem schwarzen, wirren Didicht seines Haares.

„Mußte mich auch der Teufel plagen, zu dieser Ratte“ (dies war der Spitzname eines Offiziers) „hinzugehen,“ redete er weiter und rieb sich mit beiden Händen Stirn und Gesicht. „Kannst du dir das vorstellen: auch nicht eine Karte, keine einzige Karte hat er mich gewinnen lassen.“

Denisow nahm die ihm gereichte, angerauchte Pfeife, preßte die Faust fest herum, stieß mit der Pfeife auf den Fußboden, so daß das Feuer verschüttet wurde, und fuhr fort zu schreien:

„Simple gewinne ich, Paroli schlägt er; Simple gewinne ich, Paroli schlägt er!“

Er sah, daß das Feuer verschüttet war, zerbrach die Pfeife und warf sie weg. Ein Weilchen schwieg Denisow; dann sah er auf einmal mit seinen funkelnden, schwarzen Augen Rostow lustig an:

„Wenn es hier wenigstens noch Weiber gäbe! Aber so kann man hier nichts weiter tun als trinken. Kåme es nur bald zum Los-schlagen!... Na, wer ist denn da?“ fragte er, sich zur Türe hinwendend, da er hörte, wie die Schritte schwerer Stiefel mit klirrenden Sporen vor der Türe haltmachten und jemand sich respektvoll räusperte.

„Der Wachtmeister,“ antwortete Lawrenti.

Denisows Gesicht wurde wieder ganz finster.

„Verfluchte Geschichte!“ murmelte er vor sich hin und warf eine Börse, in der sich einige Goldstücke befanden, auf den Tisch. „Lieber Rostow, zähle doch mal nach, wieviel noch drin ist, und stecke die Börse unter mein Kopfkissen.“ Damit ging er hinaus zu dem Wachtmeister.

Rostow nahm das Geld, schichtete mechanisch alte und neue Goldstücke in kleine Häufchen auf, die er in gerader Front ordnete, und zählte sie durch.

„Ah, Teljanin! Guten Morgen! Gestern haben sie mich gut ausgebeutelt,“ hörte man Denisows Stimme von draußen.

„Bei wem denn? Bei Bykow, der Ratte? . . . Das dachte ich mir gleich,“ sagte eine andere, hohe Stimme, und gleich darauf trat der Leutnant Teljanin ins Zimmer; er gehörte zu derselben Eskadron und war von kleiner Gestalt.

Kostow schob die Börse unter das Kopfkissen und drückte die ihm entgegengestreckte kleine, feuchte Hand. Teljanin war vor dem Feldzuge zur Strafe für irgend etwas, was er begangen hatte, von der Garde zu diesem Regimente versetzt worden. Er hielt sich hier durchaus tadellos; aber er war nicht beliebt, und namentlich Kostow konnte seinen eines greifbaren Grundes ermangelnden Widerwillen gegen diesen Offizier weder bezwingen noch verbergen.

„Nun, junger Kavallerist, wie macht sich bei Ihnen mein ‚Kabe‘?“ fragte Teljanin. ‚Kabe‘ war der Name des Extra-pferdes, welches Teljanin an Kostow verkauft hatte.

Der Leutnant blickte demjenigen, mit dem er sprach, nie in die Augen; seine Augen liefen beständig von einem Gegenstande zum andern umher.

„Ich sah Sie, wie Sie heute vorbeiritten,“ fügte er noch hinzu. „Nun, es ist nichts dagegen zu sagen; es ist ein gutes Pferd,“ antwortete Kostow, trotzdem das Pferd, für welches er siebenhundert Rubel gegeben hatte, nicht die Hälfte dieses Preises wert war. „Es hat auf dem linken Vorderfuß etwas zu lahmen angefangen,“ fuhr er fort.

„Der Huf hat einen Riß bekommen! Das hat nichts zu bedeuten. Ich werde Ihnen zeigen, wie man da ein Niet macht.“

„Ja, bitte, zeigen Sie mir das,“ erwiderte Kostow.

„Gewiß, das will ich tun; ein Geheimnis ist es nicht. Und für das Pferd werden Sie mir noch dankbar sein.“

„Dann werde ich also das Pferd vorführen lassen,“ sagte Kostow, der gern von Teljanins Gesellschaft loskommen wollte,

und ging hinaus, um anzuordnen, daß das Pferd gebracht werden sollte.

Im Hausflur saß Denisow, mit einer andern Pfeife, zusammengekrümmt auf der Schwelle; vor ihm stand der Wachtmeister und rapportierte etwas. Als Denisow den Junker erblickte, runzelte er die Stirn, zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Zimmer, in welchem Tseljanin saß, und schüttelte sich voll Widerwillen.

„Ich kann diesen Burschen nicht leiden,“ sagte er, ohne sich wegen der Gegenwart des Wachtmeisters Zwang aufzuerlegen.

Rostow zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wollte: „Es geht mir ebenso; aber was ist zu tun?“ und kehrte, nachdem er die erforderliche Anweisung gegeben hatte, zu Tseljanin zurück.

Tseljanin saß in derselben lässigen Haltung da, in der ihn Rostow verlassen hatte, und rieb sich die kleinen, weißen Hände.

„Was es doch für widerwärtige Physiognomien gibt,“ dachte Rostow, als er in das Zimmer trat.

„Nun, haben Sie das Pferd bringen lassen?“ fragte Tseljanin, indem er aufstand und mit gleichgültiger Miene um sich blickte.

„Ich habe es angeordnet.“

„Ach, wir wollen lieber gleich selbst hingehen. Ich bin eigentlich nur mit herangekommen, um Denisow nach der gestrigen Order zu fragen. Haben Sie sie bekommen, Denisow?“

„Nein, noch nicht. Wohin gehen Sie denn jetzt?“

„Ich will dem jungen Manne zeigen, wie der Hufe eines Pferdes behandelt werden muß,“ sagte Tseljanin.

Sie traten vor die Haustür und gingen in den Pferdestall. Der Leutnant zeigte, wie das Niet angebracht werden müsse, und ging weg nach Hause.

Als Rostow wieder ins Zimmer zurückkehrte, stand eine Flasche mit Branntwein auf dem Tische, und eine Wurst lag dabei.

Denisow saß am Tische und schrieb kräftig mit einer Feder auf einem Blatt Papier. Er blickte dem jungen Rostow mit düsterer Miene ins Gesicht.

„Ich schreibe ihr,“ sagte er.

Er stützte sich, die Feder in der Hand haltend, mit dem Ellbogen auf den Tisch, und offenbar froh über die Möglichkeit, das, was er schreiben wollte, schneller mündlich zu sagen, teilte er seinem Junker den beabsichtigten Inhalt seines Briefes mit.

„Siehst du wohl, mein Freund,“ sagte er, „solange wir nicht lieben, schlafen wir, sozusagen. Wir sind Kinder des Staubes; aber wenn man sich verliebt, wird man ein Gott; man wird rein, wie am ersten Tage nach der Geburt . . . Wer ist denn da schon wieder? Jag ihn zum Teufel! Ich habe keine Zeit!“ schrie er seinem Burschen Laurenti zu, der ohne eine Spur von Schüchternheit zu ihm trat.

„Nun, wer wird es denn sein? Sie haben es ja selbst befohlen. Der Wachtmeister ist gekommen, um das Geld zu holen.“

Denisow runzelte die Stirn, wollte eine Erwiderung herausschreien, schwieg aber doch still.

„Verdammte Geschichte!“ murmelte er dann vor sich hin. „Wieviel Geld war denn noch in der Börse drin?“ fragte er Rostow.

„Sieben neue und drei alte.“

„Ach herrje, verdammte Geschichte! Na, was stehst du da wie ein Olgöke? Ruf den Wachtmeister herein!“ schrie Denisow seinen Burschen an.

„Bitte, Denisow, nimm von mir Geld, wenn du welches brauchst; ich habe ja,“ sagte Rostow errötend.

„Ich mag nicht von meinen Freunden borgen; ich mag das nicht,“ brummte Denisow.

„Du fränkst mich, wenn du nicht von mir Geld annimmst, wie

das unter Kameraden Sitte ist. Ich habe wirklich hinreichend Geld."

„Nein, nein!“

Denisow trat an das Bett, um die Börse unter dem Kopfkissen hervorzuziehen.

„Wo hast du sie hingelegt, Rostow?“

„Unter das untere Kissen.“

„Da ist sie nicht.“

Denisow warf beide Kissen auf den Fußboden. Die Börse war nicht da.

„Na, das ist doch aber seltsam!“

„Warte mal, hast du sie auch nicht mit den Kissen heruntergeworfen?“ sagte Rostow, hob die Kissen einzeln auf und schüttelte sie.

Er nahm auch das Deckbett ab und schüttelte es. Die Börse war nicht da.

„Habe ich auch nicht etwa vergessen, wo ich sie hingelegt habe?“ sagte Rostow. „Aber nein, ich dachte noch, daß du die Börse wie einen Schatz unter dem Kopfe liegen haben wolltest. Hier habe ich die Börse hingelegt. Wo ist sie nun?“ wandte er sich an Lawrenti.

„Ich bin nicht ins Zimmer gekommen. Wo Sie sie hingelegt haben, da muß sie auch noch sein.“

„Aber sie ist nicht da!“

„Ja, so sind die Herren immer; sie werfen ihre Sachen irgendwohin und vergessen es dann. Sehen Sie doch einmal in Ihren Taschen nach!“

„Nein, wenn ich nicht an den Schatz gedacht hätte,“ erwiderte Rostow; „aber so besinne ich mich ganz bestimmt, daß ich sie hierher gelegt habe.“

Lawrenti durchwühlte das ganze Bett, er sah auch unter die

Bettstelle und unter den Tisch, er durchsuchte das ganze Zimmer und blieb schließlich mitten im Zimmer stehen. Denisow hatte schweigend alle Bewegungen Lawrentis mit den Augen verfolgt, und als nun Lawrenti in ratlosem Staunen die Arme auseinander breitete und erklärte, die Börse sei nirgends zu finden, da richtete er seinen Blick auf Rostow.

„Rostow, mach keine törichten Späße!“

Rostow fühlte Denisows Blick auf sich gerichtet, blickte auf und schlug in denselben Augenblick die Augen wieder nieder. Alles Blut, das irgendwo unterhalb der Kehle eingeschlossen gewesen war, drang ihm plötzlich ins Gesicht und in die Augen. Er war nicht imstande Atem zu holen.

„Und im Zimmer ist ja doch niemand gewesen als der Leutnant und Sie selbst. Sie muß doch also hier irgendwo sein,“ sagte Lawrenti.

„Nun, du verfluchter Kerl, dann rühr dich und such!“ schrie Denisow plötzlich und stürzte mit drohender Gebärde auf den Burschen los. „Die Börse muß zur Stelle kommen, oder ich lasse dich totpeitschen. Alle lasse ich totpeitschen!“

Rostow vermied es, Denisow anzusehen, knöpfte sich die Jacke zu, schnallte den Säbel um und setzte die Mütze auf.

„Ich sage dir, die Börse muß zur Stelle kommen!“ schrie Denisow, indem er den Burschen an den Schultern schüttelte und ihn gegen die Wand stieß.

„Laß ihn, Denisow; ich weiß, wer sie genommen hat,“ sagte Rostow und ging, ohne aufzublicken, nach der Tür hin.

Denisow stand einen Moment regungslos und dachte nach; dann, nachdem er offenbar verstanden hatte, worauf Rostow hindeutete, ergriff er ihn bei der Hand.

„Unsinn!“ schrie er so heftig, daß ihm die Adern an Hals und Stirn anschwellen. „Ich sage dir, du bist verrückt geworden. Ich

dulde das nicht. Die Börse ist hier. Ich werde diesem Schurken das Fell abziehen, dann wird sie schon zum Vorschein kommen."

"Ich weiß, wer sie genommen hat," sagte Kostow noch einmal mit bebender Stimme und ging zur Tür.

"Und ich sage dir: untersteh dich nicht, das zu tun!" schrie Denisow und stürzte auf den Junker los, um ihn zurückzuhalten.

Aber Kostow riß seinen Arm los und blickte ihm mit solchem Ingrimme gerade und fest ins Gesicht, als ob Denisow sein Todesfeind wäre.

"Verstehest du auch, was du sagst?" sprach er mit zitternder Stimme. "Außer mir war niemand im Zimmer als er. Also, wenn er es nicht gewesen ist, so . . ."

Er war nicht imstande, den Satz zu Ende zu sprechen, und lief aus dem Zimmer.

"Ach, hol dich der Teufel! Euch alle soll der Teufel holen!" Das waren die letzten Worte, die Kostow hörte.

Kostow kam zu Teljanins Quartier.

"Der Herr ist nicht zu Hause; er ist nach dem Quartier des Regimentsstabes geritten," sagte Teljanins Bursche zu ihm. "Ist etwas passiert?" fragte der Bursche, verwundert über das verstörte Gesicht des Junkers.

"Nein, gar nichts."

"Wenn Sie ein klein wenig früher gekommen wären, hätten Sie ihn noch getroffen," sagte der Bursche.

Das Quartier des Regimentsstabes befand sich drei Werst von Salzened. Ohne erst noch einmal nach seiner Wohnung zurückzukehren, nahm sich Kostow ein Pferd und ritt dorthin. In dem Dorfe, in dem der Stab lag, war ein Wirtshaus, in dem die Offiziere verkehrten. Als Kostow bei dem Wirtshause anlangte, erblickte er vor der Tür das Pferd Teljanins.

Im zweiten Zimmer des Wirthshauses saß der Leutnant bei einem Teller mit Bratwürstchen und einer Flasche Wein.

„Ah, Sie sind auch hergekommen, junger Mann!“ sagte er lächelnd und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ja,“ antwortete Rostow, als ob es ihn eine große Anstrengung kostete, dieses Wort herauszubringen, und setzte sich an den benachbarten Tisch.

Beide schwiegen; im Zimmer saßen außer ihnen noch zwei Deutsche und ein russischer Offizier. Aber auch diese redeten nicht, und es war weiter nichts zu hören als das Klappern des Messers und der Gabel auf dem Teller des Leutnants und das Geräusch seines Kauens. Als Teljanin mit seinem Frühstück fertig war, zog er eine Doppelbörse aus der Tasche, schob mit seinen nach oben gekrümmten, kleinen, weißen Fingern die Ringe zurück, zog ein Goldstück heraus und gab es, die Augenbrauen hochziehend, dem Kellner.

„Bitte, möglichst schnell,“ sagte er.

Das Goldstück war ein neues. Rostow stand auf und trat zu Teljanin hin.

„Erlauben Sie mir, die Börse anzusehen,“ sagte er so leise, daß es kaum zu hören war.

Teljanin, dessen Augen im Zimmer umherhuschten, während seine Brauen in die Höhe gezogen blieben, reichte die Börse hin.

„Ja, es ist eine hübsche Börse . . . Ja . . . ja,“ sagte er und wurde auf einmal blaß. „Besehen Sie sie sich, junger Mann,“ fügte er hinzu.

Rostow nahm die Börse in die Hand und besah sowohl die Börse als auch das darin befindliche Geld und richtete dann seinen Blick auf Teljanin. Der Leutnant ließ nach seiner Gewohnheit seine Augen wieder nach allen Seiten umherschweifen und schien plötzlich sehr heiter zu werden.

„Wenn wir erst in Wien sind, werde ich mein Geld bis auf den letzten Groschen verjubeln; aber jetzt in diesen elenden Nestern hier weiß man gar nicht, wie man es ausgeben soll,“ sagte er. „Nun, dann geben Sie wieder her, junger Mann; ich möchte gehen.“

Rostow schwieg.

„Und was wollen Sie anfangen? Wollen Sie auch frühstücken? Man bekommt hier ganz gut zu essen,“ fuhr Tseljanin fort. „Geben Sie her.“

Er streckte die Hand aus und faßte die Börse an; Rostow ließ sie los. Tseljanin nahm die Börse und schob sie in die Tasche seiner Reithose; seine Brauen zogen sich lässig in die Höhe, und sein Mund öffnete sich ein wenig, wie wenn er sagen wollte: „Ja, ja, ich stecke meine Börse in die Tasche; das ist eine ganz natürliche, einfache Sache und geht niemand etwas an.“

„Nun, junger Mann?“ sagte er tief atmend und blickte unter den hinaufgezogenen Brauen hervor dem jungen Rostow in die Augen.

Eine Art von Lichtschein lief mit der Geschwindigkeit eines elektrischen Funkens aus Tseljanins Augen in die Augen Rostows hinüber und wieder zurück, und nochmals hin und zurück, alles in einem Momente.

„Kommen Sie hierher,“ sagte Rostow leise, ergriff Tseljanin bei der Hand und führte oder zog ihn vielmehr an ein Fenster. „Dieses Geld gehört Denisow; Sie haben es genommen,“ flüsterte er dicht an dessen Ohr.

„Was? . . . Was? . . . Wie können Sie es wagen? Was?“ erwiderte Tseljanin undeutlich.

Aber diese Worte klangen wie ein klägliches, verzweifelnder Aufschrei und wie ein Flehen um Verzeihung. Sowie Rostow diese Klangfarbe der Stimme hörte, schwand ihm jeder Zweifel,

und es fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Er empfand Freude; aber zu gleicher Zeit ergriff ihn ein tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Menschen, der da vor ihm stand. Jedoch mußte er zu Ende führen, was er begonnen hatte.

„Die Leute hier können sich ja Gott weiß was für Gedanken machen,“ murmelte Teljanin, griff nach seiner Mütze und ging voran in ein kleines, leeres Zimmer. „Wir müssen uns miteinander aussprechen . . .“

„Ich weiß es, und ich werde es beweisen,“ sagte Rostow.

„Ich . . .“

In Teljanins blassem, erschrockenem Gesichte begannen alle Muskeln zu zucken; die Augen liefen noch ebenso unstill umher wie vorher, aber jetzt am Boden, und er schlug sie nicht zu Rostows Gesicht auf. Ein schluchzender Ton wurde vernehmbar.

„Graf! . . . Stürzen Sie einen jungen Menschen nicht ins Verderben . . . Da ist das unselige Geld; nehmen Sie es hin . . .“ Er warf die Börse auf den Tisch. „Ich habe einen alten Vater, eine Mutter! . . .“

Rostow nahm das Geld, wobei er Teljanins Blick vermied, und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür. Aber an der Thür blieb er stehen und wandte sich wieder um. „Mein Gott,“ sagte er mit Tränen in den Augen, „wie konnten Sie das nur tun?“

„Graf . . .“ begann Teljanin und näherte sich dem Junker.

„Rühren Sie mich nicht an!“ sagte Rostow und wick ihm seitwärts aus. „Wenn Sie in Not sind, so nehmen Sie dieses Geld hier.“ Er warf ihm seine eigene Börse hin und verließ eilig das Wirtshaus.

V

Am Abend dieses selben Tages führten in Denisows Quartier die zu seiner Eskadron gehörenden Offiziere untereinander ein sehr lebhaftes Gespräch.

„Und ich sage Ihnen, Kostow, daß Sie den Regimentskommandeur um Entschuldigung bitten müssen,“ sagte ein hochgewachsener Bizerittmeister mit schon ergrauendem Haar, gewaltigem Schnurrbart und grobgeschnittenem, runzeligem Gesichte zu dem jungen Kostow, der einen dunkelroten Kopf hatte und sich in höchster Aufregung befand.

Dieser Bizerittmeister Kirsten war zweimal wegen seiner Ehrenhändel zum Gemeinen degradiert worden und hatte sich zweimal wieder heraufgearbeitet.

„Ich lasse mir von niemand sagen, daß ich lüge!“ rief Kostow. „Er hat zu mir gesagt, ich lüge, und ich habe zu ihm gesagt, daß er lügt. Und dabei bleibt es. Meinetwegen kann er mir alle Tage Strafdienst aufspaden und mich in Arrest setzen; aber um Entschuldigung zu bitten, dazu kann mich niemand zwingen; denn wenn er als Regimentskommandeur es seiner für unwürdig hält, mir Satisfaktion zu geben, so . . .“

„Nun warten Sie mal, lieber Freund, und hören Sie mich an,“ unterbrach ihn der Bizerittmeister mit seiner tiefen Baßstimme und strich sich ruhig seinen langen Schnurrbart glatt. „Sie haben in Gegenwart anderer Offiziere zu dem Regimentskommandeur gesagt, ein Offizier hätte gestohlen . . .“

„Ich kann nichts dafür, daß das Gespräch in Gegenwart anderer Offiziere diese Wendung nahm. Es mag sein, daß ich in ihrer Gegenwart nicht hätte davon sprechen sollen; aber ich bin eben kein Diplomat. Gerade darum bin ich Husar geworden, weil ich dachte, daß man in dieser Stellung keine subtilen Rücksichten zu

nehmen braucht. Aber er hat zu mir gesagt, ich löge . . . und da verlange ich Satisfaktion . . .“

„Alles sehr schön; niemand glaubt, daß Sie feige wären; aber darum handelt es sich gar nicht. Fragen Sie einmal Denisow, ob das jemals dagewesen ist, daß ein Junker vom Regimentskommandeur Satisfaktion verlangt.“

Denisow hörte, auf den Schnurrbart beißend, mit finsterner Miene das Gespräch mit an und hatte augenscheinlich keine Lust, sich daran zu beteiligen. Auf die Frage des Wizerittmeisters schüttelte er verneinend den Kopf.

„Sie haben dem Regimentskommandeur in Gegenwart anderer Offiziere gesagt, daß eine solche Gemeinheit vorgekommen wäre,“ fuhr der Wizerittmeister fort. „Bogdanowitsch“ (so wurde der Regimentskommandeur Karl Bogdanowitsch Schubert genannt) „hat Ihnen deswegen einen Verweis erteilt.“

„Er hat mir nicht einen Verweis erteilt, sondern gesagt, ich spräche die Unwahrheit.“

„Nun ja, und da haben Sie ihm sehr ungehörig geantwortet und müssen nun um Entschuldigung bitten.“

„Um keinen Preis!“ rief Kostow.

„Ein solches Benehmen hätte ich nicht von Ihnen erwartet,“ sagte der Wizerittmeister in ernstem, strengem Tone. „Sie wollen nicht um Entschuldigung bitten, und doch haben Sie, lieber Freund, sich nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen das ganze Regiment, gegen uns alle, arg vergangen. Und das will ich Ihnen klarmachen. Sie hätten die Sache doch ordentlich überlegen und Kameraden um Rat fragen sollen, wie Sie sich in dieser Angelegenheit verhalten müßten; aber statt dessen rufen Sie ohne weiteres in Gegenwart von Offizieren einen solchen Skandal hervor. Was soll der Regimentskommandeur jetzt tun? Soll er den betreffenden Offizier vor Gericht stellen und über

das ganze Regiment Unehre bringen? Um eines Nichtswürdigen willen das ganze Regiment an den Pranger stellen? Das ist ja wohl Ihre Meinung, nicht wahr? Aber unsere Meinung ist das nicht. Bogdanowitsch ist ein braver, tüchtiger Mann; er hat Ihnen gesagt, Sie sprächen die Unwahrheit. Das ist ja unangenehm; aber da ist weiter nichts zu machen, lieber Freund: Sie haben sich das durch Ihren Ubereifer selbst zugezogen. Jetzt aber, wo man die Geschichte still beilegen will, weigern Sie sich aus eigensinnigem Dünkel, um Entschuldigung zu bitten, und wollen die Sache breittreten. Sie empfinden es als ein Unrecht, daß Sie Strafdienst bekommen und daß Sie einen alten, ehrenhaften Offizier um Entschuldigung bitten sollen! Mag Bogdanowitsch im übrigen sein, wie er will, aber jedenfalls ist er ein ehrenhafter, tapferer, alter Oberst. Also das erscheint Ihnen als ein Unrecht; aber das Regiment an den Pranger zu stellen, daraus machen Sie sich kein Gewissen!" Die Stimme des Wizerittmeisters begann zu zittern. „Sie, lieber Freund, geben ja bei unserm Regimente nur eine Art Gastrolle; heute sind Sie hier, morgen werden Sie irgendwo anders Adjutant; was scheuen Sie sich darum, wenn man nachher sagt: ‚Unter den Pawlograder Offizieren gibt es Diebe!‘ Uns aber ist das nicht so gleichgültig. Nicht wahr, Denisow, uns ist das nicht gleichgültig?"

Denisow schwieg noch immer, rührte sich nicht und blickte nur ab und zu mit seinen blitzenden schwarzen Augen Kostow an.

„Ihnen geht Ihr Dünkel über alles, und darum wollen Sie nicht um Entschuldigung bitten," fuhr der Wizerittmeister fort; „aber uns alten Offizieren, die wir im Regimente aufgewachsen sind und, so Gott will, auch darin sterben werden, uns liegt die Ehre des Regimentes am Herzen, und das weiß Bogdanowitsch. Ja, sehr, sehr liegt sie uns am Herzen, lieber Freund! Aber wie Sie handeln, das ist nicht schön, nicht schön! Ob Sie es mir nun

übelnehmen oder nicht: ich sage immer die Wahrheit geradeheraus. Es ist nicht schön!"

Der Vizerittmeister stand auf und wandte sich von Kostow ab.

„Hol's der Teufel, er hat recht!" schrie Denisow auffpringend.

„Na also, Kostow! Na!"

Abwechselnd errötend und erbleichend, sah Kostow bald den einen, bald den andern der Offiziere an.

„Nein, meine Herren, nein . . . Glauben Sie das nicht von mir . . . Ich sehe sehr wohl ein . . . Sie tun mir mit Ihrem Urteil über mich unrecht . . . Ich . . . um meinetwillen . . . ich werde für die Ehre des Regimentes . . . Nein, ich werde es im Kampfe zeigen, daß auch für mich die Ehre der Fahne . . . Nun ja, ich gebe es zu, es ist richtig, ich habe einen Fehler begangen! . . ." Die Tränen standen ihm in den Augen. „Ich habe einen Fehler begangen, einen argen Fehler! . . . Nun, was verlangen Sie noch weiter?"

„Sehen Sie, so ist's recht, Graf!" rief der Vizerittmeister, indem er sich wieder zu ihm umdrehte und ihm mit seiner großen Hand auf die Schulter schlug.

„Ich habe es dir ja gesagt," schrie Denisow, „er ist ein prächtiger Bursche!"

„Das ist brav von Ihnen, Graf," sagte der Vizerittmeister noch einmal, wie wenn er Kostow für sein Eingeständnis durch die Anrede mit dem Titel belohnen wollte. „Gehen Sie hin, und bitten Sie um Entschuldigung, Euer Erlaucht; vorwärts!"

„Meine Herren, ich werde alles tun, niemand soll von mir auch nur ein Wort weiter über diese Sache hören," sagte Kostow in flehendem Tone, „aber um Entschuldigung bitten kann ich nicht; bei Gott, das kann ich nicht; machen Sie mit mir, was Sie wollen! Ich kann doch nicht wie ein Knabe um Entschuldigung und um Verzeihung bitten!"

Denisow fing an zu lachen.

„Sie werden den Schaden davon haben,“ sagte Kirsten. „Bogdanowitsch trägt einem dergleichen nach; Sie werden für Ihren Eigensinn büßen.“

„Bei Gott, es ist von mir nicht Eigensinn! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was es für ein Gefühl ist; aber . . .“

„Na, tun Sie, was Sie wollen,“ sagte der Vizerittmeister. „Wo ist denn aber dieser schändliche Mensch geblieben?“ fragte er Denisow.

„Er hat sich krank gemeldet; es ist Order da, ihn morgen aus der Liste zu streichen,“ antwortete Denisow.

„Es muß bei ihm Krankheit gewesen sein; anders ist es gar nicht zu erklären,“ meinte der Vizerittmeister.

„Krankheit oder nicht, aber mir soll er nicht unter die Augen kommen . . . ich schlage ihn tot . . .“ schrie Denisow blutdürstig.

Da trat Scherkow ins Zimmer.

„Wie kommst du hierher?“ fragten die Offiziere sofort den Ankömmling.

„Es geht los, meine Herren. Mač mit seiner ganzen Armee hat kapituliert.“

„Du schwindelst uns etwas vor!“

„Ich habe ihn selbst gesehen.“

„Wie? Du hast Mač lebendig gesehen? Mač in eigener Person?“

„Es geht los! Es geht los! Gebt ihm eine Flasche Wein für diese Nachricht. Wie kommst du aber eigentlich hierher?“

„Wegen dieses dummen Kerls, des Mač, bin ich wieder zum Regiment zurückgeschickt worden. Ein österreichischer General hat sich über mich beschwert. Ich hatte ihm zu Mačs Ankunft Glück gewünscht . . . Was ist denn mit dir, Kostow? Du siehst ja so rot aus, als ob du eben aus dem Schwitzbade kämest?“

„Hier ist eine sehr widerwärtige Geschichte passiert, Bruder.“

Der Regimentsadjutant trat ein und bestätigte die von Scherkow gebrachte Nachricht. Für morgen war der Aufbruch befohlen.

„Es geht los, meine Herren!“

„Nun, Gott sei Dank! Wir haben schon zu lange stillgelegen.“

VI

Rutusow zog sich in der Richtung auf Wien zurück und brach dabei die Brücken über den Inn bei Braunau und über die Traun bei Linz hinter sich ab. Am 23. Oktober überschritten die russischen Truppen die Enns. Der russische Train, die Artillerie und die Truppenkolonnen zogen am Mittag durch die Stadt Enns, die auf beiden Seiten des überbrückten Flusses liegt.

Es war ein warmer, regnerischer Herbsttag. Die weite Aussicht, die sich von der Anhöhe erschloß, wo die zum Schutze der Brücke dienenden russischen Batterien standen, wurde bald unvermutet von dem dünnen Schleier eines schräg fallenden Regens verhüllt, bald eröffnete sie sich wieder ebenso unvermutet, und beim hellen Schein der Sonne wurden bis in weite Ferne die wie ladiert aussehenden Gegenstände deutlich sichtbar. Unten zu ihren Füßen sahen die Artilleristen das Städtchen mit seinen weißen Häusern und roten Dächern, mit der Kirche und mit der Brücke, auf deren beiden Seiten die russischen Truppen in dichtgedrängten Massen einherzogen. An einer Krümmung der Donau sah man Schiffe und eine Insel und ein Schloß mit einem Park, bespült von den Gewässern der dort in die Donau sich ergießenden Enns. Man sah das felsige, mit Fichtenwald bedeckte linke Donauufer und darüber hinaus in geheimnisvoller Ferne grüne Berghöhen und bläuliche Schluchten. Auch die Türme eines

Klosters waren sichtbar; sie ragten aus einem anscheinend von keinem Menschen betretenen, wilden Fichtenwalde hervor. Und in der Ferne nach vorn zu, auf dem Berge jenseits der Enns, erblickten die Artilleristen die Tirailleure des Feindes.

Auf der Anhöhe stand zwischen den Geschützen ganz vorn der die Arrieregarde befehlige General mit einem Offizier à la suite und betrachtete die Gegend durch ein Fernglas. Etwas weiter zurück saß auf einer Lafette Neswizki, der vom Oberkommandierenden mit einem Auftrage zur Arrieregarde geschickt worden war. Von dem Kosaken, der ihn begleitete, hatte er sich eine Tasche und eine Flasche reichen lassen und traktierte nun die Offiziere mit Pastetchen und echtem Doppelkummel. Die Offiziere umgaben ihn fröhlich; die einen knieten, andere saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem feuchten Rasen.

„Ja, dieser österreichische Fürst war kein Dummkopf, daß er sich hier ein Schloß gebaut hat,“ sagte Neswizki. „Eine herrliche Lage! . . . Aber warum essen Sie nicht, meine Herren?“

„Ich danke gehorsamst, Fürst,“ antwortete einer der Offiziere, dem es ein besonderes Vergnügen war, sich mit einem so hohen Offizier vom Stabe unterhalten zu dürfen. „Es ist eine wunderschöne Lage. Wir sind dicht am Parke vorbeigekommen. Wir haben zwei Hirsche gesehen; und das Gebäude ist großartig!“

„Sehen Sie nur, Fürst,“ sagte ein anderer, der die größte Lust hatte, noch ein Pastetchen zu nehmen, sich aber genierte und deshalb tat, als betrachte er die Gegend. „Sehen Sie nur, unsere Infanterie ist da schon eingedrungen. Da, da, auf der kleinen Wiese hinter dem Dorfe, da schleppen drei Mann etwas. Die werden sich das Schloß gehörig vornehmen,“ sagte er mit sichtlicher Willigung.

„Wahrhaftig, Sie haben recht,“ antwortete Neswizki. „Aber, wissen Sie, ich würde mir etwas anderes wünschen,“ fügte er

hinzu, während er, die hübschen, feuchten Lippen bewegend, an einem Bissen Pastete kaute; „daß wir das Gebäude da gehörig vornehmen könnten.“

Er zeigte auf das Kloster mit den Türmen, das auf dem Berge sichtbar war. Er lächelte, seine Augen zogen sich zusammen und fingen an zu blitzen.

„Das wäre fein, meine Herren!“

Die Offiziere lachten.

„Wenn wir nur diesen Mönchen ein bißchen bange machen könnten. Es heißt, es wären junge Italienerinnen darin. Wahrhaftig, fünf Jahre meines Lebens gäbe ich darum!“

„Die langweilen sich doch gewiß dadrin,“ meinte lachend ein andrer Offizier in noch dreisterem Tone.

Unterdessen zeigte der weiter vorn stehende Offizier à la suite dem General etwas; der General blickte durch das Fernrohr.

„Na ja, es ist so, es ist so,“ sagte der General zornig, indem er das Fernrohr von den Augen nahm und die Achseln zuckte. „Es ist so; sie werden den Brückenübergang beschießen. Warum sich unsere Leute nur nicht mehr beeilen?“

Auf der andern Seite des Flusses war schon mit bloßem Auge der Feind und eine feindliche Batterie zu sehen, aus der sich ein milchweißes Wölkchen loslöste. Nach dem Erscheinen des Wölkchens ertönte ein ferner Schuß, und man konnte sehen, wie unsere Truppen an der Brücke auf einmal zu eilen anfangen.

Neswizki stand stöhnend auf und trat mit lächelnder Miene zu dem General hin.

„Wäre es Euer Exzellenz nicht gefällig, einen Bissen zu essen?“ fragte er.

„Eine üble Geschichte!“ sagte der General, ohne ihm zu antworten. „Die Unsrigen haben sich zu viel Zeit gelassen.“

„Soll ich vielleicht hinreiten, Euer Exzellenz?“ fragte Neswizki.

„Ja, bitte, reiten Sie hin,“ antwortete der General und wiederholte ihm den Befehl, den er schon einmal mit allen Einzelheiten hatte hinhelfen lassen. „Und sagen Sie den Husaren, sie sollen als die letzten über die Brücke gehen und die Brücke in Brand stecken, wie ich befohlen habe; auch sollen die Brennstoffe auf der Brücke vorher noch einmal revidiert werden.“

„Sehr wohl,“ antwortete Nesvizki.

Er rief seinen Kosaken mit dem Pferde, befahl ihm, die Tasche und die Flasche in Verwahrung zu nehmen, und schwang seinen schweren Körper behend in den Sattel.

„Ich will den Mönchen einen Besuch machen, wahrhaftig,“ sagte er zu den Offizieren, die ihn lächelnd ansahen, und ritt auf einem gewundenen Fußpfade bergab.

„Wir wollen mal sehen, wie weit unsere Geschütze tragen, Hauptmann; fangen Sie an zu schießen!“ sagte der General, zu dem Batteriechef gewendet. „Machen Sie sich ein Amüsement, damit Sie sich nicht gar zu sehr langweilen.“

„Die Mannschaft an die Geschütze!“ kommandierte der Offizier.

Im nächsten Augenblick kamen die Artilleristen von den Feuern, bei denen sie gesessen hatten, fröhlich herbeigelaufen und luden die Kanonen.

„Erstes Geschütz, Feuer!“ ertönte das Kommando.

Mit einem energischen Ruck sprang die Kanone zurück. Sie erdröhnte von einem betäubenden metallischen Klange, und über die Köpfe all der Unsrigen, die sich am Fuße der Anhöhe befanden, flog pfeifend eine Granate; sie erreichte den Feind bei weitem nicht; ein Wölkchen ließ die Stelle erkennen, wo sie niederfiel und kreperte.

Die Gesichter der Offiziere und Soldaten waren bei diesem Tone heiter geworden; alle waren aufgestanden und beobachteten gespannt die Bewegungen unserer Truppen da unten, die

wie auf einem Präsentierteller zu sehen waren, sowie gegenüber die Bewegungen des heranrückenden Feindes. Gerade in diesem Augenblicke trat die Sonne völlig aus den Wolken heraus, und der prächtige Klang des einzelnen Schusses und der helle Glanz der Sonne wirkten zusammen, um alle Herzen kühn und froh zu machen.

VII

Schon waren zwei feindliche Kanonenkugeln über die Brücke weg geflogen, und auf der Brücke war ein gewaltiges Gedränge. In der Mitte der Brücke stand Fürst Neswizki, der vom Pferde gestiegen war und nun seinen dicken Leib dicht an das Geländer preßte. Lachend blickte er nach seinem Kosaken zurück, der, die beiden Pferde am Zügel haltend, einige Schritte hinter ihm stand. Sowie Fürst Neswizki den Versuch machte, vorwärts zu kommen, wurde er jedesmal von Soldaten und Fuhrwerken sofort wieder zurückgedrängt und gegen das Geländer gedrückt, und es blieb ihm nichts weiter übrig als zu lächeln.

„Aber hör mal, Brüderchen!“ sagte der Kosak zu einem Trainsoldaten mit einem Fuhrwerke, der rücksichtslos auf die Infanterie losfuhr, welche ganz dicht die Räder und Pferde umdrängte, „aber hör mal! So warte doch ein bißchen; du siehst doch, daß ein General hindurch will.“

Aber der Trainsoldat achtete gar nicht auf den Generalstitel, sondern rief den Soldaten, die ihm den Weg versperrten, zu: „Heda! Liebe Landsleute, haltet euch links, wartet mal!“

Aber seine lieben Landsleute marschierten Schulter an Schulter gedrängt, so daß die Bajonette gegeneinander stießen, ohne sich aufhalten zu lassen, in einer einzigen, festgeschlossenen Masse über die Brücke. Fürst Neswizki sah über das Geländer und erblickte unter sich die schnellen, rauschenden, kleinen Wellen der

Enns, welche Schaumkrönchen bildeten, zusammenflossen, von den Brückenpfehlern zurückprallten und eine die andere weitertrieben. Und als er dann wieder nach der Brücke hinschaute, sah er die ebenso gleichförmigen, lebenden Wogen der Soldaten, die Utschakos mit den Überzügen, die Schnüre an den Utschakos, die Tornister, die Bajonette, die langen Gewehre, und unter den Utschakos die Gesichter mit den breiten Backenknochen, mit den eingefallenen Wangen und dem sorglosen, müden Ausdruck, und dann die Beine, die sich rastlos in dem klebrigen Schmuße weiterbewegten, der die Brückenbohlen überzog. Zuweilen drängte sich zwischen den gleichförmigen Wogen der Soldaten, wie ein weißer Schaumfleck auf den Wellen der Enns, ein Offizier mit vorwärts, in einem Pelzerinnenmantel und mit einer von den Soldatengesichtern abstechenden Physiognomie; manchmal wurde, wie ein auf dem Flusse tanzendes Holzspänchen, von den Wogen der Infanterie ein zu Fuß gehender Husar, ein Offiziersbursche oder ein Ortsbewohner über die Brücke getragen; manchmal schwamm, wie eine auf dem Flusse treibende Holzklöße, eine von allen Seiten dicht umdrängte Fuhre mit Kompagnie- oder Offiziersbagage, hochbepackt und mit Lederbezügen bedeckt, über die Brücke.

„Nu seh einer, das ist ja eine Flut wie bei einem Dammbbruch,“ sagte der zum Stillstehen gezwungene Kosak ganz verzweifelt. „Kommen denn noch viele von euch?“

„Eine Million, weniger einen Mann!“ antwortete ein dicht an ihm vorbeikommender lustiger Soldat in einem zerrissenen Mantel und zwinkerte dabei mit den Augen; dann verschwand er sofort wieder in dem weiterflutenden Menschenstrom. Hinter ihm kam ein anderer, schon älterer Soldat.

„Wenn er“ („er“ war der Feind) „jetzt anfängt, auf die Brücke loszupfeffern, dann brauchst du dir nie wieder den Kopf zu

fragen," sagte der alte Soldat finster, zu einem Kameraden gewendet.

Auch dieser ging vorüber. Hinter ihm fuhr ein anderer Soldat auf einem Fuhrwerke.

„Wo hast du denn nur die Fußlappen hingestopft, nichtswürdiger Kerl?" sagte ein Offiziersbursche, der eilig hinter dem Wagen herging und hinten in ihm herumwühlte.

Auch dieser zog mit dem Fuhrwerke vorüber. Hinter ihm kamen fröhliche, offenbar angetrunkene Soldaten.

„Nein, Bruder, wie er dem Kerl ohne weiteres mit dem Kolben in die Zähne schlug..." sagte lustig ein Soldat mit hoch aufgeschürztem Mantel und machte dabei eine weitausholende Bewegung mit dem Arme.

„Ja, ja, es war aber auch ein prachtvoller Schinken," antwortete ein anderer lachend.

Sie gingen vorbei, so daß Nesvizki nicht erfuhr, wem in die Zähne geschlagen worden war, und in welcher Beziehung der Schinken dazu stand.

„Was lauft ihr denn so, Kerle!" sagte ein Unteroffizier ärgerlich und vorwurfsvoll. „Weil er eine ganz gewöhnliche kalte Kanonenkugel abgefeuert hat, da denkt ihr gleich, ihr werdet alle erschossen."

„Wie die Kanonenkugel so an mir vorbeiflog, Dnkelchen," sagte ein junger Soldat mit übergroßem Munde, indem er sich halbtot lachen wollte, „da wurde ich ganz starr vor Schreck. Wahrhaftigen Gott, ich habe einen furchtbaren Schreck bekommen, einen ganz gewaltigen Schreck!" Er prahlte förmlich mit der Angst, die er gehabt hatte.

Auch dieser ging vorüber. Hinter ihm folgte ein Wagen von ganz anderem Aussehen als alle, die vorher vorbeigefahren waren. Es war ein mit zwei Pferden bespannter Leiterwagen,

hochbeladen, wie es schien, mit der ganzen Einrichtung eines Hauses; hinter dem Wagen, den ein daneben gehender Deutscher lenkte, war eine schöne, bunte Kuh mit gewaltigem Euter angebunden. Auf den Federbetten saß eine Frau mit einem Säugling, eine Alte und ein junges, gesund aussehendes, rotbackiges deutsches Mädchen. Offenbar wurden diese fortziehenden Einwohner auf Grund einer besonderen Erlaubnis herübergelassen. Die Augen aller Soldaten richteten sich auf die Frauen, und solange der Wagen, der nur Schritt vor Schritt vorwärtskam, über die Brücke fuhr, bezogen sich alle Bemerkungen der Soldaten nur auf die beiden jüngeren weiblichen Wesen. Auf allen Gesichtern lag fast das gleiche Lächeln, welchem unanständige Gedanken mit Bezug auf diese Frauen zugrunde lagen.

„Seht mal, der Wurstmacher¹ macht sich auch davon!“

„Verkauf uns deine Frau!“ sagte ein anderer Soldat, sich an den Deutschen wendend; dieser ging, die Augen auf den Boden gerichtet, zornig und ängstlich mit großen Schritten weiter.

„Hat die Junge sich aber herausgepußt! Das sind ein paar Räder!“

„Bei denen müßtest du in Quartier liegen, Fedotow.“

„Alles schon dagewesen, Bruder.“

„Wohin fahrt ihr?“ fragte ein Infanterieoffizier, der einen Apfel aß und gleichfalls mit leisem Lächeln das hübsche Mädchen ansah.

Der Deutsche schloß die Augen und deutete dadurch an, daß er nicht verstände.

„Wenn du magst, nimm ihn,“ sagte der Offizier und reichte dem Mädchen den Apfel hin.

¹ Eine den Russen geläufige geringschätzige Bezeichnung für die Deutschen. Anm. des Übersetzers.

Das Mädchen lächelte und nahm den Apfel. Nesvizki, wie alle die auf der Brücke waren, verwandte kein Auge von den Frauen, solange diese vorbeifuhren. Als der Wagen mit den Frauen vorbei war, kamen wieder Soldaten der gleichen Art, mit denselben Gesprächen, und endlich blieben sie alle stehen. Wie das häufig so vorkommt, waren am Ausgang der Brücke die Pferde eines Kompagniewagens stätisch geworden, und die ganze Menschenmasse mußte warten.

„Warum gehen die da vorn denn nicht weiter? Es ist keine Ordnung drin!“ sagten die Soldaten. „Was drängst du, Kerl! Du kannst wohl nicht warten? Es wird noch schlimmer kommen, wenn er die Brücke in Brand schießt. Seht mal, ein Offizier ist da auch eingefeilt.“ So redeten die Soldaten hier und da in der zum Stehen gekommenen Masse; alle sahen einander an, und alle drängten nach vorn zum Ausgang.

Während Nesvizki von der Brücke herab auf das Wasser der Enns blickte, hörte er auf einmal einen ihm noch unbekanntem Ton, wie wenn ein großer Gegenstand sich schnell näherte und ins Wasser plumpfte.

„Nun seht mal, wie weit er schon reicht!“ rief ärgerlich ein in der Nähe stehender Soldat, der sich nach dem Geräusche umwandte.

„Er ermuntert uns, schneller herüberzugehen,“ sagte ein anderer beunruhigt.

Die Menge setzte sich wieder in Bewegung. Nesvizki begriff, daß der große Gegenstand eine Kanonenkugel gewesen war.

„Heda, Kosak, bring mir mein Pferd her!“ rief er. „Na ihr! Ausweichen, ausweichen! Platz gemacht!“

Nur mit größter Anstrengung arbeitete er sich zu seinem Pferde durch. Unaufhörlich schreiend ritt er vorwärts. Die Soldaten drängten sich zur Seite, um ihm Platz zu machen, drängten dann

aber wieder von neuem so stark gegen ihn, daß sie ihm das Weinquettschten, und zwar konnten die nächsten nichts dafür, da sie selbst noch heftiger gedrängt wurden.

„Neswizki! Neswizki! So höre doch, Mensch!“ ertönte in diesem Augenblicke von hinten eine heisere Stimme.

Neswizki wandte sich um und erblickte in einer Entfernung von fünfzehn Schritten Waska Denisow, der durch die lebendige, sich fortbewegende Infanteriemasse von ihm getrennt war; sein Gesicht unter dem schwarzen, zerzausten Haare war dunkelrot, die Mühe saß im Nacken, der Dolman hing fed auf der einen Schulter.

„Befiehl doch diesen verdammten Kerlen, daß sie Platz machen!“ schrie Denisow; er befand sich augenscheinlich in einem Wutanfall: blitzend fuhrn seine kohlschwarzen, blutunterlaufenen Augen nach allen Seiten umher; in der kleinen, unbehandschuhten Faust, die ebenso rot war wie sein Gesicht, hielt er den in der Scheide stehenden Säbel und suchtelte mit ihm wild umher.

„Sieh da! Waska!“ antwortete Neswizki erfreut. „Aber warum bist du denn so grimmig?“

„Die Eskadron kann nicht durch,“ schrie Waska Denisow, zornig seine weißen Zähne zeigend, und gab seinem schönen Vollblutrappen, dem ‚Beduinen‘, die Sporen, welcher, sich an den Bajonetten stoßend, unruhig die Ohren bewegte, schnob, weißen Schaum vom Gebiß um sich spritzte, mit den Hufen dröhnend auf die Brückenbohlen schlug und willens schien, über das Brückengeländer zu springen, wenn es ihm sein Reiter erlaubt hätte.

„Was soll das heißen? Wie die Hammel! Geradezu wie die Hammel! Weg da! Macht Platz! Halt da, du mit der Fuhre! Verfluchter Kerl! Ich haue dich mit dem Säbel in Stücke!“ schrie er, zog wirklich blank und schwang den bloßen Säbel.

Die Soldaten drängten sich mit erschrockenen Gesichtern zusammen, und Denisow gelangte zu Neswizki.

„Wie kommt denn das, daß du heute nicht betrunken bist?“ fragte Reswizki den Rittmeister, als dieser zu ihm heranritt.

„Nicht einmal zum Trinken wird einem heute Zeit gelassen!“ antwortete Waska Denisow. „Den ganzen Tag wird das Regiment bald hierhin, bald dahin gehehrt. Wenn wir fechten sollen, na gut, dann wollen wir fechten. Aber was dieses Umherschicken vorstellen soll, das mag der Teufel wissen!“

„Wie elegant du heute aussiehst!“ bemerkte Reswizki, der den neuen Dolman und die neue Satteldecke Denisows erstaunt betrachtete.

Denisow lächelte, zog aus der Säbeltasche ein Taschentuch, das einen Parfümgeruch verbreitete, und hielt es dem Fürsten Reswizki unter die Nase.

„Ja, das muß so sein. Ich komme ins Gefecht; da habe ich mich vorher rasiert, mir die Zähne gepußt und mich parfümiert.“

Die stattliche Gestalt des von seinem Kosaken begleiteten Reswizki und das energische Auftreten Denisows, der mit dem Säbel umherfuchtelte und ein wildes Geschrei machte, wirkten doch so, daß sie sich nach dem andern Ende der Brücke durchzwängten und dort nun die Infanterie aufhalten konnten. Reswizki fand an diesem Ende der Brücke den Oberst, dem er den Befehl zu überbringen hatte, richtete seinen Auftrag aus und ritt wieder zurück.

Nachdem Denisow den Weg freigemacht hatte, hielt er am Eingange der Brücke an. Lässig seinen Hengst zurückhaltend, der den andern Pferden entgegenstrebte und mit dem Fuße schlug, betrachtete er die ihm entgegenkommende Eskadron. Jetzt ertönten auf den Brückenbohlen die hellen Hufschläge (es klang, als ob einige Pferde galoppierten), und die Eskadron, mit den Offizieren an der Spitze, in einer Breite von vier Mann, zog sich über die Brücke und betrat das jenseitige Ufer.

Die zurückgehaltenen Infanteristen drängten sich in dem zerstampften Schmutze bei der Brücke und betrachteten mit jenem besonderen mißgünstigen Gefühl der Fremdheit und des Spottes, welches verschiedene Truppengattungen gewöhnlich im Verkehr miteinander bekunden, die sauberen, eleganten Husaren, die in guter Ordnung an ihnen vorbeizogen.

„Wie die Kerlchen gepußt sind! Auf das Podnowinskoje¹ gehören sie hin!“

„Aber was bringen sie für Nutzen? Die werden ja nur zum Staat gehalten!“ meinte ein andrer.

„Die Infanterie soll nicht solchen Staub machen!“ witzelte ein Husar, dessen Pferd tänzelnd hin und her trat und dabei einen Infanteristen mit Schmutz bespritzte.

„Wenn du mit dem Tornister ein paar Tagemärsche machtest, dann würden deine Schnüre schön abgerieben sein!“ erwiderte der Infanterist und wischte sich mit dem Armel den Schmutz aus dem Gesichte. „Wer so auf dem Pferde sitzt, ist eigentlich gar kein Mensch, sondern so eine Art Vogel!“

„Ja, dich müßte man auf ein Pferd setzen, Sifin; du würdest dich da nett ausnehmen!“ scherzte ein Gefreiter über den mageren, von der Last des Tornisters frumm gebogenen kleinen Soldaten.

„Nimm einen Stoß zwischen die Beine, dann hast du auch ein Pferd!“ rief der Husar.

VIII

Die noch übrige Infanterie drängte sich am Zugang der Brücke trichterförmig zusammen und marschierte dann eilig hinüber. Endlich hatten alle Fuhrwerke die Brücke passiert, das Gedränge nahm ab, und das letzte Bataillon betrat die Brücke.

¹ Ein Boulevard in Moskau. Anm. des Übersetzers.

Nur die Husaren der Denisowschen Eskadron und die einer andern seitwärts auf Vorposten befindlichen, sowie einige Kosaken waren auf dem jenseitigen Ufer dem Feinde gegenüber zurückgeblieben. Der Feind, den man von dem gegenüberliegenden Berge aus in der Ferne sehen konnte, war von unten, von der Brücke aus, noch nicht zu sehen, da für die im Flußthal Befindlichen der Horizont durch eine nicht mehr als eine halbe Werst entfernte vorliegende Anhöhe begrenzt wurde. Nach dem Feinde zu lag eine freie, ansteigende Fläche, auf welcher sich hier und da kleine Trupps plänkelder Kosaken bewegten. Plötzlich erschienen oben auf jener Anhöhe, da wo der Weg über sie hin führte, Truppen in blauen Kapotmänteln und Geschüße. Das waren die Franzosen. Die Kosakenpatrouillen zogen sich im Trabe den Abhang hinunter zurück. Sämtliche Offiziere und Mannschaften der Denisowschen Eskadron gaben sich zwar alle Mühe, von anderen Dingen zu reden und nach rechts und links zu blicken; aber dabei dachten sie doch unaufhörlich einzig und allein an das, was dort auf dem Berge vorging, und wandten ihre Augen fortwährend nach den am Horizonte auftauchenden Flecken hin, die sie als feindliche Truppen erkannten. Das Wetter hatte sich nach dem Mittage wieder aufgehellt; die Sonne senkte sich in klarem Glanze über der Donau und den sie umgebenden dunklen Bergen herab. Die Luft war still, und von der Anhöhe, die der Feind besetzt hatte, klangen mitunter Hornsignale und Geschrei zu den Unsrigen herüber. Zwischen der Eskadron und den Feinden befand sich jetzt niemand mehr als einige kleine Patrouillen. Ein freier Raum von etwa achthundert Schritten lag zwischen der Eskadron und den Franzosen. Der Feind schoß nicht mehr, und nur um so deutlicher machte sich jene strenge, drohende, unnahbare und dabei undefinierbare Grenzlinie fühlbar, welche zwei feindliche Heere voneinander trennt.

„Einen Schritt über diese Grenze, diese mahnende Grenze hinaus, welche die Lebenden von den Toten trennt, und — man kennt kein Leid mehr, ist tot. Und was ist dort? wer ist dort? Dort hinter diesem Felde und dem Baume und dem von der Sonne beschienenen Dache? Niemand weiß es, und doch möchte es jeder wissen; jeder fürchtet sich, diese Grenze zu überschreiten, und doch möchte er es tun; er weiß, daß er sie früher oder später wird überschreiten müssen und erfahren wird, was dort, jenseits dieser Grenze ist, ebenso wie er unweigerlich erfahren wird, was dort, jenseits des Grabes ist. Aber dabei ist man doch sowohl selbst stark und gesund und froh und erregt, als auch von ebenso gesunden, erregten, lebensfrohen Menschen umgeben.“ So denkt jeder Mensch, der sich dem Feinde gegenüber befindet, oder wenn er nicht so denkt, so fühlt er wenigstens so, und dieses Gefühl verleiht allen Vorgängen in solchen Augenblicken einen besonderen Glanz und dem Eindrucke, den sie hervorbringen, eine froh stimmende Schärfe.

Auf dem Hügel bei den Feinden erschien ein Rauchwölkchen von einem Schusse, und eine Kanonenkugel flog pfeifend über die Köpfe der Husareneskadron hin. Die Offiziere, die zusammengestanden hatten, ritten an ihre Plätze. Die Husaren bemühten sich eifrig, ihre Pferde in Reih und Glied zu halten. Alles schwieg in der Eskadron. Alle blickten nach vorn auf den Feind und auf den Eskadronchef, in Erwartung seines Kommandos. Eine zweite, eine dritte Kugel flog vorbei. Es war offenbar, daß der Feind auf die Husaren zielte; aber die Kugeln flogen mit gleichmäßigem, schnellem Pfeifen über die Köpfe der Husaren weg und schlugen irgendwo hinter ihnen ein. Die Husaren sahen sich nicht um; aber bei jedem Ton einer vorüberfliegenden Kugel hob sich wie auf Kommando die ganze Eskadron mit ihren bei aller Verschiedenheit doch so gleichförmigen Gesichtern, den Atem

anhaltend, solange die Kugel flog, ein wenig in den Steigbügeln in die Höhe und ließ sich dann wieder zurücksinken. Ohne den Kopf zu drehen, schielten die Soldaten einer nach dem andern hin und beobachteten neugierig, welchen Eindruck die Sache auf die Nebenmänner machte. Auf jedem Gesichte, von Denisow bis zum Hornisten, zeigte sich um Lippen und Kinn herum ein und derselbe gemeinsame Zug, ein Ausdruck von Kampflust, Spannung und Erregung. Der Wachtmeister sah die Soldaten mit finstern Gesichtern an, wie wenn er ihnen eine Strafe androhte. Der Junker Mironow bückte sich jedesmal, wenn eine Kugel vorüberflog. Rostow war auf dem linken Flügel der Eskadron und saß auf seinem „Naben“, dessen Beine zwar nicht recht zuverlässig waren, der aber recht stattlich ausah; der junge Mann machte ein so glückliches Gesicht wie ein Schüler, der in Gegenwart eines großen Publikums beim Examen aufgerufen wird und bestimmt weiß, daß er sich auszeichnen wird. Mit heller, heiterer Miene blickte er rings um sich alle an, wie wenn er sie bitten wollte, darauf zu achten, wie ruhig er den Kugeln zum Trotz dastand. Aber auch auf seinem Gesichte zeigte sich in der Mundpartie unwillkürlich eben jener Zug, der auf ein neuartiges, ernstes Gefühl schließen ließ.

„Wer bückt sich da? Junker Mironow! Das paßt sich nicht! Sehen Sie auf mich!“ schrie Denisow, der nicht auf einem Fleck bleiben konnte und vor der Front der Eskadron hin und her sprengte.

Waska Denisows Gesicht mit der aufgestülpten Nase und dem schwarzen Haar und seine gesamte kleine, kräftige Gestalt mit der sehnigen, kurzfingerigen, behaarten Faust, in der er den Griff des blank gezogenen Säbels hielt, das alles sah ganz genau ebenso aus wie immer, namentlich abends, wenn er seine zwei Flaschen Wein getrunken hatte. Er war nur noch röter als gewöhnlich, und nachdem er seinen zottigen Kopf, wie Vögel beim Trinken, in die

Höhe geredt und mit seinen kleinen Füßen dem braven „Beduinen“ schonungslos die Sporen in die Seite gedrückt hatte, galoppierte er, mit dem Oberkörper nach hinten fallend, nach dem andern Flügel der Eskadron und schrie mit heiserer Stimme, die Leute sollten ihre Pistolen noch einmal nachsehen. Er kam in die Nähe des Vizerittmeisters Kirsten. Dieser ritt auf seiner breit gebauten, kräftigen Stute dem Rittmeister im Schritt entgegen. Der Vizerittmeister mit seinem langen Schnurrbart war ernst wie immer; nur seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich.

„Was hilft das alles!“ sagte er zu Denisow. „Zum Schlagen kommt es doch nicht. Du wirst sehen, wir müssen wieder zurückgehen.“

„Weiß der Teufel, was sie für Geschichten machen!“ brummte Denisow. „Ah, Rostow!“ rief er dem Junker zu, als er dessen fröhliches Gesicht bemerkte. „Na, nun ist's da, worauf du so lange gewartet hast.“

Er lächelte beifällig, offenbar erfreut über die Haltung des Junkers. Rostow fühlte sich völlig glücklich. In diesem Augenblick erschien ein höherer Kommandeur auf der Brücke. Denisow galoppierte zu ihm hin.

„Erzellenz! Erlauben Sie, daß wir attackieren! Ich werde sie in die Flucht jagen!“

„Was reden Sie von Attackieren!“ erwiderte der höhere Kommandeur in verdrießlichem Tone und zog das Gesicht in Falten, wie wenn ihn eine Fliege belästigte. „Wozu halten Sie denn hier noch? Sie sehen ja, daß die Tirailleure sich zurückziehen. Führen Sie die Eskadron zurück!“

Die Eskadron überschritt die Brücke und kam außer Schußweite, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben. Hinter ihr ritt auch die zweite Eskadron, welche auf Vorposten gewesen war, herüber, und auch die letzten Kosaken räumten das jenseitige Ufer.

Die beiden Pawlograder Eskadrons gingen, nachdem sie die Brücke überschritten hatten, eine hinter der andern wieder bergauf zurück. Der Regimentskommandeur Karl Bogdanowitsch Schubert ritt zu Denisows Eskadron heran und kam im Schritt nicht weit von Rostow vorüber, ohne ihn im geringsten zu beachten, obwohl sie nach dem Renkontre in der Tseljaninschen Affäre einander jetzt zum ersten Male wiedersehen. Rostow, der sich hier in der Front in der Gewalt des Mannes fühlte, gegen den er sich, wie er jetzt urteilte, vergangen hatte, verwandte kein Auge von dem herkulischen Rücken, dem blonden Hinterkopfe und dem roten Halse des Regimentskommandeurs. Mitunter hatte Rostow die Vorstellung, daß Bogdanowitsch sich nur so stelle, als ob er ihn gar nicht beachte, und daß seine ganze Absicht jetzt darauf hinauslaufe, zu sehen, wie es mit seiner, des Junkers, Tapferkeit stehe; und dann richtete Rostow sich gerade auf und blickte fröhlich um sich. Bald wieder kam es ihm so vor, als ob Bogdanowitsch absichtlich in seine Nähe komme, um ihn seine, des Regimentskommandeurs, Tapferkeit sehen zu lassen. Und dann wieder kam ihm der Gedanke, sein Feind werde die Eskadron jetzt absichtlich in eine tollkühne Attaque hineinschicken, um ihn, Rostow, zu bestrafen. Und dann wieder malte er es sich aus, wie nach der Attaque der Regimentskommandeur zu ihm treten und ihm, dem Verwundeten, großmütig die Hand zur Versöhnung reichen werde.

Die den Pawlogradern wohlbekannte Gestalt Scherkows mit den hochgezogenen Schultern (der Kornett war vor einigen Tagen zum zweiten Male aus dem Regimente ausgeschieden) näherte sich zu Pferde dem Regimentskommandeur. Scherkow war, nachdem man ihn aus dem Hauptquartier weggejagt hatte, nur kurze Zeit beim Regimente geblieben. Er hatte gesagt, er würde doch nicht so dumm sein und sich im Frontdienst abplagen,

während er beim Stabe, ohne etwas zu tun, ein besseres Avancement haben könne, und hatte es einzurichten verstanden, daß er beim Fürsten Bagration Ordonnanzoffizier geworden war. Nun kam er zu seinem früheren Regimentskommandeur mit einem Befehle von dem Kommandeur der Arrieregarde.

„Oberst,“ sagte er mit finsterem Ernste, indem er sich zu Kostows Feind wandte und dabei seinen Blick auch über seine früheren Kameraden schweifen ließ, „es ist befohlen worden, haltzumachen und erst die Brücke anzuzünden.“

„Wer hat das befohlen?“ fragte der Oberst ingrimmig.

„Das weiß ich nicht, Oberst, wer das befohlen hat,“ antwortete der Kornett ganz ernst. „Ich kann nur sagen, daß mir der Fürst befohlen hat: ‚Reite hin und sage dem Obersten, die Husaren sollten schleunigst wieder umkehren und die Brücke anzünden.‘“

Gleich nach Scherkow kam ein Offizier à la suite mit demselben Befehl zu dem Husarenobersten herangesprengt. Und unmittelbar nach dem Offizier à la suite kam auf einem Rosafenpferde, das ihn im Galopp nur mit Anstrengung tragen konnte, der dicke Neswizki herbei.

„Aber was soll denn das heißen, Oberst?“ schrie er, ehe er noch heran war. „Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollten die Brücke in Brand stecken; und nun ist das wie in den Wind gesprochen! Die Herren vom Stabe sind außer sich; kein Mensch weiß sich die Geschichte zu erklären.“

Ohne sich zu übereilen, ließ der Oberst das Regiment haltmachen und wandte sich zu Neswizki.

„Sie haben mir etwas von den Brennstoffen gesagt,“ erwiderte er. „Über davon, daß ich die Brücke anzünden sollte, haben Sie mir nichts gesagt.“

„Über Bäterchen,“ entgegnete Neswizki, der sein Pferd ange-

halten hatte, die Mütze abnahm und sich mit seiner dicken Hand die schweißtriefenden Haare zurechtstrich, „wie sollte ich denn nichts vom Anzünden der Brücke gesagt haben, wenn doch die Brennstoffe schon zurechtgelegt waren?“

„Ich bin für Sie kein ‚Väterchen‘, Herr Stabsoffizier, und Sie haben mir nicht gesagt, daß ich die Brücke in Brand stecken soll! Ich kenne den Dienst und bin gewohnt, einen Befehl genau auszuführen. Sie haben mir gesagt, die Brücke solle angesteckt werden; aber wer sie anstecken solle, das ist mir vom Heiligen Geiste nicht offenbart worden.“

„Na ja, immer dieselbe Geschichte!“ sagte Nesvizki und schwenkte dabei den Arm, als ob er sagen wollte: Gegen solchen Unverstand ist man machtlos. . . „Wie kommst du denn hierher?“ wandte er sich an Scherkow.

„Zu demselben Zwecke wie du. Aber du bist ja ganz durchnäßt; erlaube, ich werde dich auswringen.“

„Sie sagten, Herr Stabsoffizier. . .“ fuhr der Oberst in gekränktem Tone fort.

„Oberst,“ unterbrach ihn der Offizier à la suite, „Sie müssen sich beeilen, sonst bringt der Feind seine Artillerie so nah heran, daß er Sie mit Kartätschen beschießen kann.“

Der Oberst blickte schweigend den Offizier à la suite und den dicken Stabsoffizier und Scherkow an und zog ein finsternes Gesicht.

„Ich werde die Brücke in Brand stecken,“ sagte er in feierlichem Tone, wie wenn er dadurch zum Ausdruck bringen wollte, daß er trotz aller ihm angetanen Kränkungen dennoch tun werde, was erforderlich sei.

Mit seinen langen, muskulösen Beinen schlug er sein Pferd so heftig, als wäre dieses an allem schuld, ritt vor die Front und erteilte der dritten Eskadron, eben derjenigen, in welcher Rostow

unter dem Rittmeister Denisow diente, den Befehl, nach der Brücke umzukehren.

„Es ist also richtig,“ dachte Rostow. „Er will mich auf die Probe stellen.“ Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, und das Blut stürzte ihm ins Gesicht. „Mag er mich beobachten, ob ich ein Feigling bin,“ dachte er.

Wieder trat auf allen Gesichtern bei der Eskadron an die Stelle der Heiterkeit jener ernste Zug, der damals auf ihnen gelegen hatte, als die Eskadron den Kanonenkugeln ausgesetzt war. Rostow blickte, ohne die Augen einen Moment wegzuwenden, auf seinen Feind, den Regimentskommandeur, in dem Wunsche, auf dessen Gesicht eine Bestätigung seiner Vermutungen zu finden; aber der Oberst sah ihn auch nicht ein einziges Mal an; sein Gesicht war, wie immer, wenn er vor der Front stand, streng und feierlich. Ein Kommando ertönte.

„Rasch, rasch!“ hörte Rostow einige Stimmen in seiner Nähe sagen.

Mit den Säbeln an den Zügeln hängen bleibend und mit den Sporen klirrend, stiegen die Husaren eilig ab, ohne selbst zu wissen, was sie nun zu tun hatten. Sie bekreuzten sich. Rostow sah nicht mehr nach dem Regimentskommandeur hin; dazu hatte er jetzt keine Zeit. Er fürchtete, fürchtete mit Herzbeklemmung, er würde vielleicht mit den Husaren nicht schnell genug mitkommen können. Seine Hand zitterte, als er sein Pferd einem Pferdehalter übergab, und er fühlte, wie ihm das Blut laut pochend zum Herzen strömte. Denisow ritt, den Oberkörper nach hinten zurücklegend und irgend etwas schreiend, an ihm vorbei. Rostow sah nichts als die Husaren, die rings um ihn nach der Brücke zu liefen und dabei mit den Sporen anhakten und mit den Säbeln rasselten.

„Die Tragbahren!“ rief eine Stimme von hintenher.

Kostow dachte nicht darüber nach, was es zu bedeuten habe, daß jetzt Tragbahren verlangt wurden; er lief, einzig und allein bemüht, allen vorauszukommen; aber dicht bei der Brücke geriet er, da er nicht vor seine Füße sah, in zähen, auseinandergetretenen Schmutz, glitt aus und fiel auf die Hände. Die andern liefen an ihm vorbei.

„An den Seiten, rechts und links, Rittmeister,“ hörte er den Regimentskommandeur sagen, der vorwärts geritten war und nun nicht weit von der Brücke mit feierlicher, aber heiterer Miene hielt.

Während sich Kostow die beschmutzten Hände an den Hosentaschen abwuschte, sah er sich nach seinem Feinde um und lief dann weiter, in der Meinung, je weiter er vorwärts laufe, um so besser sei es. Aber Bogdanowitsch, der nur flüchtig hinsah und Kostow nicht erkannte, schrie ihn an:

„Wer läuft denn da mitten auf der Brücke? Auf die rechte Seite! Zurück, Junker!“ schrie er zornig und wandte sich zu Denisow, der, mit seiner Tapferkeit paradiierend, auf die Brückenbohlen hinauffritt.

„Es hat ja keinen Zweck, sich der Gefahr auszusetzen, Rittmeister. Sie sollten lieber absteigen,“ sagte der Oberst.

„Ach was! Wen's treffen soll, den trifft's,“ antwortete Wasska Denisow, sich im Sattel umwendend.

★

Unterdessen standen Meswizki, Scherkow und der Offizier à la suite außer Schußweite beieinander und blickten bald nach diesem kleinen, an der Brücke eifrig tätigen Häuflein von Husaren in gelben Eschakos, dunkelgrünen, mit Schnüren besetzten Jacken und blauen Reithosen, bald nach der gegenüberliegenden Seite, nach den in der Ferne sich nähernden blauen Kapotmänteln und

den mit Pferden untermischten Gruppen, die man leicht als Artillerie erkennen konnte.

„Ob sie wohl die Brücke in Brand bekommen werden oder nicht? Wer wohl zuerst seine Absicht erreicht: ob die Unsrigen noch rechtzeitig hinkommen und die Brücke anzünden, oder die Franzosen vorher auf Kartätsch-Schußweite heranrücken und sie über den Haufen schießen?“ Diese Fragen legte sich beklommenen Herzens unwillkürlich jeder einzelne Mann in der großen Truppenmasse vor, die diesseits der Brücke auf der Anhöhe stand und bei dem hellen Abendlichte auf die Brücke und die Husaren und jenseits auf die heranrückenden blauen Kapotmäntel mit den Bajonetten und Kanonen hinblickte.

„O weh, den Husaren wird es schlimm gehen!“ sagte Neswizki. „Jetzt ist der Feind schon auf Kartätsch-Schußweite heran.“

„Es war ein Fehler von ihm, so viele Leute hinzuführen,“ sagte der Offizier à la suite.

„Allerdings,“ erwiderte Neswizki. „Zwei tüchtige Burschen hätte er hinschicken sollen; das hätte dieselben Dienste getan.“

„Ach, Euer Durchlaucht,“ mischte sich hier Scherkow in das Gespräch, der unverwandt nach den Husaren hinunterblickte; er sprach in seiner gewöhnlichen ungenierten Manier, bei der man nicht erraten konnte, ob er im Ernst redete oder nicht. „Ach, Euer Durchlaucht! Wie können Sie über die Sache nur so urteilen! Zwei Mann hätte der Oberst hinschicken sollen? Aber wer hätte ihm dann den Wladimirorden am Bande verliehen? Aber so, wenn wir auch einige Verluste haben, kann er doch in seinem Berichte die Eskadron rühmend erwähnen und selbst ein Bändchen bekommen. Unser Bogdanowitsch weiß, wie es gemacht wird.“

„Sehen Sie,“ sagte der Offizier à la suite, „da sind die Kartätschen!“

Er zeigte auf die französische Artillerie, welche abprokte und schnell zurückfuhr.

Auf der französischen Seite, in den Gruppen, wo sich die Geschütze befanden, erschien ein Rauchwölkchen, dann ein zweites und mit ihm fast gleichzeitig ein drittes, und in demselben Augenblicke, als der Knall von dem ersten Schusse herübergelange, erschien ein viertes. Dann hörte man zwei Knalle unmittelbar nacheinander, und dann noch einen.

Die französischen Geschütze wurden schnell wieder geladen und gaben eine zweite und eine dritte Salve.

„Oh, oh!“ stöhnte Neswizki wie infolge eines starken körperlichen Schmerzes und griff nach der Hand des Offiziers à la suite. „Sehen Sie nur, da ist einer gefallen, gefallen, gefallen!“

„Zwei, wie es scheint.“

„Wenn ich Kaiser wäre, würde ich nie Krieg führen,“ sagte Neswizki und wandte sich ab.

Jetzt setzte sich die französische Infanterie in ihren blauen Kapotmänteln im Lauffschritt nach der Brücke zu in Bewegung. Wieder, aber in verschiedenen zeitlichen Abständen, zeigten sich Rauchwölkchen, und die Kartätschen prasselten und knatterten auf die Brücke nieder. Aber diesmal war Neswizki nicht imstande zu sehen, was bei der Brücke vorging. Von der Brücke erhob sich dicker Rauch. Es war den Husaren bereits gelungen, die Brücke anzuzünden, und die französischen Geschütze schossen nach ihnen nicht mehr in der Absicht, das Anzünden zu verhindern, sondern weil die Kanonen nun einmal gerichtet waren und Feinde da waren, nach denen sie schießen konnten.

Die Franzosen hatten dreimal feuern können, bevor die Husaren zu ihren Pferden zurückkehrten. Die beiden ersten Salven waren fehlerhaft gezielt gewesen, und die ganzen Kartätschladungen waren darüber hinweggegangen; bei der letzten da-

gegen fuhren die Kugeln mitten in das Häufchen Husaren hinein und warfen drei Mann zu Boden.

Rostow, dem fortwährend seine Beziehungen zu Bogdanowitsch im Kopfe herumgingen, war auf der Brücke stehen geblieben, ohne zu wissen, was er nun tun solle. Zum Niederhauen (wie er sich immer einen Kampf vorgestellt hatte) war kein Gegner zur Stelle; beim Anzünden der Brücke konnte er gleichfalls nicht helfen, weil er nicht, wie die andern Soldaten, eine Strohfadel mitgenommen hatte. Er stand da und blickte um sich, als es auf einmal auf der Brücke prasselte, wie wenn Nüsse daraufgeschüttet würden, und einer der Husaren, der ihm gerade von allen am nächsten stand, stöhnend gegen das Geländer fiel. Rostow lief mit anderen zusammen zu ihm hin. Wieder rief jemand: „Eine Tragbahre!“ Vier Mann faßten den Verwundeten von unten und machten sich daran, ihn aufzuheben.

„Oh, oh, oh, oh! . . . Laßt mich liegen, um Christi willen,“ schrie dieser; aber sie hoben ihn dennoch auf und legten ihn auf die Bahre.

Nikolai Rostow wandte sich ab und blickte, wie wenn er etwas suchte, in die Ferne, nach dem Wasser der Donau, nach dem Himmel, nach der Sonne. Wie schön sah der Himmel aus, so blau, so ruhig und so tief! Wie hell und majestätisch die sinkende Sonne! Wie freundlich schimmerte und glänzte das Wasser der fernen Donau! Und noch schöner sahen jenseits der Donau die fernen, bläulichen Berge aus und das Kloster und die geheimnisvollen Schluchten und die bis zu den Wipfeln von Rebel umflossenen Fichtenwälder. So still alles, so glücklich . . . „Nichts, nichts wollte ich weiter wünschen, wenn ich nur dort wäre,“ dachte Rostow. „In meiner Seele und in diesem Sonnenschein wohnt so viel Glück; aber hier ist nichts als Stöhnen, Leiden, Furcht und diese Ungewißheit, dieses Haften . . . Da wird wieder etwas gerufen,

und wieder laufen alle irgendwohin zurück, und ich laufe mit ihnen, und da, da ist er, der Tod, er schwebt über mir, um mich ... Ein Augenblick nur, und ich werde nie mehr diese Sonne und dieses Wasser und diese Schluchten sehen . . ."

In diesem Augenblicke verbarg sich die Sonne hinter dunklen Wolken; Kostow erblickte noch andere Bahren vor sich, die getragen wurden. Und die Furcht vor den Tragbahren und vor dem Tode, und die Liebe zur Sonne und zum Leben, alles floß zu einer einzigen schmerzlichen, beunruhigenden Empfindung zusammen.

„Herr Gott! Du, der du in diesem Himmel wohnst, rette mich und vergib mir und beschütze mich!“ flüsterte Kostow vor sich hin.

Die Husaren waren zu ihren Pferden gelangt; die Stimmen wurden wieder lauter und ruhiger; die Tragbahren waren nicht mehr zu sehen.

„Nun Bruder, hast du Pulver gerochen?“ hörte Kostow dicht neben sich Waska Denisow schreien.

„Die Gefahr ist vorbei; aber ich bin ein Feigling, ja, ein Feigling!“ dachte Kostow, nahm mit einem schweren Seufzer aus den Händen des Pferdehalters seinen „Raben“ in Empfang, der den einen Fuß seitwärts gestellt hatte, und stieg auf.

„Was war denn das? Kartätschen?“ fragte er Denisow.

„Und ganz gehörige!“ rief Denisow. „Unsere Leute haben ihre Aufgabe wacker erledigt! Aber es war eine widerwärtige Aufgabe! Eine Attacke, das ist eine vergnügliche Sache; da kann man einhauen. Aber dies hier war eine verteufelte Geschichte; sie schossen ja nach uns wie nach der Scheibe.“

Damit trennte sich Denisow von Kostow und ritt auf eine nicht weit entfernt stehende Gruppe zu; es waren der Regimentskommandeur, Neswizki, Scherkow und der Offizier à la suite.

„Es scheint aber, daß es niemand gemerkt hat,“ dachte Kostow

mit Bezug auf sein Verhalten. Und wirklich war niemandem etwas aufgefallen, weil jedem das Gefühl bekannt war, das ein Junker durchmachen muß, wenn er zum erstenmal ins Feuer kommt.

„Na, nun werden wir aber mal einen Bericht über Sie machen,“ sagte Scherkow. „Sie sollen sehen, es wird auch für mich etwas dabei abfallen, die Beförderung zum Sekondeleutnant.“

„Melden Sie dem Fürsten, daß ich die Brücke in Brand gesteckt habe,“ sagte der Oberst in heiterem, feierlichem Tone.

„Und wenn nach den Verlusten gefragt wird?“

„Unbedeutend!“ antwortete der Oberst mit seiner Bassstimme. „Zwei Husaren verwundet und einer zur Strecke gebracht,“ sagte er mit sichtlicher Freude und außerstande, ein glückseliges Lächeln zu unterdrücken, während er die schöne Wendung „zur Strecke gebracht“ klangvoll aussprach.

IX

Berfolgt durch eine französische Armee von hunderttausend Mann unter Bonapartes Kommando, mißgünstig aufgenommen von einer feindlich gesinnten Bevölkerung, ihren Verbündeten nicht mehr vertrauend, an Proviant Mangel leidend und genötigt, ohne alle Vorausberechnung, lediglich aufs Geratewohl zu operieren, zog sich die unter Kutusows Befehl stehende russische Armee in einer Stärke von fünfunddreißigtausend Mann eilig donauabwärts zurück; sooft der Feind sie einholte, machte sie halt und schlug ihn durch Nachhutgefechte nur so weit zurück, als notwendig war, um ohne den Verlust der Bagage weiterziehen zu können. Es fanden Gefechte bei Lambach, Amstetten und Melk statt; aber trotz der von dem Feinde selbst anerkannten Tapferkeit und Standhaftigkeit, mit der sich die Russen

schlugen, war die Folge dieser Kämpfe nur ein noch schnelleres Zurückweichen. Diejenigen österreichischen Heeresteile, die bei Ulm der Gefangennahme entgangen waren und sich bei Braunau mit Kutusow vereinigt hatten, trennten sich jetzt von dem russischen Heere, und Kutusow sah sich lediglich auf seine eigenen schwachen, erschöpften Truppen angewiesen. Wien noch weiter zu schützen, daran war überhaupt nicht mehr zu denken. Statt eines nach den Gesetzen der Strategie, dieser neu erfundenen Wissenschaft, tiefsinnig erdachten Angriffskrieges, zu welchem dem russischen Feldherrn während seines Aufenthaltes in Wien der Plan von dem österreichischen Hofkriegsrathe eingehändigt worden war, statt dessen bestand jetzt das einzige, aber fast unerreichtbare Ziel, das sich Kutusow setzte, darin, die Armee vor einem Schicksal, wie es die Madsche bei Ulm erlitten hatte, zu bewahren und sich mit den aus Rußland kommenden Truppen zu vereinigen.

Am 28. Oktober ging Kutusow mit dem Heere auf das linke Donauufer hinüber und machte, nachdem er die Donau zwischen sich und die Hauptstreitkräfte der Franzosen gebracht hatte, zum ersten Male Raft. Am 30. Oktober griff er die auf dem linken Donauufer befindliche Division Mortier an und brachte ihr eine völlige Niederlage bei. Bei diesem Kampfe wurden zum erstenmal Trophäen erbeutet: eine Fahne, eine Anzahl von Geschützen und zwei feindliche Generale fielen den Russen in die Hände. Zum erstenmal nach einem zwei Wochen dauernden Rückzuge waren die russischen Truppen stehengeblieben und hatten nach dem Kampfe nicht nur das Schlachtfeld behauptet, sondern auch die Franzosen in die Flucht gejagt. Trotzdem die Truppen abgerissen, entkräftet und durch den Abgang der Nachzügler, Kranken, Verwundeten und Gefallenen auf ein Drittel ihrer ursprünglichen Stärke reduziert waren; trotzdem die Kran-

ken und Verwundeten auf dem andern Donauufer hatten zurückgelassen werden müssen, mit einem Briefe Kutusows, in dem sie der Humanität des Feindes empfohlen wurden; trotzdem in Krems die großen Hospitäler und die in Lazarette umgewandelten Privathäuser all die Kranken und Verwundeten nicht mehr fassen konnten: trotz alledem hob der Aufenthalt in Krems und der Sieg über Mortier den Mut der Truppen ganz bedeutend. In der gesamten Armee und im Hauptquartiere waren die erfreulichsten, wiewohl unzutreffenden Gerüchte über die vermeintliche Annäherung großer Heeresmäulen aus Rußland, über einen von den Österreichern errungenen Sieg und über den Rückzug des bestürzten Bonaparte verbreitet.

Fürst Andrei hatte sich während des Kampfes in der Umgebung des österreichischen Generals Schmidt befunden, der in diesem Treffen fiel. Dem Fürsten wurde das Pferd unter dem Leibe verwundet, und er selbst erhielt einen leichten Streifschuß an der Hand. Zum Zeichen besonderer Gunst schickte ihn der Oberkommandierende mit der Nachricht von diesem Siege an den österreichischen Hof, der sich nicht mehr in dem von den französischen Truppen bedrohten Wien, sondern in Brünn befand. Als Fürst Andrei in der Nacht nach dem Kampfe, aufgereggt, aber nicht ermüdet (trotz seiner anscheinend nur schwachen Konstitution konnte er körperliche Anstrengungen weit besser ertragen als die stärksten Leute), mit dem Rapport Dochturows zu Kutusow nach Krems geritten war, wurde er noch in derselben Nacht als Kurier nach Brünn gesandt. Die Entsendung als Kurier gab, auch abgesehen von den augenblicklichen Auszeichnungen, eine gute Anwartschaft auf Beförderung.

Die Nacht war dunkel, obgleich die Sterne sichtbar waren; der Weg hob sich schwarz von dem weißen Schnee ab, der tags zuvor, am Tage des Treffens, gefallen war. Indem er bald die Erleb-

nisse des hinter ihm liegenden Kampfes noch einmal vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen ließ, bald mit stillem Genusse sich den Eindruck ausmalte, den er durch die Siegesnachricht hervorbringen werde, in Erinnerung daran, mit welcher Freude ihn als den Überbringer dieser Nachricht der Oberkommandierende Kutusow und die Kameraden empfangen und wie herzlich sie von ihm Abschied genommen hatten — so jagte Fürst Andrei in einer leichten Postkutsche dahin. Es war ihm zumute wie jemandem, der auf ein Glück lange und sehnlich gewartet und nun endlich den Anfang desselben erreicht hat. Sobald er die Augen schloß, klangen ihm in den Ohren Gewehrknattern und Kanonendonner und flossen mit dem Rassel der Räder und dem Gedanken an den Sieg zu einer einzigen Empfindung zusammen. Einigemal entstand in seinem Gehirn die Wahnvorstellung, die Russen seien in die Flucht geschlagen und er selbst getötet; aber dann erwachte er sofort mit einem Gefühl der Glückseligkeit, wie wenn er eben erst erführe, daß nichts davon geschehen sei und vielmehr die Franzosen geflohen seien. Von neuem rief er sich alle Einzelheiten des Sieges ins Gedächtnis zurück, und was für eine Ruhe und Mannhaftigkeit er selbst während des Kampfes bewiesen hatte; und beruhigt schlummerte er dann wieder ein . . . Auf die dunkle Nacht mit dem sternbesäten Himmel folgte ein heller, heiterer Morgen. Der Schnee taut in der Sonne; die Pferde trabten schnell dahin, und gleichförmig zogen rechts und links immer neue, mannigfaltige Wälder, Felder und Dörfer vorüber.

Auf einer der Stationen überholte er eine Anzahl von Wagen mit russischen Verwundeten. Der russische Offizier, der den Transport leitete, hatte sich auf dem vordersten Wagen bequem ausgestreckt und schrie einem Soldaten unter groben Schimpfworten etwas zu. Auf langen Leiterwagen, die auf dem steinigen Wege entseßlich stoßen mochten, lagen je sechs oder auch noch mehr Ver-

wundete, mit blassen Gesichtern, nur notdürftig verbunden und mit Schmutz bedeckt. Einige von ihnen redeten miteinander (er hörte, daß sie russisch sprachen), andere aßen Brot; die Schwerverwundeten blickten mit schmerzlicher, ergebungsvoller Miene und mit einem kindlichen Interesse nach dem vorbeijagenden Kurier hin.

Fürst Andrei ließ seinen Postillion anhalten und fragte einen der Verwundeten, in welchem Kampfe sie verwundet worden seien.

„Vorgestern, an der Donau,“ antwortete dieser. Fürst Andrei zog seine Börse heraus und gab ihm drei Goldstücke.

„Für alle,“ bemerkte er, zu dem jetzt herantretenden Offizier gewendet. „Macht nur, daß ihr bald wieder gesund werdet, Kinder,“ sagte er zu den Verwundeten. „Es gibt noch viel zu tun.“

„Nun, Herr Adjutant, was gibt es Neues?“ fragte der Offizier, der augenscheinlich ein Gespräch anknüpfen wollte.

„Gute Nachrichten! Vorwärts!“ rief er dem Postillion zu und jagte weiter.

Es war bereits ganz dunkel, als Fürst Andrei in Brunn einfuhr. Er sah sich von hohen Häusern umgeben; von den Laternen, den erleuchteten Kaufläden und den Fenstern der Häuser ging eine schöne Helligkeit aus; über das Pflaster rasselten elegante Equipagen: kurz, er befand sich auf einmal in dem gesamten Milieu einer großen, belebten Stadt, das für einen Kriegsmann nach dem Lagerleben immer einen ganz besonderen Reiz hat. Trotz der schnellen Fahrt und der schlaflos verbrachten Nacht fühlte Fürst Andrei, als er zum Schlosse fuhr, sich noch frischer und munterer als tags zuvor. Nur seine Augen leuchteten in einem fieberhaften Glanze, und in seinem Kopfe lösten die Gedanken, bei außerordentlicher Klarheit, einander mit großer Geschwindigkeit ab. Schnell traten ihm wieder alle Einzelheiten

des Gefechtes vor die Seele, nicht mehr in undeutlicher, sondern in bestimmter Form, in einer gedrängten Darstellung, die er in Gedanken dem Kaiser Franz vortrug. Schnell vergegenwärtigte er sich die Zwischenfragen, die an ihn gerichtet werden konnten, und die Antworten, die er darauf geben würde. Er nahm an, er werde sofort beim Kaiser vorgelassen werden. Aber an dem großen Portal des Schlosses kam ein Beamter zu ihm herausgelaufen, und als er in ihm einen Kurier erkannte, führte er ihn nach einem anderen Eingange.

„Vom Korridor, bitte, nach rechts; dort finden Euer Hochgeboren den diensttuenden Flügeladjutanten,“ sagte der Beamte zu ihm. „Er wird Sie zum Kriegsminister führen.“

Der diensttuende Flügeladjutant, der den Fürsten Andrei empfing, bat ihn, einen Augenblick zu warten, und ging zum Kriegsminister. Nach fünf Minuten kehrte der Flügeladjutant zurück und führte ihn, sich mit besonderer Höflichkeit verbeugend und dem Fürsten Andrei den Vortritt lassend, über den Korridor nach dem Arbeitszimmer des Kriegsministers, wo dieser, wie der Adjutant sagte, anwesend und beschäftigt war. Es machte den Eindruck, als wolle der Flügeladjutant durch seine gesuchte Höflichkeit sich vor einem etwaigen Versuche unerwünschter Familiarität seitens des russischen Adjutanten schützen. Die freudige Stimmung des Fürsten Andrei hatte, als er zur Tür des Arbeitszimmers des Kriegsministers gelangte, eine erhebliche Abschwächung erfahren. Er fühlte sich gekränkt, und dieses Gefühl der Kränkung ging in demselben Augenblicke, ohne daß er selbst sich dessen bewußt geworden wäre, in ein Gefühl der Geringschätzung über, das eigentlich keine rechte Begründung hatte. Jedoch zeigte ihm sein findiger Verstand in demselben Augenblicke den Standpunkt, von welchem aus er ein Recht hatte, den Adjutanten und den Kriegsminister geringzuschätzen.

„Diesen Herren, die kein Pulver zu riechen bekommen, erscheint es wohl als eine sehr leichte Sache, Siege davonzutragen!“ dachte er. Er kniff die Augen geringschätzig zusammen und trat mit besonderer Langsamkeit in das Zimmer des Kriegsministers hinein. Dieses Gefühl wurde noch stärker, als er den Kriegsminister sah, der an einem großen Tische saß und während der ersten zwei Minuten den Eingetretenen nicht beachtete. Der Kriegsminister hielt seinen kahlen, an den Schläfen von grauem Haare bedeckten Kopf zwischen zwei Wachskerzen herabgebeugt und las irgendwelche Papiere, auf die er mit einem Bleistift Bemerkungen setzte. Als die Tür aufging und Schritte hörbar wurden, las er, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, das betreffende Schriftstück erst zu Ende.

„Nehmen Sie dies, und geben Sie es ab,“ sagte der Kriegsminister zu seinem Adjutanten, indem er ihm die Papiere hinreichte; dem Kurier schenkte er immer noch keine Beachtung.

Fürst Andrei sagte sich, entweder habe der Kriegsminister wirklich unter allen Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, gerade für die Operationen der Kutusowschen Armee das allergeringste Interesse, oder er halte für nötig, dies den russischen Kurier glauben zu machen. „Nun, mir kann's völlig einerlei sein,“ dachte er. Der Kriegsminister schob die zurückgebliebenen Papiere zusammen, stieß sie mit den Kanten auf den Tisch, damit die Ränder genau übereinander zu liegen kämen, und hob den Kopf in die Höhe. Sein Gesicht ließ auf einen guten Verstand und einen festen Charakter schließen. Aber in demselben Augenblick, wo er sich zum Fürsten Andrei wandte, änderte sich dieser kluge, feste Gesichtsausdruck, und zwar offenbar gewohntermaßen und wissentlich; auf dem Gesichte des Kriegsministers blieb ein dummes, erheucheltes und aus seiner Heuchelei kein Hehl machendes Lächeln zurück, ein Lächeln, wie man es häufig bei

Männern findet, welche viele Bittsteller einen nach dem andern zu empfangen haben.

„Von dem Generalfeldmarschall Kutusow?“ fragte er. „Hoffentlich gute Nachrichten? Hat ein Zusammenstoß mit Mortier stattgefunden? Ein Sieg? Es war auch Zeit!“

Er nahm die Depesche, die an ihn adressiert war, und begann sie mit trüber Miene zu lesen.

„O mein Gott! Mein Gott! Schmidt!“ sagte er auf Deutsch. „Welch ein Unglück, Welch ein Unglück!“

Nachdem er die Depesche durchflogen hatte, legte er sie auf den Tisch und blickte den Fürsten Andrei an; offenbar überlegte er etwas.

„Ach, Welch ein Unglück! Der Sieg, sagen Sie, war ein zweifelloser? Mortier ist aber doch nicht gefangen genommen.“ Er dachte nach. „Es freut mich sehr, daß Sie gute Nachrichten gebracht haben, wiewohl Schmidts Tod ein teurer Preis für den Sieg ist. Seine Majestät wird Sie wahrscheinlich zu sehen wünschen, aber nicht mehr heute. Ich danke Ihnen; erholen Sie sich. Finden Sie sich morgen nach der Parade zur Cour ein. Übrigens werde ich Sie noch näher benachrichtigen.“

Das dumme Lächeln, das während des Gespräches verschwunden gewesen war, erschien wieder auf dem Gesichte des Kriegsministers.

„Auf Wiedersehen; ich bin Ihnen sehr dankbar. Seine Majestät der Kaiser wird aller Wahrscheinlichkeit nach den Wunsch haben, Sie zu sehen,“ sagte er noch einmal und machte mit dem Kopfe eine Verbeugung.

Als Fürst Andrei aus dem Schlosse heraustrat, fühlte er, daß er das ganze Gefühl freudiger Erregung, das der Sieg bei ihm hervorgerufen hatte, gleichsam fortgegeben und in die Hände dieser fühlen, gleichgültigen Leute, des Kriegsministers und des

höflichen Adjutanten, gelegt hatte. Seine gesamte Anschauungsweise hatte sich in dieser kurzen Zeit verändert: das Treffen erschien ihm wie ein längst vergangenes, für die Erinnerung weit zurückliegendes Ereignis.

X

Fürst Andrei stieg in Brünn bei dem russischen Diplomaten Bilibin ab, mit dem er bekannt war.

„Ah, lieber Fürst! Ein erwünschterer Gast konnte mir gar nicht kommen,“ sagte Bilibin, der auf die Meldung von der Ankunft des Fürsten diesem entgegenkam. „Franz, bring das Gepäck des Fürsten in mein Schlafzimmer!“ wandte er sich an den Diener, welcher Volkonski hereingeführt hatte. „Nun, sind Sie ein Siegesherold? Wunderschön! Und ich sitze hier als Kranker, wie Sie sehen.“

Nachdem sich Fürst Andrei gewaschen und umgekleidet hatte, trat er in das luxuriös ausgestattete Arbeitszimmer des Diplomaten und setzte sich zu dem für ihn zubereiteten Diner nieder. Bilibin nahm gemächlich am Kamin Platz.

Nicht nur im Gegensatz zu seiner Reise, sondern auch im Gegensatz zu dem ganzen Feldzuge, während dessen er alle Bequemlichkeiten hatte entbehren müssen, welche Reinlichkeit und Komfort gewähren, empfand Fürst Andrei ein behagliches Gefühl der Erholung inmitten dieser luxuriösen Lebenseinrichtung, an die er von seiner Kindheit an gewöhnt war. Außerdem war es ihm nach dem Besuche bei den Österreichern angenehm, wenn auch nicht russisch (denn sie sprachen französisch), aber doch wenigstens mit einem Russen reden zu können, der, wie er voraussetzte, die allgemeine Abneigung der Russen gegen die Österreicher teilte, eine Abneigung, die Fürst Andrei gerade jetzt besonders lebhaft empfand.

Bilibin war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, unverheiratet und derselben Gesellschaftsphäre angehörig wie Fürst Andrei. Sie waren schon in Petersburg miteinander bekannt gewesen, und diese Bekanntschaft war während des letzten Aufenthaltes des Fürsten Andrei in Wien, wo er mit Kutusow gewesen war, eine noch vertrautere geworden. Wie Fürst Andrei ein junger Mann war, welcher Aussicht hatte, eine gute militärische Karriere zu machen, so Bilibin im diplomatischen Fache, sogar noch mit größerer Sicherheit. Er war noch ein junger Mann, aber kein junger Diplomat mehr, da er schon im Alter von sechzehn Jahren in den Dienst getreten und bereits in Paris und in Kopenhagen tätig gewesen war. Jetzt nun hatte er in Wien einen recht wichtigen Posten inne. Sowohl der Kanzler als auch unser Gesandter in Wien kannten ihn genau und wußten ihn zu schätzen. Er gehörte nicht zu der großen Zahl derjenigen Diplomaten, die, um als sehr gute Diplomaten zu gelten, nur von gewissen Fehlern frei zu sein, gewisse Dinge zu unterlassen und französisch zu sprechen brauchen; er war einer von den Diplomaten, die zum Arbeiten Lust und Fähigkeit besitzen, und obwohl er eigentlich von Natur träge war, brachte er gar manche Nacht am Schreibtisch zu. Er arbeitete gleichmäßig gut, von welcher Art auch immer die Arbeit war. Ihn interessierte nicht die Frage „wozu?“, sondern die Frage „wie?“ Um welche diplomatische Angelegenheit es sich handelte, war ihm ganz gleichgültig; aber ein Zirkular, ein Memorandum oder einen Bericht geschmackvoll, akkurat, elegant abzufassen, das machte ihm das größte Vergnügen. Abgesehen von solchen schriftlichen Arbeiten wurden Bilibins dienstliche Leistungen auch wegen seiner Geschicklichkeit, sich in den höchsten Sphären zu bewegen und mit den höchsten Persönlichkeiten zu sprechen, hoch bewertet.

Bilibin fand, wie an einer schriftlichen Arbeit, so auch an einem

Gespräche nur dann Vergnügen, wenn das Gespräch elegant und geistreich war. In Gesellschaft wartete er stets eine Gelegenheit ab, wo es ihm möglich war, etwas Bemerkenswertes zu sagen, und beteiligte sich an dem Gespräche überhaupt nur unter solchen Umständen. Dem, was er sagte, pflegte er in Gestalt von eigenartigen, geistreichen, formvollendeten, allgemein interessierenden Aussprüchen beständig gleichsam besondere Lichter aufzusetzen. Diese Aussprüche präparierte Bilibin, wenn er sie in dem Laboratorium seines Geistes herstellte, absichtlich derart, daß sie die Eigenschaft leichter Faßlichkeit besaßen, damit schwach befähigte Mitglieder der vornehmen Gesellschaft sie bequem im Gedächtnis behalten und von einem Salon zum andern weitertragen könnten. Und wirklich wurden „Bilibins Geistesblitze“ in den Wiener Salons viel kolportiert und hatten häufig Einfluß auf sogenannte „Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit“.

Sein mageres, ausgemergeltes, gelbliches Gesicht war ganz von großen Falten überzogen, die immer so sauber und rein gewaschen aussahen wie die Fingerspitzen nach einem Bade. Sein Mienenspiel bestand fast nur in den Bewegungen dieser Falten. Bald bedeckte sich seine Stirn mit breiten Runzeln, und die Augenbrauen zogen sich in die Höhe; bald zogen sich die Augenbrauen nach unten, und es bildeten sich große Falten auf den Backen. Seine kleinen, tiefliegenden Augen blickten immer geradeaus und hatten einen heiteren Ausdruck.

„Na, nun erzählen Sie uns von Ihren Großtaten,“ sagte er.

Bolkonski berichtete in der bescheidensten Weise, ohne auch nur ein einziges Mal seine eigene Person zu erwähnen, von dem Gange des Treffens und von seinem Empfange beim Kriegsminister.

„Sie haben mich mit meiner Nachricht aufgenommen wie einen Hund, der auf die Regelbahn gerät,“ schloß er mit einer französischen Redewendung.

Wilibin lächelte, wobei sich seine Hautfalten auseinanderzogen.

„Aber, mein Lieber,“ sagte er, indem er von weitem seine Fingernägel betrachtete und die Haut über dem linken Auge zusammenzog, „trotz aller Hochachtung, die ich vor dem rechtgläubigen russischen Kriegsheere habe, muß ich doch gestehen, daß euer Sieg keiner von den glänzendsten ist.“

Wie bisher, so sprach er auch weiter französisch und schob nur dann russische Worte ein, wenn er einem Begriff eine geringe schätzbare Färbung verleihen wollte.

„Wie? Ihr mit eurer ganzen Truppenmacht seid über den unglücklichen Mortier mit seiner einen Division hergefallen, und dieser Mortier ist euch dann doch aus den Händen entschlüpft? Wie kann man das einen Sieg nennen?“

„Aber, um ernsthaft zu reden,“ entgegnete Fürst Andrei, „wir können doch ohne Prahlerei sagen, daß dies etwas besser gewesen ist als Ulm . . .“

„Warum habt ihr uns nicht einen, wenigstens einen einzigen Marschall gefangen?“

„Weil sich nicht alles so ausführen läßt, wie man es sich wohl vornimmt, und es im Kampfe nicht so regelrecht zugeht wie auf der Parade. Wie ich Ihnen schon sagte, nahmen wir an, wir würden dem Feinde um sieben Uhr morgens in den Rücken fallen können, und waren um fünf Uhr nachmittags noch nicht so weit gekommen.“

„Aber warum, warum seid ihr um sieben Uhr morgens nicht so weit gekommen? Ihr mußtet eben um sieben Uhr morgens da sein,“ sagte Wilibin lächelnd. „Ihr mußtet um sieben Uhr morgens so weit kommen.“

„Warum habt ihr denn nicht Bonaparte auf diplomatischem Wege zu der Überzeugung gebracht, daß es für ihn das beste sei, Genua aufzugeben?“ erwiderte Fürst Andrei in demselben Tone.

„Ich weiß,“ unterbrach ihn Bilibin, „Sie meinen, es sei sehr leicht, Marschälle gefangen zu nehmen, wenn man auf dem Sofa am Kamin sitzt. Das ist ja richtig; aber dennoch: warum habt ihr ihn nicht gefangen genommen? Da wundert euch nicht, wenn weder der Kriegsminister noch auch der Allerhöchste Kaiser und König Franz über euren Sieg sonderlich glücklich ist; ja auch ich, ein unglücklicher Sekretär der russischen Gesandtschaft, verspüre keinen Drang in mir, meinem Franz als Ausdruck meiner Freude einen Taler zu schenken und ihn mit seinem Liebchen nach dem Prater gehen zu lassen . . . Ja so, hier ist ja kein Prater.“

Er sah dem Fürsten Andrei gerade ins Gesicht und ließ auf einmal die zusammengezogene Haut von der Stirn nach unten sinken.

„Jetzt bin ich an der Reihe, Sie nach dem ‚Warum?‘ zu fragen, mein Lieber,“ sagte Volkonski. „Ich bekenne Ihnen, daß ich eines nicht verstehe; vielleicht stecken da diplomatische Feinheiten dahinter, die über meinen schwachen Verstand hinausgehen; aber eines verstehe ich nicht: Was verliert seine ganze Armee; der Erzherzog Ferdinand und der Erzherzog Karl verharren in völliger Untätigkeit und machen Fehler über Fehler; Kutusow ist der einzige, der endlich einen wirklichen Sieg erringt, den Zauber der Franzosen bricht, — und der Kriegsminister interessiert sich nicht einmal dafür, die Einzelheiten zu erfahren.“

„Gerade dies ist der Grund, mein Lieber. Sehen Sie, bester Freund, ihr da beim Kutusowschen Heere ruft: ‚Ein Hurra für den Zaren, für Rußland, für den Glauben!‘ Alles ganz schön und gut; aber was gehen uns, ich meine den österreichischen Hof, eure Siege an? Bringen Sie uns eine nette Nachricht von einem Siege des Erzherzogs Karl oder des Erzherzogs Ferdinand (Sie wissen: ein Erzherzog ist gerade soviel wert wie der andere), und

wäre es auch nur die Nachricht von einem Siege über eine Feuerwehrrkompagnie bei Bonapartes Truppen: dann werden unsere Kanonen Viktoria schießen. Aber was Sie uns da, wie mit besonderer Absicht, melden, das kann uns nur verbrießen. Der Erzherzog Karl tut gar nichts; der Erzherzog Ferdinand bedeckt sich mit Schmach. Wien geht ihr auf und schützt es nicht mehr, als wenn ihr zu uns sagen wolltet: „Gott stehe uns und euch und eurer Hauptstadt bei!“ Der einzige General, den wir alle gern hatten, war Schmidt; den führt ihr in den Kugelregen, wo er fällt, und dann beglückwünscht ihr uns zu dem Siege! Das müssen Sie doch selbst sagen: etwas, wodurch der Hof sich schlimmer gereizt fühlen könnte als durch die Nachricht, die Sie bringen, kann man sich gar nicht ausdenken. Dieses Ereignis macht gewissermaßen den Eindruck der Absichtlichkeit. Außerdem, selbst wenn ihr einen wahrhaft glänzenden Sieg davongetragen hättet, ja selbst wenn dies dem Erzherzog Karl gelungen wäre: inwiefern würde dadurch der allgemeine Gang der Dinge beeinflusst werden? Jetzt käme das alles doch zu spät, da Wien von den französischen Truppen besetzt ist.“

„Besetzt, sagen Sie? Wien besetzt?“

„Und nicht bloß das; sondern es ist auch schon Bonaparte in Schönbrunn, und der Graf, unser lieber Graf Wrba, begibt sich zu ihm, um seine Befehle einzuholen.“

Volkonski merkte, daß die Reise und der Besuch beim Minister und namentlich das Diner ihn doch dermaßen ermüdet und seine geistige Kraft gelähmt hatten, daß er die ganze Bedeutung der soeben gehörten Worte nicht verstand.

„Heute morgen war Graf Lichtenfels bei mir“, fuhr Wilibin fort, „und zeigte mir einen Brief, in dem die Parade der Franzosen in Wien ausführlich beschrieben war. Prinz Murat und alles, was drum und dran hängt . . . Sie sehen, daß Ihr

Sieg keineswegs besonders erfreulich ist, und daß man Sie nicht als Retter empfangen kann . . .“

„Wirklich, die Art des Empfanges ist mir ganz gleichgültig, völlig gleichgültig,“ sagte Fürst Andrei, der zu verstehen begann, daß seine Nachricht von einem Kampfe in der Nähe von Krems angesichts solcher Ereignisse, wie es die Besetzung der österreichischen Hauptstadt war, in der That nur eine sehr untergeordnete Bedeutung hatte. „Wie ist es denn aber zugegangen, daß Wien eingenommen wurde?“ fragte er. „Und wie ist es mit der Brücke und dem berühmten Brückenkopf und dem Fürsten Auersperg? Bei uns hieß es doch, Fürst Auersperg werde Wien verteidigen.“

„Fürst Auersperg steht auf dieser Seite der Donau, auf der unsrigen, und beschützt uns; ich glaube zwar, daß er nur ein schlechter Schutz für uns ist, nun, aber er beschützt uns doch. Wien aber liegt auf der andern Seite. Sie fragen nach der Brücke; nein, die Brücke ist noch nicht genommen und wird auch, wie ich hoffe, nicht genommen werden, weil Minen darin gelegt sind und Befehl gegeben ist, sie in die Luft zu sprengen. Undernfalls wären wir schon längst in den böhmischen Gebirgen, und Sie und Ihre Armee hätten eine böse Viertelstunde zwischen zwei Feuern durchzumachen gehabt.“

„Aber das soll doch nicht heißen, daß der ganze Feldzug beendet wäre?“ fragte Fürst Andrei.

„Ich meine allerdings, daß er beendet ist. Und derselben Ansicht sind auch die großen Schlafmützen hier; sie wagen nur nicht, es auszusprechen. Es tritt eben ein, was ich gleich zu Beginn des Feldzuges gesagt habe: nicht durch euer Scharmützel bei Dürrenstein wird die Sache entschieden und überhaupt nicht durch das Pulver, sondern durch die Leute, die das Pulver erfunden haben,“ sagte Bilibin, eines seiner Witzworte wiederholend. Er

zog die Haut auf der Stirn auseinander und hielt einen Augenblick inne. „Die Frage ist nur, was die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Könige von Preußen in Berlin für einen Erfolg hat. Wenn Preußen in die Allianz eintritt, dann hat Oesterreich nicht mehr freie Hand, und der Krieg geht weiter. Wenn nicht, dann kommt es nur darauf an, zu verabreden, wo die Präliminarien für ein neues Campo Formio aufgestellt werden sollen.“

„Aber welche erstaunliche Genialität!“ rief auf einmal Fürst Andrei, indem er seine kleine Hand zur Faust ballte und damit auf den Tisch schlug. „Und was für ein Glück dieser Mensch hat!“

„Buonaparte?“ erwiderte Bilibin in fragendem Tone; er runzelte die Stirn und gab damit zu verstehen, daß sogleich eine pointierte Wendung kommen werde. „Buonaparte?“ sagte er und legte dabei einen besonderen Nachdruck auf den Vokal u. „Ich möchte doch meinen, daß, wenn er jetzt dem österreichischen Kaiserstaate von Schönbrunn aus Gesetze vorschreibt, man ihn von seinem u befreien sollte. Ich führe entschlossenen Mutes eine Neuerung ein und nenne ihn künftig schlechtweg Bonaparte.“

„Nein, nun ohne Scherz,“ sagte Fürst Andrei. „Sind Sie wirklich der Ansicht, daß der Feldzug zu Ende ist?“

„Meine Ansicht ist diese. Oesterreich hat die Beche bezahlen müssen; aber daran ist dieser Staat nicht gewöhnt. Er wird es uns wiedervergelten. Die Beche bezahlt hat Oesterreich insofern, als seine Provinzen verwüstet sind (man sagt, die rechtgläubigen Truppen verstanden sich auf das Plündern in einer entsetzlichen Weise), seine Armee geschlagen und seine Hauptstadt vom Feinde besetzt, und das alles um der schönen Augen Seiner sardinischen Majestät willen. Und daher (unter uns, mein Lieber) glaube ich zu wittern, daß Oesterreich uns betrügt; ich glaube zu wittern, daß es Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft und einen

Friedensschluß, den Abschluß eines geheimen Separatfriedens, ins Auge gefaßt hat."

„Das ist nicht möglich!“ rief Fürst Andrei. „Das wäre ja schändlich!“

„Qui vivra, verri,“ erwiderte Bilibin und zog die Stirnhaut wieder auseinander, woraus zu ersehen war, daß er dieses Gespräch als beendet betrachtete.

Als Fürst Andrei in das für ihn zurechtgemachte Zimmer kam und sich in frischer Wäsche auf Federbetten und parfümierte, gewärmte Kissen legte, da hatte er die Empfindung, als ob das Treffen, von dem er die Nachricht hergebracht hatte, weit, weit hinter ihm läge. Das Bündnis mit Preußen, die Verräterei Osterreichs, der neue Triumph Bonapartes, sowie morgen die Parade und die Cour und die Audienz beim Kaiser Franz, das war's, was seine Gedanken beschäftigte.

Er schloß die Augen; aber in demselben Augenblicke ging auch in seinen Ohren das Donnern der Kanonen, das Knattern des Gewehrfeuers, das Rasseln der Räder seines Postwagens los, und da stiegen wieder von dem Berge in lang ausgedehnten Linien die Musketiere herab, und die Franzosen schossen, und er fühlte, wie sein Herz zu zucken begann, und er ritt neben dem General Schmidt vorwärts, und die Kugeln piffen lustig um ihn herum, und er empfand das Gefühl einer verzehnfachten Lebensfreude, wie er sie seit seiner Kinderzeit nicht mehr gekannt hatte.

Er erwachte.

„Ja, das ist wirklich alles geschehen! . . .“ sagte er mit einem glücklichen, kindlichen Lächeln zu sich selbst, und dann versank er in einen festen, jugendlichen Schlaf.

XI

Am nächsten Morgen erwachte er erst spät. Indem er sich die Ereignisse des vergangenen Tages ins Gedächtnis zurückrief, erinnerte er sich vor allem daran, daß er sich heute dem Kaiser Franz vorstellen sollte, und weiter erinnerte er sich an den Kriegsminister, an den höflichen österreichischen Flügeladjutanten, an Bilibin und an das Gespräch, das er mit diesem am vorhergehenden Abende geführt hatte. Nachdem er zu der Fahrt nach dem Schlosse volle Paradeuniform angelegt hatte, was bei ihm schon lange nicht mehr dagewesen war, trat er frisch und munter, eine hübsche Erscheinung, mit verbundener Hand in Bilibins Arbeitszimmer. Hier waren vier Herren vom diplomatischen Korps anwesend. Den Fürsten Jppolit Kuragin, welcher Gesandtschaftssekretär war, kannte Volkonski bereits; mit den übrigen machte ihn Bilibin bekannt.

Diese Herren, die bei Bilibin zu Besuch waren, sämtlich lebenslustige, vornehme, reiche junge Männer, bildeten hier in Brünn, wie schon vorher in Wien, einen besonderen Zirkel, welchen Bilibin, sozusagen der Vorsitzende desselben, „die Unsrigen“, les nôtres, nannte. Dieser fast ausschließlich aus Diplomaten bestehende Klub hatte augenscheinlich seine eigenen Interessen, die mit Krieg und Politik nichts gemein hatten; diese Interessen drehten sich um Ereignisse in der höheren Gesellschaft, um Beziehungen zu gewissen Damen und um die bureaumäßige Seite des Dienstes. Diese Herren empfingen den Fürsten Andrei in ihrem Kreise allem Anschein nach gern, wie einen der Ihrigen, eine Ehre, die sie nur wenigen erwiesen. Aus Höflichkeit, und um dadurch das Gespräch in Gang zu bringen, richteten sie an ihn einige Fragen über das Heer und das Treffen; dann aber

löste sich das Gespräch in Scherze und Plaudereien auf, die sich locker aneinander reihten.

„Aber das schönste dabei war,“ sagte einer, der von dem Mißgeschick eines diplomatischen Kollegen erzählte, „das schönste dabei war, daß der Kanzler ihm geradezu sagte, seine Ernennung nach London sei eine Beförderung, und als solche möge er sie auch ansehen. Können Sie sich vorstellen, was er dabei für eine Figur machte?“

„Was jedoch das allerschlimmste ist, meine Herren,“ fügte ein anderer hinzu, „ich muß Kuragin vor Ihnen anklagen: jener arme Kerl sitzt in der Patzche, und dieser Don Juan hier macht sich das zunutze; so ein entsetzlicher Mensch!“

Fürst Ippolit lag auf einem bequemen Lehnstuhl und streckte die Beine über die Seitenlehne.

„Das könnte wohl zutreffen,“ sagte er.

„O, Sie Don Juan, Sie Schlange!“ riefen mehrere Herren.

„Sie wissen nicht, Volkonski,“ wandte sich Bilibin an den Fürsten Andrei, „daß alle Schreckenstaten der französischen Armee (beinahe hätte ich gesagt: der russischen) nichts sind im Vergleich mit dem Unheil, das dieser Mensch unter den Frauen angerichtet hat.“

„Das Weib ist die Genossin des Mannes,“ bemerkte Fürst Ippolit und betrachtete seine hochliegenden Füße durch die Lorgnette.

Bilibin und die „Unsrigen“ lachten beim Anblicke seines Gesichtes laut los. Fürst Andrei merkte, daß dieser Ippolit, auf den er (er konnte es nicht ableugnen) beinahe wegen seiner Frau eifersüchtig geworden wäre, in dieser Gesellschaft die Stelle eines Hansnarren einnahm.

„Nein, ich muß Ihnen Kuragin in seiner ganzen Glorie zeigen,“ sagte Bilibin leise zu Volkonski. „Er ist unbezahlbar,

wenn er über Politik spricht; diese Wichtigtuerei müssen Sie sehen.“

Er setzte sich neben Ippolit, legte seine Stirn in die üblichen Falten und begann mit ihm ein Gespräch über Politik. Fürst Andrei und die andern umringten die beiden.

„Das Berliner Kabinett kann seine Ansicht über ein Bündnis nicht aussprechen,“ begann Ippolit und blickte dabei alle bedeutungsvoll an, „ohne auszusprechen . . . wie in seiner letzten Note . . . Sie verstehen . . . Sie verstehen . . . Übrigens, wenn Seine Majestät der Kaiser nicht dem Grundgedanken unseres Bündnisses untreu wird . . .“

„Warten Sie, ich bin noch nicht fertig,“ sagte er zu dem Fürsten Andrei und ergriff dessen Hand. „Ich bin der Ansicht, daß eine Intervention stärker sein wird als die Unterlassung derselben. Und . . .“ Er schwieg einen Augenblick. „Man kann unmöglich die Sache durch die Nichtannahme unserer Depesche vom 28. Oktober für beendet halten. So wird der Ausgang der ganzen Sache sein.“

Er ließ Volkonskis Hand wieder los und deutete damit an, daß er nun wirklich ganz fertig sei.

„Demosthenes, ich erkenne dich an dem Kieselstein, den du in deinem goldenen Munde versteckt hältst,“ sagte Bilibin, dem sich vor Vergnügen der ganze Haarschopf auf dem Kopfe verschob.

Alle lachten, und Ippolit am lautesten von allen. Es machte ihm offenbar physischen Schmerz, und er konnte kaum Atem holen; aber er war nicht imstande, dieses heftige Lachen zu hemmen, bei dem sich sein sonst immer unbewegliches Gesicht in die Länge zog.

„Hören Sie einmal zu, meine Herren,“ sagte Bilibin. „Volkonski ist mein Gast sowohl in meiner Wohnung als auch hier in Brunn, und ich möchte ihn, soweit es in meinen Kräften steht,

mit allen Lebensgenüssen, die hier zu haben sind, regalieren. Wenn wir in Wien wären, so wäre das eine leichte Sache; aber hier in diesem häßlichen mährischen Loch ist es schwieriger, und ich bitte Sie alle um Ihren Beistand. Wir müssen ihm Brunn von der besten Seite zeigen. Sie nehmen das Theater auf sich, ich die Gesellschaft, Sie, Jppolit, selbstverständlich die Weiber."

"Wir müssen ihm Amélie zeigen, dieses reizende Wesen!" sagte einer der „Unsrigen“, indem er seine Fingerspitzen küßte.

"Überhaupt müssen wir diesen blutdürstigen Krieger zu einer humaneren Anschauungsweise bringen," meinte Bilibin.

"Ich werde von Ihren gastfreundlichen Anerbietungen kaum Gebrauch machen können," sagte Volkonski, und mit einem Blick auf die Uhr fügte er hinzu: „Und jetzt ist es Zeit, daß ich wegfahre.“

„Wohin denn?“

„Zum Kaiser.“

„Oh! oh! oh!“

„Na, dann also auf Wiedersehen, Volkonski! Auf Wiedersehen, Fürst! Kommen Sie ja recht früh zum Mittagessen," redeten die Herren durcheinander. „Wir rechnen auf Sie.“

„Nehmen Sie, wenn Sie mit dem Kaiser reden, darauf Bedacht, die gute Ordnung in der Lieferung des Proviantes und der Transportmittel soviel wie irgend möglich zu loben," sagte Bilibin, während er seinen Gast bis ins Vorzimmer begleitete.

„Ich würde es gern loben; aber nach meiner Kenntnis der Verhältnisse kann ich es nicht wahrheitsgemäß tun," antwortete Volkonski lächelnd.

„Nun, reden Sie überhaupt soviel wie möglich. Audienz zu geben ist seine besondere Passion; aber selbst zu sprechen, das liebt er nicht und versteht er auch nicht, wie Sie sehen werden.“

XII

Bei der Cour blickte Kaiser Franz dem Fürsten Andrei, der an dem ihm angewiesenen Plage zwischen den österreichischen Offizieren stand, nur starr ins Gesicht und nickte ihm mit seinem langen Kopfe zu. Aber nach der Cour theilte dem Fürsten Andrei der ihm vom vorhergehenden Tage bekannte Flügeladjutant in sehr höflicher Weise mit, daß der Kaiser den Wunsch habe, ihm Audienz zu erteilen. Kaiser Franz empfing ihn mitten im Zimmer stehend. Ehe das Gespräch begann, war Fürst Andrei überrascht, zu sehen, daß der Kaiser gewissermaßen verlegen war, nicht wußte, was er sagen sollte, und errötete.

„Sagen Sie, wann hat das Treffen angefangen?“ fragte er dann hastig.

Fürst Andrei antwortete. Auf diese Frage folgten andere von ebenso einfachem Inhalt: ob Kutusow gesund sei; wie lange es her sei, daß er, Fürst Andrei, aus Krems abgefahren sei, usw. Der Kaiser sprach in einem Tone, als ob seine ganze Absicht nur darin bestände, eine gewisse Anzahl von Fragen zu stellen. Die Antworten auf diese Fragen aber vermochten (das war nur zu offensichtlich) kein Interesse bei ihm zu erwecken.

„Um welche Stunde hat das Treffen angefangen?“ fragte der Kaiser.

„Ich kann Euer Majestät nicht Auskunft geben, um welche Stunde das Treffen in der Front begonnen hat; aber in Dürrenstein, wo ich mich befand, begannen unsere Truppen den Angriff zwischen fünf und sechs Uhr abends,“ antwortete Volkonski lebhafter werdend; diese Frage brachte ihn zu dem Glauben, er werde nun die Möglichkeit haben, die in seinem Kopfe bereits fertige, wahrheitsgemäße Schilderung alles dessen, was er wußte und zum Teil selbst gesehen hatte, vorzutragen,

Aber der Kaiser lächelte und unterbrach ihn:

„Wieviel Meilen?“

„Von wo bis wohin, Euer Majestät?“

„Von Dürrenstein bis Krems.“

„Drei und eine halbe Meile, Euer Majestät.“

„Die Franzosen haben das linke Ufer verlassen?“

„Wie die Kundschafter meldeten, sind die letzten in der Nacht auf Flößen übergesetzt.“

„Ist genug Furage in Krems?“

„Die Furage war nicht in derjenigen Quantität geliefert . . .“

Der Kaiser unterbrach ihn:

„Um wieviel Uhr ist General Schmidt gefallen?“

„Ich glaube, um sieben Uhr.“

„Um sieben Uhr. Sehr traurig! Sehr traurig!“

Der Kaiser sagte, er sei ihm dankbar, und verbeugte sich. Fürst Andrei ging hinaus und sah sich sofort von allen Seiten von Hofleuten umringt. Von allen Seiten blickten ihn freundliche Augen an und wurden freundliche Worte an ihn gerichtet. Der Flügeladjutant von gestern machte ihm Vorwürfe, daß er nicht im Schlosse Quartier genommen habe, und stellte ihm seine eigene Wohnung zur Verfügung. Der Kriegsminister trat zu ihm heran und beglückwünschte ihn zu dem Maria-Theresia-Orden dritter Klasse, den ihm der Kaiser verliehen hatte. Ein Kammerherr der Kaiserin brachte ihm eine Einladung zu Ihrer Majestät. Die Erzherzogin wünschte ebenfalls, ihn zu sehen. Er wußte gar nicht, wem er zuerst antworten sollte, und brauchte einige Augenblicke, um seine Gedanken zu sammeln. Der russische Gesandte faßte ihn an der Schulter, führte ihn an ein Fenster und begann ein Gespräch mit ihm.

Ganz gegen Bilibins Borausfagung wurde die Nachricht, welche Fürst Andrei gebracht hatte, sehr freudig aufgenommen.

Ein Dankgottesdienst wurde angeordnet. Kutusow wurde mit dem Großkreuz des Maria=Theresia=Ordens belohnt; auch viele Offiziere und Mannschaften wurden mit Dekorationen bedacht. Volkonski empfing von allen Seiten Einladungen und sah sich genötigt, den ganzen Vormittag über bei den höheren österreichischen Würdenträgern Visiten zu machen. Als er gegen fünf Uhr nachmittags mit seinen Besuchen fertig geworden war, machte er sich auf den Weg nach Hause, zu Bilibin, und entwarf unterwegs in Gedanken einen Brief an seinen Vater über das Treffen und über seine Reise nach Brünn. Vor der Türe des Hauses, in welchem Bilibin wohnte, stand eine bereits zur Hälfte mit Gepäc beladene Britschke, und Franz, Bilibins Diener, trat gerade, mühsam einen Koffer schleppend, aus der Haustür.

Ehe Fürst Andrei wieder zu Bilibin fuhr, war er noch in einer Buchhandlung gewesen, um sich für den Feldzug mit Büchern zu versorgen, und hatte sich dort unvermerkt etwas länger aufgehalten.

„Was gibt es denn?“ fragte Volkonski.

„Ach, Durchlaucht,“ antwortete Franz, indem er den Koffer mit Anstrengung auf die Britschke hob. „Wir ziehen noch weiter. Der Bösewicht ist schon wieder hinter uns her!“

„Was bedeutet das? Was ist los?“ fragte sich Fürst Andrei und ging eilig hinein.

In der Wohnung kam ihm Bilibin entgegen. Auf seinem sonst immer so ruhigen Gesichte prägte sich doch eine ziemliche Erregung aus.

„Nein, nein, das müssen Sie doch selbst zugeben,“ sagte er, „daß diese Geschichte mit der Laborbrücke“ (eine Brücke in Wien) „geradezu köstlich ist. Sie sind hinübergekommen, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden.“

Fürst Andrei verstand ihn nicht.

„Aber wo kommen Sie denn her, daß Sie nicht wissen, was bereits jeder Kutscher in der Stadt weiß?“

„Ich komme von der Erzherzogin. Da habe ich nichts gehört.“

„Und haben Sie nicht gesehen, daß überall gepackt wird?“

„Nein, ich habe nichts gesehen . . . Aber was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte Fürst Andrei ungeduldig.

„Was geschehen ist? Die Franzosen haben die Brücke passiert, die Auersperg verteidigen sollte, und die Brücke ist nicht in die Luft gesprengt worden, so daß Murat in diesem Augenblicke schon auf der Chaussee nach Brünn dahinjagt und heute oder morgen hier sein wird.“

„Hier? Aber warum ist denn die Brücke nicht in die Luft gesprengt worden, da sie doch unterminiert ist?“

„Das frage ich Sie. Das weiß kein Mensch, nicht einmal Bonaparte selbst.“

Bolkonski zuckte die Achseln.

„Aber wenn sie die Brücke passiert haben, so ist damit unsere Armee verloren; sie wird abgeschnitten werden,“ sagte er.

„Das ist ja bei diesem schlaunen Streiche auch die Absicht,“ antwortete Bilibin. „Hören Sie zu. Die Franzosen rücken in Wien ein, wie ich Ihnen schon erzählt habe. Alles sehr schön. Am andern Tage, das heißt gestern, steigen die Herren Marschälle Murat, Lannes und Belliard zu Pferde und reiten nach der Brücke. (Bitte zu beachten, daß sie alle drei aus der Gascogne stammen.) ‚Meine Herren,‘ sagt einer von ihnen, ‚Sie wissen, daß die Laborbrücke unterminiert ist, und daß sich an ihrem jenseitigen Ende ein furchtbarer Brückenkopf befindet und fünfzehntausend Mann, welche Befehl haben, die Brücke in die Luft zu sprengen und uns nicht hinüberzulassen. Aber unserm Kaiser Napoleon wird es angenehm sein, wenn wir diese Brücke nehmen. Wir wollen alle drei hinüberreiten und diese Brücke nehmen.‘ — ‚Schön, reiten

wir hinüber!“ sagen die andern; und sie überschreiten die Brücke und nehmen sie und befinden sich jetzt mit ihrer ganzen Armee auf dieser Seite der Donau und rücken gegen uns und gegen euch und eure Verbindungen vor.“

„Lassen Sie die Späße,“ sagte Fürst Andrei ernst und traurig.

Diese Nachricht war für den Fürsten Andrei betrübend, eröffnete ihm aber doch zugleich eine erwünschte Aussicht.

Sowie er gehört hatte, daß sich die russische Armee in so gefährlicher Lage befinde, war ihm auch sofort der Gedanke durch den Kopf geschossen, er, gerade er sei dazu prädestiniert, die Armee aus dieser Lage zu retten; hier sei sein Toulon, das ihn aus der Masse der unbekanntenen Offiziere herausheben und ihm den Eintritt in die Ruhmeslaufbahn ermöglichen werde. Während er Bilibin zuhörte, stellte er es sich bereits vor, wie er nach seiner Rückkehr zur Armee im Kriegsrate seinen Plan, das einzige Mittel zur Rettung der Armee, vorlegen und wie man ihn allein mit der Ausführung dieses Planes beauftragen werde.

„Lassen Sie die Späße,“ sagte er.

„Das sind keine Späße,“ fuhr Bilibin fort. „Nichts kann wahrer und trauriger sein. Diese drei Herren reiten ganz allein auf die Brücke und heben weiße Lächer in die Höhe; sie versichern, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen, und sie, die Marschälle, kämen, um mit dem Fürsten Auersperg das Erforderliche zu besprechen. Der wachthabende Offizier läßt sie in den Brückenkopf hinein. Sie erzählen ihm tausend Gascogner Schwindelgeschichten, sagen, der Krieg sei beendet, Kaiser Franz habe mit Bonaparte eine Zusammenkunft verabredet, und sie selbst hätten den Wunsch, mit dem Fürsten Auersperg zu reden, und was solcher Gasconaden mehr sind. Der Offizier schickt zu Auersperg, um diesen holen zu lassen; die Herren Marschälle umarmen die Offiziere, scherzen und setzen sich auf die Kanonen; unterdessen aber rückt ein franz-

zösisches Bataillon unbeachtet auf die Brücke, wirft die Säcke mit Brennstoffen ins Wasser und nähert sich dem Brückenkopf. Endlich erscheint der Generalleutnant selbst, unser lieber Fürst Auersperg von Mautern. ‚Liebenswürdiger Gegner! Perle des österreichischen Heeres, Held der Türkenkriege! Die Feindschaft ist beendet; wir können einander die Hand reichen. Der Kaiser Napoleon brennt vor Verlangen, den Fürsten Auersperg kennen zu lernen.‘ Mit einem Worte, diese Herren, die nicht umsonst Gascogner sind, überschütten Auersperg derartig mit schönen Worten, und dieser ist so entzückt über seine schnell entstandene Intimität mit den französischen Marschällen, so geblendet von dem Anblick des Mantels und der Straußfedern und der Brillantagraffe Murats, daß er nur das Feuer der Edelsteine sieht und nicht an das Feuer denkt, das er auf die Feinde geben lassen mußte.“ (Trotz der Lebhaftigkeit seiner Darstellung vergaß Wilibin nicht, nach diesem Wigwort einen Augenblick innezuhalten, um seinem Zuhörer Zeit zu lassen, es gebührend zu bewundern.)

„Das französische Bataillon dringt im Lauffschritt in den Brückenkopf ein, vernagelt die Kanonen, und die Brücke ist genommen. Nein, und was das allerschönste ist,“ fuhr er fort, und es schien, als ob der Reiz seiner eigenen Erzählung ihm zu einer gewissen Beruhigung von seiner Aufregung verhülfe, „der Sergeant, der bei der Kanone aufgestellt war, auf deren Signalschuß die Mine angezündet und die Brücke in die Luft gesprengt werden sollte, dieser Sergeant wollte, als er sah, daß das französische Militär auf die Brücke gelaufen kam, schon den Signalschuß abgeben, aber Lannes hielt ihm den Arm zurück. Der Sergeant, der augenscheinlich klüger war als sein General, tritt zu Auersperg heran und sagt: ‚Fürst, man betrügt Sie; da kommen die Franzosen!‘ Murat sieht, daß sie ihr Spiel verloren haben, wenn sie den Sergeanten weiterreden lassen. Mit erheucheltem Staunen (der echte

Gascogner!) wendet er sich zu Auersperg: „Ich werde irre an der in der ganzen Welt so gepriesenen österreichischen Disziplin,“ sagt er; „Sie erlauben Ihrem Untergebenen in dieser Weise zu Ihnen zu reden?“ Das war wahrhaft genial! Der Fürst Auersperg fühlt sich in seiner Ehre gekränkt und läßt den Sergeanten in Arrest setzen. Nein, da müssen Sie aber doch zugeben, daß diese ganze Geschichte von der Laborbrüde reizend ist. Das ist weder Dummheit noch Feigheit . . .“

„Vielleicht ist es Verrat,“ sagte Fürst Andrei und stellte sich lebhaft die grauen russischen Soldatenmäntel, die Wunden, den Pulverqualm, das Knattern des Gewehrfeuers und den Ruhm vor, der ihn erwartete.

„Auch das nicht. Der Hof kommt dadurch in eine sehr üble Lage,“ fuhr Bilibin fort. „Es ist weder Verrat noch Feigheit noch Dummheit; es ist dieselbe Geschichte wie bei Ulm . . .“ Er schien nachzudenken, wie wenn er nach einem Ausdruck suchte. „Es ist Naß in neuer Auflage. Wir sind ‚gemacht‘,“ schloß er in dem Gefühl, ein Witzwort gesagt zu haben, ein neues Witzwort, und zwar von der Art, daß sich hoffen ließ, es werde weiterkolportiert werden.

Die Falten, die seine Stirn bisher bedeckt hatten, zogen sich schnell auseinander, ein deutliches Anzeichen des Vergnügens, das ihm sein Bonmot machte; leise lächelnd begann er seine Nägel zu betrachten.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er plötzlich den Fürsten Andrei, welcher aufstand und nach seinem Zimmer zu ging.

„Ich will fort.“

„Wohin?“

„Zur Armee.“

„Aber Sie wollten doch noch ein paar Tage bei uns bleiben?“

„Jetzt halte ich für notwendig, sogleich abzureisen.“

Fürst Andrei ordnete das Erforderliche für seine Abreise an und begab sich auf sein Zimmer.

„Wissen Sie was, mein Lieber,“ sagte Bilibin, der bald darauf zu ihm ins Zimmer trat. „Ich habe über Sie nachgedacht. Warum wollen Sie eigentlich hinreisen?“

Und wie zum Beweise der Unbestreitbarkeit des Argumentes, das er vorbringen wollte, verschwanden alle Falten von seinem Gesichte.

Fürst Andrei sah seinen Wirt fragend an und antwortete nichts.

„Warum wollen Sie hinreisen? Ich weiß, Sie halten es für Ihre Pflicht, jetzt zur Armee zu eilen, weil die Armee in Gefahr ist. Ich verstehe das, mein Lieber; das ist Heroismus . . .“

„Keineswegs,“ erwiderte Fürst Andrei.

„Aber Sie sind ein Philosoph; so seien Sie es denn auch ganz, und betrachten Sie die Dinge auch von der andern Seite; dann werden Sie einsehen, daß Ihre Pflicht vielmehr darin besteht, sich selbst zu erhalten. Überlassen Sie es anderen, die zu nichts anderem taugen, unter den vorliegenden Umständen weiterzukämpfen . . . Sie haben keinen Befehl, zurückzufahren, und von hier sind Sie nicht entlassen; folglich können Sie bleiben und mit uns fahren, wohin uns unser unglückliches Schicksal führen wird. Es heißt, wir gehen nach Osmûk. Osmûk ist eine sehr angenehme Stadt. Wir beide können bequem zusammen in meinem Wagen fahren.“

„Hören Sie auf mit Ihren Scherzen, Bilibin,“ sagte Volkonski.

„Ich rede zu Ihnen so, wie ich denke, und als Freund. Erwägen Sie selbst: wohin und wozu wollen Sie jetzt wegfahren, während Sie doch bei uns bleiben können? Eines von zwei Dingen erwartet Sie mit Bestimmtheit“ (er zog die Haut über der linken Schläfe in Falten): „entweder kommen Sie gar nicht bis zur Armee, und es wird schon vorher Friede geschlossen, oder Nieder-

lage und Schmach wird mit der ganzen Kutusowschen Armee auch Ihnen zuteil."

Hier zog Bilibin die Haut wieder auseinander, überzeugt, daß sein Dilemma unwiderleglich sei.

"Erwägungen darf ich hierbei nicht anstellen," antwortete Fürst Andrei kühl und dachte: „Ich fahre hin, um die Armee zu retten.“

„Mein Lieber, Sie sind ein Held," sagte Bilibin.

XIII

Bolkonski machte dem Kriegsminister einen Abschiedsbesuch und fuhr dann noch in derselben Nacht zur Armee ab, obwohl er selbst nicht wußte, wo er sie finden könne, und Gefahr lief, auf dem Wege nach Krems von den Franzosen abgefangen zu werden.

In Brünn war der Hof nebst der gesamten Hofgesellschaft mit Einpacken beschäftigt, und das schwerere Gepäck war bereits nach Olmütz abgegangen. Bei Hegelsdorf gelangte Fürst Andrei auf die Landstraße, auf der sich mit der größten Eile und in der größten Unordnung die russische Armee fortbewegte. Die Straße war von Fuhrwerken, die sich aufstauten, dermaßen angefüllt, daß es für den Fürsten ein Ding der Unmöglichkeit war, in seinem Wagen weiterzufahren. Er ließ sich daher von einem Kosakenoffizier ein Pferd und einen Kosaken geben und ritt, die langen Wagenzüge überholend, hungrig und müde auf der Landstraße hin, um den Oberkommandierenden und seinen eigenen Reisewagen zu suchen. Schon unterwegs hatte er die schlimmsten Gerüchte über den Zustand der Armee zu hören bekommen, und der Anblick dieser unordentlich und hastig dahinziehenden Massen bestätigte jene Gerüchte.

„Dieser russischen Armee, die das englische Gold vom äußersten

Ende der Welt hergeführt hat, werden wir das gleiche Schicksal bereiten" (nämlich wie der Armee von Ulm): an diese Worte aus einem Armeebefehl Bonapartes vor dem Beginn des Feldzuges erinnerte sich Fürst Andrei, und diese Worte erweckten in seinem Innern gleichzeitig ein Gefühl der Bewunderung für die Genialität dieses Helden und die Empfindung gekränkten Stolzes und die Hoffnung, sich Ruhm zu erwerben. „Aber wenn mir nun nichts weiter übrigbleibt, als zu sterben?“ dachte er. „Nun gut; wenn's sein muß! Ich werde es nicht schlechter machen als andre.“

Mit schmerzlicher Geringschätzung blickte Fürst Andrei auf diese endlosen, durcheinander gewirrtten Truppenmassen, Trainfuhrwerke, Munitionswagen, Geschütze, und wieder Fuhrwerke, Fuhrwerke und Fuhrwerke von allen möglichen Arten, die einander überholten und in drei, vier Reihen nebeneinander die schmutzige Landstraße versperrten. Von überall her, von hinten und von vorn, soweit nur das Ohr reichte, hörte man das Knarren der Räder, das Rumpeln der schweren und leichteren Fuhrwerke und der Lafetten, das Getrappel der Pferde, Peitschenschläge und Geschrei beim Antreiben, Schimpfworte der Soldaten, der Offiziersburschen und der Offiziere. An den Rändern der Straße sah man fortwährend bald gefallene Pferde, theils abgehäutet, theils unabgehäutet, bald zerbrochene Fuhrwerke, bei denen einzelne Soldaten saßen und auf irgend etwas warteten, bald Soldaten, die sich von ihren Abteilungen getrennt hatten und sich in einzelnen Trupps in die nächsten Dörfer begaben oder schon aus den Dörfern Hühner, Schafe, Heu oder Säcke mit irgendwelchem Inhalt herbeischleppten. Wo die Straße anstieg oder sich senkte, wurde das Gedränge noch dichter, und es gab dort ein ununterbrochenes Stöhnen und Schreien. Soldaten, bis an die Knie im Schmutz wattend, packten mit den Händen die Geschütze und Wagen, um sie vom Fled zu bringen; die Peitschen-

hiebe hagelten, die Hufe glitten aus, die Stränge rissen; alle schrien, soviel die Lunge hergab. Die Offiziere, die den Marsch zu beaufsichtigen hatten, ritten zwischen den Wagenreihen bald vorwärts, bald zurück. Ihre Stimmen waren inmitten des allgemeinen Getöses nur schwach hörbar, und es war ihnen am Gesichte anzusehen, daß sie an der Möglichkeit, diese Unordnung zu beheben, verzweifeln.

„Das ist also das liebe, rechtgläubige Kriegesheer,“ dachte Wolkonfski, in Erinnerung an einen von Bilibin gebrauchten Ausdruck.

In der Absicht, einen von diesen Menschen zu fragen, wo der Oberkommandierende sei, ritt er an einen solchen Wagenzug heran. Dabei stieß er gerade auf ein seltsames, einspanniges Fuhrwerk, das augenscheinlich von ungeschickten Soldatenhänden zu rechtgemacht war und eine Art Mittelding von Bauernwagen, Kabriolett und Kalesche bildete. Gelenkt wurde der Wagen von einem vorn darauffitzenden Soldaten, und innen, unter dem ledernen Verdeck, hinter dem Sprizleder, saß eine ganz in Lächer gewickelte Frau. Fürst Andrei ritt heran und wendete sich schon mit einer Frage an den Soldaten, als das verzweifelte Geschrei der innen im Wagen sitzenden Frauensperson seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Offizier, der den Wagenzug beaufsichtigte, hatte nach dem Soldaten auf dem Kutschersitz dieses Wägelchens geschlagen, weil er andere Wagen hatte überholen wollen, und die Peitsche hatte das Sprizleder des Gefährtes getroffen. Die Frau begann entsetzlich zu kreischen. Als sie den Fürsten Andrei erblickte, bog sie sich hinter dem Sprizleder heraus und schrie, indem sie die mageren Arme aus ihrem Schaltuche herausstreckte und mit ihnen winkte:

„Adjutant! Herr Adjutant! . . . Ich bitte Sie um Gottes willen . . . Schützen Sie mich . . . Was soll nur aus mir werden? . . . Ich bin die Frau des Arztes vom siebenten Jägerregiment . . . Sie

lassen uns nicht durch . . . Wir sind zurückgeblieben und haben die Unsrigen verloren . . .“

„Ich schlage dich zu Klops! Kehr um!“ schrie der Offizier wütend den Soldaten an. „Kehr um mit deiner Bogelscheuche!“

„Herr Adjutant, schützen Sie mich! Mein Gott, mein Gott!“ schrie die Doktorfrau.

„Bitte, lassen Sie doch diesen Wagen weiterfahren. Sie sehen ja doch, daß eine Frau darin sitzt,“ sagte Fürst Andrei, zu dem Offizier heranreitend.

Der Offizier blickte ihn an und wandte sich, ohne zu antworten, wieder zu dem Soldaten: „Ich werde dir das Überholen anstreichen . . . Zurück! . . .“

„Lassen Sie den Wagen weiterfahren, sage ich Ihnen,“ wiederholte Fürst Andrei noch einmal und preßte die Lippen zusammen.

„Was bist du denn für einer?“ fuhr ihn plötzlich der Offizier mit der Wut, in welche Betrunkene oft geraten, an. „Was bist du für einer? Du“ (er legte einen besonderen Nachdruck auf das Du) „bist wohl ein hoher Vorgesetzter, wie? Hier bin ich der Vorgesetzte, und nicht du. Zurück, du da!“ rief er von neuem. „Ich schlage dich zu Klops!“

Dieser Ausdruck mußte dem Offizier wohl besonders gut gefallen.

„Der ist dem feinen Adjutanten gehörig über das Maul gefahren,“ rief jemand von hinten.

Fürst Andrei sah, daß sich der Offizier in jenem bekannten Zustande der Trunkenheit befand, in welchem die Leute ohne Anlaß Wutanfälle bekommen und nicht mehr wissen, was sie sagen. Er sah, daß sein eigenes Eintreten für die Doktorfrau mit einer gewissen Lächerlichkeit behaftet war (und gerade das war es, was er am meisten in der Welt fürchtete); aber sein natürliches Ge-

fühl warf hier solche Erwägungen über den Haufen. Der Offizier hatte das letzte Wort noch nicht zu Ende gesprochen, als Fürst Andrei mit wutverzerrtem Gesichte dicht an ihn herantritt und die Kosakenpeitsche erhob.

„Lassen Sie den Wagen weiterfahren!“

Der Offizier machte eine Handbewegung im Sinne von: „Meinetwegen; so viel liegt mir nicht daran!“ und ritt schleunigst davon.

„Diese Kerle, diese hohen Offiziere, stören doch immer nur die Ordnung,“ brummte er. „Na, tut, was ihr wollt.“

Fürst Andrei ritt eilig, ohne aufzublicken, von der Doktorfrau weg, die ihn ihren Retter nannte, und indem er voll Widerwillen noch einmal die kleinsten Einzelheiten dieser unwürdigen Szene sich vergegenwärtigte, ritt er so schnell als möglich nach dem Dorfe hin, wo, wie man ihm sagte, sich der Oberkommandierende befand.

Als er zu dem Dorfe gekommen war, stieg er ab und ging auf das erste Haus los, in der Absicht, sich wenigstens einen Augenblick zu erholen, etwas zu essen und alle diese widerwärtigen, peinigenden Gedanken zur Klarheit zu bringen. „Das ist ein Haufe Gesindel, aber kein Heer,“ dachte er, während er auf die Tür des ersten Hauses zuging. Da rief eine ihm bekannte Stimme seinen Namen.

Er blickte um sich. Aus einem der kleinen Fenster steckte Neswizki sein hübsches Gesicht heraus. Mit vollem Munde lebhaft kauend und mit den Händen winkend, rief er den Fürsten Andrei heran.

„Volkonski, Volkonski, hörst du nicht? Komm schnell!“ rief er.

Als Fürst Andrei in das Haus trat, sah er Neswizki und noch einen andern Adjutanten mit einem kalten Imbiß beschäftigt. Eilig wandten sie sich zu Volkonski mit der Frage, ob er etwas

Neues wisse. Auf ihren ihm so wohlbekanntem Gesichtern las Fürst Andrei den Ausdruck der Besorgnis und Unruhe. Dieser Ausdruck war besonders auffällig auf Neswizki's sonst immer lachendem Gesichte.

„Wo ist der Oberkommandierende?“ fragte Volkonski.

„Hier, in dem Hause, dort,“ antwortete der andere Adjutant.

„Nun, ist es denn wahr, daß eine Kapitulation stattfindet und Friede geschlossen wird?“ fragte Neswizki.

„Danach möchte ich euch fragen. Ich weiß nichts, als daß ich mich mit größter Mühe zu euch durchgearbeitet habe.“

„Aber bei uns, Bruder, das ist ein Zustand! Schauderhaft! Ich muß mich schuldig bekennen, Bruder: über Maß haben wir gelacht; aber uns selbst geht es jetzt noch schlimmer,“ sagte Neswizki.

„Aber setz dich doch und iß einen Bissen.“

„Ihren Reisewagen werden Sie jetzt nicht finden, Fürst,“ sagte der andere Adjutant. „Zu finden ist überhaupt nichts. Ihr Peter ist Gott weiß wo.“

„Wohin wird denn das Hauptquartier gelegt?“

„In Znaim werden wir übernachten.“

„Ich habe mir alles, was ich brauche, auf zwei Pferde packen lassen,“ sagte Neswizki, „und die Leute haben die Packlasten ganz vorzüglich eingerichtet. Damit könnten wir sogar durch die böhmischen Berge Reißhaus nehmen. Es ist eine schlimme Geschichte, Bruder. Aber was hast du denn? Du bist wohl krank, daß du so zuckst?“ fragte er, da er bemerkte, daß Fürst Andrei zusammenfuhr, wie bei der Berührung einer Leidener Flasche.

„Mir fehlt weiter nichts,“ erwiderte Fürst Andrei.

Er hatte gerade an die Szene denken müssen, die er kurz vorher mit der Doktorfrau und dem Trainoffizier gehabt hatte.

„Was tut denn der Oberkommandierende hier?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Neswizki.

„Das eine weiß ich, daß die ganze Sache greulich ist, greulich, greulich!“ sagte Fürst Andrei und ging nach dem Hause, wo sich der Oberkommandierende aufhielt.

Nachdem Fürst Andrei an Kutusows Equipage, an den abgetriebenen Reitpferden der Suite und an einigen in lauter Unterhaltung begriffenen Kosaken vorbeigekommen war, trat er in den Hausflur. Kutusow selbst befand sich, wie dem Fürsten Andrei gesagt wurde, in der Stube mit dem Fürsten Wagrath und Weyrother zusammen. Weyrother war der österreichische General, der an die Stelle des gefallenen Schmidt getreten war. Im Hausflur hockte der kleine Koslowski in kauender Stellung vor einem Schreiber. Der Schreiber hatte die Ärmel seines Uniformrocks zurückgeschlagen und schrieb eilig auf einer umgestürzten Bütte. Koslowskis Gesicht sah matt und welk aus; er hatte augenscheinlich gleichfalls in der Nacht nicht geschlafen. Er sah den Fürsten Andrei an, nickte ihm aber nicht einmal mit dem Kopfe zu.

„Zweite Linie . . . Hast du das geschrieben?“ fuhr er, dem Schreiber diktierend, fort: „Das Kiemer Grenadierregiment, das Podolster . . .“

„Ich kann nicht mitkommen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte der Schreiber in respektlosem, ärgerlichem Tone, indem er nach Koslowski aufblickte.

In diesem Augenblicke war durch die Thür zu hören, wie Kutusow mit erregter, unzufriedener Stimme etwas sagte und eine andere, unbekanntere Stimme ihn unterbrach. An dem Tone dieser Stimmen, an der Achtlosigkeit, mit der ihn Koslowski angesehen hatte, an der Unehreerbietigkeit des ermüdeten Schreibers, sowie daran, daß der Schreiber und Koslowski in so geringer Entfernung von dem Oberkommandierenden auf dem Fußboden neben einer Bütte saßen, und daran, daß die Kosaken, welche die Pferde

hielten, dicht vor dem Fenster des Hauses so laut lachten: an alledem merkte Fürst Andrei, daß etwas Schlimmes von großer Bedeutung bevorstand.

Fürst Andrei wandte sich mit Fragen an Koslowski, obwohl er sah, daß diesem die Störung unwillkommen war.

„Sofort, Fürst,“ antwortete Koslowski. „Disposition für Bagration.“

„Und die Kapitulation?“

„Es findet keine Kapitulation statt; es sind Anordnungen zum Kampfe getroffen.“

Fürst Andrei ging auf die Tür zu, durch die die Stimmen zu hören waren. Aber in dem Augenblicke, als er die Tür öffnen wollte, schwiegen die Stimmen im Zimmer, die Tür öffnete sich ohne sein Zutun, und Kutusow mit seiner Adlernase in dem aufgedunsenen Gesichte erschien auf der Schwelle. Fürst Andrei stand unmittelbar vor ihm; aber an dem Ausdrucke des einzigen sehenden Auges des Oberkommandierenden war zu merken, daß seine Gedanken und Sorgen ihn so stark beschäftigten, daß sie ihm geradezu die Sehkraft beeinträchtigten. Er blickte seinem Adjutanten gerade ins Gesicht, ohne ihn zu erkennen.

„Nun, wie ist's? Bist du fertig?“ wandte er sich an Koslowski.

„Im Augenblick, Euer hohe Erzellenz.“

Bagration, dessen festes, unbewegliches Gesicht einen orientalischen Typus aufwies, ein Mann von kleinem Wuchs, hager, noch nicht bejahrt, trat hinter dem Oberkommandierenden aus dem Zimmer.

„Ich habe die Ehre, mich zurückzumelden,“ sagte Fürst Andrei ziemlich laut zu Kutusow und überreichte ihm einen Brief.

„Ah, aus Wien? Schön. Nachher, nachher!“

Kutusow trat mit Bagration auf die Stufen vor der Haustür hinaus.

„Nun, Fürst, lebe wohl,“ sagte er zu Bagration. „Christus sei mit dir. Ich segne dich zu einem großen Werke.“

Auf einmal wurde Kutusows Miene weich, und auf seinen Backen erschienen Tränen. Mit der linken Hand zog er Bagration an sich heran, und mit der rechten, an der er einen Ring trug, bekreuzte er ihn mit einer ihm offenbar sehr geläufigen Bewegung. Hierauf hielt er ihm seine fleischige Wange hin; indessen küßte Bagration ihn nicht auf die Wange, sondern auf den Hals.

„Christus sei mit dir!“ sagte Kutusow noch einmal und ging zu seinem Wagen. „Fahr mit mir,“ forderte er den Fürsten Andrei auf.

„Euer hohe Erzellenz, ich würde wünschen, mich hier nützlich zu machen. Gestatten Sie mir, bei der Abtheilung des Fürsten Bagration zu bleiben.“

„Fahr nur mit,“ wiederholte Kutusow, und als er bemerkte, daß Volkonski zauderte, fügte er hinzu: „Gute Offiziere habe ich selbst nötig, sehr nötig.“

Sie stiegen in den Wagen und fuhren einige Minuten lang schweigend.

„Wir haben noch viel Schweres vor uns, recht Schweres,“ sagte er mit dem Scharfblicke des erfahrenen Alters, wie wenn er alles durchschaut hätte, was in Volkonskis Seele vorging. „Wenn von Bagrations Abtheilung morgen der zehnte Teil davonkommt, dann will ich Gott danken,“ fügte er wie im Selbstgespräche hinzu.

Fürst Andrei sah nach Kutusow hin, und unwillkürlich haftete sein Blick in einer Entfernung von nicht viel mehr als einem Fuße auf den sauber gewaschenen Falten der Narbe an Kutusows Schläfe, wo ihm beim Sturm auf Ismail eine Kugel in den Kopf gedrungen war, und auf dem ausgelaufenen Auge des Oberkommandierenden. „Ja, er hat ein Recht, so ruhig von dem be-

vorstehenden Untergange dieser Menschen zu sprechen," dachte Bolkonfski.

„Eben deswegen bat ich, mich dieser Abtheilung zuzuweisen," sagte er.

Kutusow antwortete nicht. Er schien schon wieder vergessen zu haben, was er soeben gesagt hatte, und saß in tiefen Gedanken da. Aber fünf Minuten darauf schaukelte Kutusow sich gemächlich auf den weichen Sprungfedern des Polsterfisches und wandte sich zu dem Fürsten Andrei. Auf seinem Gesichte war keine Spur von Erregung mehr zu bemerken. Mit feinem Spotte erkundigte er sich bei dem Fürsten Andrei nach den Einzelheiten seiner Begegnung mit dem Kaiser, nach der Aufnahme, die die Nachricht von dem Treffen in der Nähe von Krems bei Hofe gefunden habe, und nach einigen Damen aus ihrem gemeinsamen Bekanntenkreise.

XIV

Kutusow hatte durch einen seiner Kundschafter am 1. November eine Nachricht erhalten, die ihm die Lage der von ihm kommandierten Armee als beinahe hoffnungslos erscheinen ließ. Der Kundschafter berichtete, daß die Franzosen nach Überschreitung der Brücke bei Wien mit gewaltigen Streitkräften auf die Verbindungslinie zwischen Kutusow und den aus Rußland kommenden Truppen anrückten. Entschloß sich Kutusow nun, in Krems zu bleiben, so schnitt die hundertfünfzigtausend Mann starke Armee Napoleons ihn von allen Verbindungen ab, umringte sein nur vierzigtausend Mann starkes, erschöpftes Heer, und er befand sich dann in derselben Lage wie Mac bei Ulm. Entschloß sich Kutusow aber, die Straße zu verlassen, die zur Vereinigung mit den aus Rußland kommenden Truppen führte, so mußte er ohne ordentliche Wege in das unbekannte Gebiet der

böhmischen Gebirge ziehen, sich dabei gegen einen an Streitkräften überlegenen Feind verteidigen und jede Hoffnung auf Vereinigung mit Buxhöwden aufgeben. Und drittens, wenn sich Kutusow dafür entschied, sich auf dem Wege von Krems nach Olmütz zurückzuziehen, um sich mit den Truppen aus Rußland zu vereinigen, so lief er Gefahr, daß die Franzosen, nach Passirung der Brücke bei Wien, ihm auf diesem Wege zuvorkamen und er auf diese Weise gezwungen wurde, einen Kampf auf dem Marsche anzunehmen, mit dem gesamten Train und Troß und gegenüber einem Gegner, der ihm dreifach überlegen war und ihn von zwei Seiten einschloß.

Kutusow entschied sich für diesen letzten Plan.

Die Franzosen zogen, wie der Kundschafter meldete, nach Passirung der Brücke bei Wien in Eilmärschen nach Znaim, welches an der Straße lag, auf welcher Kutusow sich zurückzog, und zwar mehr als hundert Werst vor ihm. Erreichte er Znaim vor den Franzosen, so konnte er gute Hoffnung hegen, daß ihm die Rettung seines Heeres gelingen werde; ließ er zu, daß ihm die Franzosen in Znaim zuvorkamen, so war eines von zwei traurigen Dingen sicher: entweder mußte er über seine ganze Armee dieselbe Schmach ergehen lassen, die das Madsche Heer bei Ulm betroffen hatte, oder er mußte seine ganze Armee dem Untergange weihen. Aber den Franzosen mit der gesamten Armee einfach durch Schnelligkeit zuvorkommen, war unmöglich. Der Weg der Franzosen von Wien nach Znaim war kürzer und besser als der Weg der Russen von Krems nach Znaim.

Nach Empfang jener Nachricht schickte Kutusow noch in der Nacht die viertausend Mann starke Avantgarde unter Bagration nach rechts über die Berge, von der Krems-Znaimer Straße nach der Wien-Znaimer hinüber. Bagration sollte diesen Übergang, ohne unterwegs zu rasten, ausführen, dann, wenn es ihm ge-

lungen wäre, den Franzosen zuvorzukommen, mit der Front nach Wien und dem Rücken nach Znaim haltmachen und sie aufhalten, solange er irgend könnte. Kutusow selbst zog, auch mit der gesamten Bagage, nach Znaim.

Nachdem Bagration mit seinen hungrigen, barfüßigen Soldaten, ohne Weg, über die Berge, in Nacht und Sturm fünfundvierzig Werst zurückgelegt und dabei ein Drittel seiner Leute als Marode eingebüßt hatte, gelangte er nach Hollabrunn an der Wien-Znaimer Straße einige Stunden früher als die Franzosen, die von Wien nach Hollabrunn marschiert waren. Kutusow brauchte mit seinem Trosse noch volle vierundzwanzig Stunden, um Znaim zu erreichen, und daher sollte, um die Armee zu retten, Bagration mit seinen viertausend hungrigen, entkräfteten Soldaten ganze vierundzwanzig Stunden lang die gesamte feindliche Armee, die in Hollabrunn mit ihm zusammenstieß, aufhalten, — was offenbar ein Ding der Unmöglichkeit war. Aber eine eigentümliche Fügung des Schicksals machte das Unmögliche möglich. Das Gelingen jenes Betruges, der ohne allen Kampf die Wiener Brücke den Franzosen in die Hände geliefert hatte, gab dem Prinzen Murat den Gedanken ein, in gleicher Weise auch Kutusow zu täuschen. Als Murat auf der Znaimer Straße auf die schwache Abtheilung Bagrations stieß, glaubte er, daß dies die ganze Armee Kutusows sei. Um diese Armee mit Sicherheit niederwerfen zu können, wollte er erst die Truppen erwarten, die noch auf dem Wege von Wien zurückgeblieben waren, und bot zu diesem Zwecke einen Waffenstillstand auf drei Tage an, mit der Bedingung, daß die beiderseitigen Truppen ihre Stellungen nicht verändern und ihre Standorte nicht verlassen dürften. Murat versicherte, die Friedensunterhandlungen seien bereits im Gange, und deshalb schlage er zur Vermeidung unnützen Blutvergießens den Waffenstillstand vor. Der österreichische General Graf Nostitz,

der auf Vorposten stand, traute den Worten des Muratschen Parlamentärs und zog sich zurück, wodurch er Bagrations Abtheilung bloßgab. Ein anderer Parlamentär Murats ritt nach der russischen Vorpostenkette, um dieselbe Nachricht über die Friedensverhandlungen mitzuteilen und den russischen Truppen einen dreitägigen Waffenstillstand vorzuschlagen. Bagration antwortete, er sei weder befugt, einen Waffenstillstand anzunehmen noch zurückzuweisen, und schickte einen seiner Adjutanten mit einem Berichte über den ihm gemachten Vorschlag zu Kutusow.

Der Waffenstillstand war für Kutusow das einzige Mittel, um Zeit zu gewinnen, damit die erschöpfte Abtheilung Bagrations sich erholen könnte und der Train und Troß (dessen Bewegungen den Franzosen verborgen blieben) wenigstens um einen weiteren Tagemarsch näher an Znaim herankäme. Der Vorschlag eines Waffenstillstandes gewährte die einzige und ganz unerwartete Möglichkeit, das Heer zu retten. Sobald Kutusow diese Nachricht erhalten hatte, schickte er unverzüglich den bei ihm bediensteten Generaladjutanten Wizingerode in das feindliche Lager. Wizingerode sollte nicht nur den Waffenstillstand annehmen, sondern auch Vorschläge über die Bedingungen einer Kapitulation machen; gleichzeitig aber schickte Kutusow mehrere Adjutanten nach rückwärts, um die Bewegung des Trains der ganzen Armee auf der Krems-Znaimer Straße soviel als irgend möglich zu beschleunigen. Nur die entkräftete, hungrige Abtheilung Bagrations sollte, um gleichsam als Wand diese Bewegung des Trains und des ganzen Heeres zu verdecken, regungslos vor dem achtmal stärkeren Feinde stehen bleiben.

Kutusows Erwartungen gingen in Erfüllung, sowohl in bezug darauf, daß die zu nichts verpflichtenden Kapitulationsvorschläge einem ziemlichen Teile des Trains Zeit gaben, vorbeizukommen, als auch in bezug darauf, daß Murats Irrtum sehr bald als

solcher erkannt werden mußte. Sobald Bonaparte, der sich in Schönbrunn, fünfundzwanzig Werst von Hollabrunn, befand, Murats Bericht empfangen und von dem Projekt eines Waffenstillstandes und einer Kapitulation Kenntniss erhalten hatte, durchschaute er sofort die Täuschung und schrieb an Murat den nachstehenden Brief:

„An den Prinzen Murat.

Schönbrunn, den 25. Brumaire 1805,
acht Uhr morgens.

Ich finde keine Worte, um Ihnen meine Unzufriedenheit auszudrücken. Sie kommandieren nur meine Avantgarde und haben kein Recht, ohne meinen Befehl einen Waffenstillstand abzuschließen. Durch Ihre Schuld komme ich jetzt um die Früchte eines ganzen Feldzuges. Brechen Sie den Waffenstillstand sofort, und rücken Sie gegen den Feind vor. Lassen Sie ihm die Erklärung zugehen, daß der General, der diese Kapitulation unterzeichnet hat, dazu nicht berechtigt war, und daß einzig und allein der Kaiser von Rußland dazu berechtigt ist.

Wenn übrigens der Kaiser die besagte Konvention ratifizieren sollte, so werde auch ich sie ratifizieren; aber das Ganze ist nur eine List. Gehen Sie drauflos, und vernichten Sie die russische Armee . . . Sie haben die Möglichkeit, den Russen ihre Bagage und ihre Artillerie wegzunehmen.

Der Generaladjutant des Kaisers von Rußland ist ein . . . Die Offiziere haben nicht das geringste zu bedeuten, wenn sie keine Vollmacht haben, und dieser hatte keine . . . Die Oesterreicher haben sich mit dem Übergange über die Wiener Brücke dúpieren lassen, und Sie lassen sich durch einen Adjutanten des Kaisers dúpieren.

Napoleon.“

Ein Adjutant Bonapartes jagte, was nur sein Pferd laufen konnte, mit diesem strengen Briefe zu Murat. Bonaparte selbst,

der sich auf seine Generale nicht verlassen mochte, brach mit der ganzen Garde nach dem Kampfplatze auf, in Besorgnis, daß ihm das schon sicher geglaubte Schlachtopfer doch noch entchlüpfen könne; die viertausend Mann starke Abtheilung Bagrations aber zündete sich fröhlich im Freien tüchtige Feuer an, trocknete sich, wärmte sich, kochte zum ersten Male seit drei Tagen sich wieder ihre Grüße, und niemand von den Leuten dieser Abtheilung wußte, was ihm bevorstand, oder dachte überhaupt daran.

XV

Um vier Uhr nachmittags kam Fürst Andrei, der mit seiner Bitte bei Kutusow doch noch durchgedrungen war, in dem Dorfe Grund an und meldete sich bei Bagration. Der Adjutant Bonapartes war noch nicht bis zu dem Muratschen Korps gelangt, und der Kampf hatte daher noch nicht begonnen. In Bagrations Abtheilung wußte man nichts von dem Gange der Dinge im großen; man sprach vom Frieden, glaubte aber eigentlich nicht an die Möglichkeit desselben. Man sprach von einem Kampfe und glaubte gleichfalls nicht, daß er nahe bevorstehe. Bagration, welcher wußte, daß dieser Adjutant Volkonski in besonderem Maße die Gunst und das Vertrauen des Oberkommandierenden besaß, empfing ihn mit besonderer Auszeichnung und mit der leutseligen Herablassung eines Vorgesetzten, teilte ihm mit, es werde wahrscheinlich heute oder morgen ein Kampf stattfinden, und stellte ihm völlig frei, ob er während des Kampfes sich in seiner Umgebung aufhalten wolle oder bei der Arrieregarde, um dort die Ordnung des Rückzuges zu überwachen, „was gleichfalls von hoher Wichtigkeit sei“.

„Ubrigens wird es heute wahrscheinlich noch nicht zum Kampfe

kommen," sagte Bagration, wie wenn er den Fürsten Andrei damit beruhigen wollte.

"Ist er einer der gewöhnlichen Becken von der Suite," dachte Bagration, "die nur zur Truppe geschickt werden, um einen Orden zu bekommen, so wird er zur Arrieregarde gehen, wo er ja zu einer solchen Dekoration gleichfalls gelangen kann; will er aber bei mir bleiben, nun, so mag er das tun; wenn er ein tapferer Offizier ist, wird er mir gute Dienste leisten können." Fürst Andrei bat, ohne hinsichtlich der ihm freigestellten Wahl eine Antwort zu geben, um die Erlaubnis, die Stellung abzureiten und sich die Aufstellung der Truppen anzusehen, um im Falle eines Auftrages zu wissen, wohin er zu reiten habe. Der Offizier du jour bei der Abteilung, ein schöner Mann, der in seiner Kleidung etwas Stutzerhaftes hatte, einen Brillantring am Zeigefinger trug und schlecht, aber mit besonderer Vorliebe französisch sprach, erbot sich, den Fürsten Andrei zu führen.

Überall sahen sie vom Regen durchnäßte, trüb blickende Offiziere, die den Eindruck machten, als ob sie etwas suchten, und Soldaten, die aus dem Dorfe Lüren, Bänke und Zaunpfähle herbeischleppten.

"Sehen Sie, Fürst, bei diesem Volke können wir kein korrektes Verhalten erzielen," sagte der Stabsoffizier, auf diese Soldatenweisend. "Die Schuld liegt an den Offizieren, die keine rechte Aufsicht führen und ihnen alles durchgehen lassen. Aber hier," er zeigte auf ein in der Nähe aufgeschlagenes Marketenderzelt, "hier finden sie sich zusammen und sitzen wer weiß wie lange. Erst heute morgen habe ich sie alle hinausgejagt; aber Sie werden sehen, das Zelt ist schon wieder voll. Wir müssen hinreiten, Fürst, und ihnen einen Schreck einjagen. Wir brauchen dazu nur einen Augenblick."

"Schön, reiten wir hin; ich will mir auch gleich bei dem Mar-

ketender ein Stück Käse und eine Semmel kaufen," sagte Fürst Andrei, der noch nicht dazu gekommen war, etwas zu genießen.

"Aber warum haben Sie mir das nicht gesagt, Fürst? Ich hätte Ihnen von meinem Mundvorrat angeboten."

Sie stiegen von den Pferden und traten in das Marktenderzelt. Offiziere mit geröteten, müden Gesichtern saßen dort an Tischen, tranken und aßen.

"Aber meine Herren, was soll das heißen!" rief der Stabs-offizier in einem vorwurfsvollen Tone, dem man es anhörte, daß er dieselbe Ermahnung schon wiederholt ausgesprochen hatte.

"Sie dürfen sich doch nicht in dieser Weise von Ihren Leuten entfernen. Der Fürst hat verboten, daß sich jemand hier aufhält. Nun sehen Sie nur, Herr Hauptmann," wandte er sich an einen kleinen, schmutzigen, mageren Artillerieoffizier, der ohne Stiefel (er hatte sie dem Marktender zum Trocknen gegeben), nur in Strümpfen, vor den beiden Eintretenden aufgestanden war und ein wenig lächelte, was aber nicht recht natürlich herauskam.

"Schämen Sie sich denn gar nicht, Hauptmann Luschin?" fuhr der Stabs-offizier fort. "Sie als Artillerist sollten doch eigentlich anderen ein gutes Beispiel geben, und nun haben Sie nicht einmal Stiefel an! Wenn Alarm geschlagen wird, werden Sie ohne Stiefel eine sehr hübsche Figur machen." Der Stabs-offizier lächelte. "Wollen die Herren sich auf ihre Posten begeben, alle, alle!" fügte er im Tone des befehlenden Vorgesetzten hinzu.

Fürst Andrei mußte beim Anblick des Hauptmanns Luschin unwillkürlich ebenfalls lächeln. Schweigend und lächelnd und von einem stiefellofen Fuße auf den andern tretend, blickte Luschin mit seinen großen, klugen, guten Augen bald den Fürsten Andrei, bald den Stabs-offizier fragend an.

"Die Soldaten pflegen zu sagen: ohne Stiefel geht man bequemer," sagte Hauptmann Luschin dann schüchtern und immer

noch lächelnd; er wünschte offenbar, sich durch den scherzenden Ton aus seiner unbehaglichen Situation herauszuhelfen.

Aber er hatte den Satz kaum zu Ende gesprochen, als er merkte, daß sein Scherz ordnungswidrig sei und nicht gut herauskam. Er wurde verlegen.

„Bitte, auf Ihre Posten, meine Herren!“ sagte der Stabs-offizier wieder und gab sich alle Mühe, ernst zu bleiben.

Fürst Andrei betrachtete noch einmal die kleine Gestalt des Artillerieoffiziers. Sie hatte etwas Eigentümliches, ganz und gar nicht Militärisches, einigermaßen Komisches, aber doch außer-ordentlich Anziehendes.

Der Stabsoffizier und Fürst Andrei stiegen wieder zu Pferde und ritten weiter.

Als sie aus dem Dorfe herausgekommen waren, trafen sie fortwährend, überholend oder begegnend, auf hierhin oder dorthin gehende Soldaten und Offiziere verschiedener Waffengattungen und erblickten linkerhand im Bau begriffene Schanzen, die von der frisch ausgehobenen Lonerde eine rötliche Färbung hatten. Mehrere Bataillone Soldaten, trotz der kalten Witterung in Hemdsärmeln, wimmelten wie weiße Ameisen auf diesen Schanzen umher; hinter einem Walle hervor wurden von unsichtbaren Händen unablässig Schaufeln voll roter Lonerde herausgeworfen. Die beiden Reiter ritten an eine Schanze heran, besichtigten sie und setzten dann ihren Weg fort. Unmittelbar hinter der Schanze stießen sie auf ein paar Duzend Soldaten, bei denen eine fortwährende Ablösung stattfand, indem manche zur Schanze zurückliefen und andere von dort kamen. Die beiden Reiter mußten sich die Nasen zuhalten und ihre Pferde in Trab setzen, um aus der verdorbenen Atmosphäre hinauszukommen.

„Ja, das sind so die Annehmlichkeiten des Lagerlebens, Fürst,“ sagte der Stabsoffizier du jour.

Sie ritten die gegenüberliegende Anhöhe hinan. Von dieser Anhöhe aus konnte man schon die Franzosen sehen. Fürst Andrei hielt sein Pferd an und sah prüfend um sich.

„Sehen Sie, dort haben wir eine Batterie stehen,“ sagte der Stabsoffizier und wies nach dem höchsten Punkte. „Sie wird von eben dem wunderlichen Gesellen befehligt, der ohne Stiefel im Marktenderzelte saß; von dort oben ist alles zu sehen; lassen Sie uns hinreiten, Fürst.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; aber ich reite nun wohl allein weiter,“ erwiderte Fürst Andrei, der den Stabsoffizier gern loswerden wollte. „Bitte, bemühen Sie sich nicht mehr.“

Der Stabsoffizier trennte sich von dem Fürsten Andrei, und dieser ritt allein weiter.

Je weiter er nach vorn, näher an den Feind heran, kam, um so ordentlicher und munterer wurde das Aussehen der Truppen. Die schlimmste Unordnung und Niedergeschlagenheit hatte bei jener Abteilung des Trains geherrscht, die Fürst Andrei am Vormittag auf der Krems-Znaimer Landstraße getroffen hatte und die von den Franzosen zehn Werst entfernt war. Auch in dem Dorfe Grund machte sich eine gewisse Unruhe und Angstlichkeit fühlbar. Aber je mehr sich Fürst Andrei der französischen Vorpostenkette näherte, um so mehr Zuversicht und Selbstvertrauen kam in der ganzen Erscheinung unserer Truppen zum Ausdruck. In Reih und Glied aufgestellt, standen die Soldaten in ihren Mänteln da, und die Feldwebel und Kompagniechefs zählten ihre Leute durch, wobei sie immer dem letzten Manne einer jeden Abteilung mit dem Finger auf die Brust tippten und ihn die Hand in die Höhe heben ließen; andere schleppten, sich in der ganzen Umgegend zerstreut, Brennholz und Buschwerk herbei und bauten unter eifriger Unterhaltung und fröhlichem Gelächter kleine Hütten; wieder andere saßen, mehr oder minder bekleidet,

um offene Feuer, trockneten ihre Hemden und Fußlappen oder besserten ihre Stiefel und Mäntel aus; viele drängten sich um die Kessel, wo die Köche die Grütze kochten. In einer Kompagnie war das Mittagessen gerade fertig, und mit begierigen Gesichtern blickten die Soldaten nach den dampfenden Kesseln und warteten auf die Begutachtung der Probe, die der Kapitän d'armes in einem Holznapfe dem auf einem Baumkloß vor seiner primitiven Hütte sitzenden Offizier brachte.

In einer anderen, noch glücklicheren Kompagnie (da es Branntwein nicht bei allen Kompagnien gab) standen die Soldaten dichtgedrängt um den podennarbigen, breitschulterigen Feldweibel herum, der in die ihm der Reihe nach hingereichten Deckel der Feldflaschen, jedesmal das Fäßchen ein wenig biegend, jedem sein Quantum eingoß. Mit andächtiger Miene führten die Soldaten die Flaschendeckel zum Munde, tranken sie aus, spülten den Branntwein im Munde umher, wischten sich den Mund mit dem Mantelärmel ab und traten mit vergnügten Gesichtern wieder von dem Feldweibel zurück. Die Gesichter aller waren so ruhig, als ob dies alles nicht angesichts des Feindes und vor einem Kampfe stattfände, bei dem voraussichtlich mindestens die Hälfte der Truppe auf dem Platze bleiben mußte, sondern irgendwo in der Heimat, wo ihnen ein ruhiges Quartier in Aussicht stand. Nachdem Fürst Andrei bei einem Jägerregimente vorbeigeritten war, kam er zu den Kiwer Grenadieren, stattlichen, gut aussehenden Leuten, die in denselben friedlichen Beschäftigungen begriffen waren; dort gelangte er nicht weit von der Baracke des Regimentskommandeurs, die sich durch ihre Höhe vor den übrigen auszeichnete, vor die Front einer Grenadier-Korporalschaft, vor der ein Mann mit entblößtem Oberkörper auf der Erde lag. Zwei Soldaten hielten ihn fest, und zwei andere schlangen biegsame Gerten und schlugen taktmäßig auf den nackten Rücken los.

Der Gezüchtigte schrie mörderlich. Ein dicker Major ging vor der Front auf und ab und sagte, ohne sich um das Geschrei zu kümmern, fortwährend:

„Stehlen ist für den Soldaten eine Schande. Der Soldat soll ehrlich, anständig und tapfer sein. Wenn aber einer seinen Kameraden bestiehlt, dann hat er keine Ehre im Leibe; so einer ist ein Lump. Immer weiter, immer weiter!“

Und das Klatschen der schwanken Gerten und das schreckliche, aber heuchlerisch übertriebene Geschrei dauerten fort.

„Immer weiter, immer weiter!“ sagte dazu der Major.

Ein junger Offizier trat mit einer Miene des Staunens und des Schmerzes von dem Gezüchtigten weg und blickte den vorüberreitenden Adjutanten fragend an.

Nun war Fürst Andrei an die vorderste Reihe gelangt und ritt an der Front entlang. Unsere Vorpostenkette und die feindliche standen auf dem linken und auf dem rechten Flügel weit voneinander entfernt; aber im Zentrum, an der Stelle, wo am Vormittage die Parlamentäre herangekommen waren, standen die Linien einander so nahe, daß die Gegner die Gesichter unterscheiden und ein Gespräch herüber führen konnten. Außer denjenigen Soldaten, die an dieser Stelle auf Posten waren, stand hier auf beiden Seiten aus Neugier noch eine Menge anderer Soldaten, welche lachend die ihnen sonderbar und fremdartig erscheinenden Feinde betrachteten.

Obwohl jede Annäherung an die Vorpostenkette verboten war, waren doch die dortigen Offiziere vom frühen Morgen an außerstande gewesen, die Neugierigen abzuwehren. Die Soldaten aber, die auf Vorposten standen, benahmen sich wie Leute, die dem Publikum irgendwelche Maritât zeigen: sie selbst blickten gar nicht mehr nach den Franzosen hin, sondern stellten statt dessen an den Herbeikommenden ihre Beobachtungen an und warteten gelang-

weilt auf die Ablösung. Fürst Andrei hielt an, um nach den Franzosen hinüberzublicken.

„Nu sieh mal, sieh mal,“ sagte ein Soldat zu seinem Kameraden und zeigte auf einen russischen Gemeinen von den Musketieren, der mit einem Offizier an die Vorpostenkette herangetreten war und mit einem französischen Grenadier in schnellem Tempo ein erregtes Gespräch führte. „Mein, was der flink plappert! Da kommt ja der Franzose selbst kaum mit. Na, du solltest doch auch mal mitreden, Sidorow!“

„Warte, laß mich mal hören! Ei ja, das geht flink!“ antwortete Sidorow, der in dem Rufe stand, französisch sprechen zu können.

Der Gemeine, auf den die beiden Lacher hinwiesen, war Dolochow. Fürst Andrei erkannte ihn und hörte seinem Gespräche zu. Dolochow war zusammen mit seinem Kompagniechef vom linken Flügel, wo ihr Regiment stand, in die Vorpostenkette gekommen.

„Na, immer weiter, immer weiter!“ heßte der Kompagniechef und beugte sich vor, um nur ja keins der ihm doch unverständlichen Worte zu verlieren. „Schnell, schnell, bitte. Was hat er denn gesagt?“

Dolochow antwortete dem Kompagniechef nicht; er war mit dem französischen Grenadier in einen hitzigen Streit hineingeraten. Sie redeten, wie es nicht anders sein konnte, vom Kriege. Der Franzose behauptete, indem er die Oesterreicher mit den Russen verwechselte, die Russen hätten bei Ulm teils sich ergeben, teils wären sie geflohen; Dolochow behauptete, die Russen hätten sich nicht ergeben, sondern die Franzosen geschlagen.

„Und sobald wir hier Befehl erhalten, euch wegzujagen, jagen wir euch auch hier weg,“ sagte Dolochow.

„Nehmt euch nur in acht, daß wir euch nicht mitsamt allen euren Kosaken in die Tasche stecken,“ erwiderte der Grenadier.

Die französischen Zuschauer und Zuhörer lachten los.

„Wir werden euch schon tanzen lehren, wie euch Sumorow hat tanzen lassen,“ sagte Dolochow.

„Was redet er da?“ fragte einer der Franzosen.

„Alte, abgetane Geschichten,“ antwortete der andre, der wenigstens so viel erriet, daß Dolochow von früheren Kriegen sprach. „Der Kaiser wird eurem Sumara schon ebenso wie allen andern zeigen, was eine Harke ist.“

„Bonaparte . . .“ begann Dolochow, aber der Franzose unterbrach ihn.

„Es gibt keinen Bonaparte; es gibt nur einen Kaiser. Sacré nom . . .“ schrie er wütend.

„Der Teufel soll euren Kaiser holen!“ Dolochow fügte auf russisch ein paar grobe Soldatenschimpfworte hinzu, warf sein Gewehr herum und trat zurück.

„Kommen Sie mit, Iwan Lufitsch,“ sagte er zu seinem Kompagniechef.

„Na, der hat mal schön französisch geredet!“ meinten die Soldaten in der Vorpostenkette. „Na, nun du mal los, Sidorow!“

Sidorow kniff die Augen zusammen, wandte sich nach den Franzosen hin und begann, schnell, ganz schnell sinnlose Worte zu plappern:

„Kari, mala, tafa, jafi, muter, kasta,“ schrie er und bemühte sich dabei, seiner Stimme eine energische, wechselnde Klangfarbe zu verleihen.

„Ho, ho, ho! Ha, ha, ha! Huch, huch, huch!“ erscholl bei den russischen Soldaten eine laute Salve eines gesunden, fröhlichen Gelächters, das unwillkürlich über die Vorpostenkette hinüber auch auf die Franzosen überging. Auf ein solches Gelächter

konnte, wie es schien, nichts anderes folgen, als daß man aus den Gewehren die Ladungen herausnahm und alle Soldaten sofort auseinander gingen und in ihre Heimat zurückkehrten.

Aber die Gewehre blieben geladen; die Schießscharten an den Häusern und Schanzen blickten ebenso drohend nach vorn wie vorher, und die abgeprokten Kanonen standen noch ebenso gegeneinander gerichtet da.

XVI

Nachdem Fürst Andrei die ganze Truppenlinie vom rechten bis zum linken Flügel abgeritten hatte, ritt er zu der Batterie hinauf, von der man nach der Angabe des Stabs-offiziers das ganze Terrain überblicken konnte. Hier stieg er vom Pferde und blieb bei dem letzten der vier abgeprokten Geschütze stehen. Vor den Geschützen ging ein Artillerist als Wachtposten auf und ab; er wollte vor dem Offizier Front machen und salutieren; aber auf ein ihm von diesem gegebenes Zeichen nahm er seine gleichmäßige, langweilige Wanderung wieder auf. Hinter den Geschützen standen die Prokassen; noch weiter zurück sah man die Bivakfeuer der Artilleristen und die Pferde, die an Seilen angebunden waren, welche zwischen eingegrabenen Pfählen gespannt waren. Links, nicht weit von dem letzten Geschütze, befand sich eine neue, aus Baumzweigen geflochtene Hütte, aus der ein lebhaftes Gespräch mehrerer Offiziere zu hören war.

Oben bei der Batterie erschloß sich in der That eine weite Umsicht: man übersah fast die gesamte Stellung der russischen Truppen und einen großen Teil der feindlichen Stellung. Der Batterie gerade gegenüber, am oberen Saume der gegenüberliegenden Anhöhe, war das Dorf Schöngrabern sichtbar; links und rechts davon konnte man an drei Stellen, inmitten rauchender Lagerfeuer, Abteilungen französischer Truppen erkennen,

während die Hauptmasse sich offenbar im Dorfe selbst und jenseits des Berges befand. Links von dem Dorfe, in dem Rauche, schien etwas zu sein, was wie eine Batterie ausah; aber mit bloßem Auge war es nicht mit Sicherheit zu erkennen. Unser rechter Flügel war auf einer ziemlich steilen Anhöhe postiert, von wo aus er die französische Stellung beherrschte. Über diese Anhöhe hin war unsere Infanterie verteilt, und weiterhin, am äußersten Rande, waren die Dragoner sichtbar. Im Zentrum, wo sich die Tuschinsche Batterie befand, von welcher aus Fürst Andrei die Stellung betrachtete, war der steilste und kürzeste Abstieg nach dem Bache zu, der uns von Schöngrabern trennte. Links lehnten sich unsere Truppen an einen Wald, wo die Bivakfeuer unserer Holz fällenden Infanterie rauchten. Die französische Aufstellung dehnte sich weiter aus als die unsrige, und es war klar, daß die Franzosen uns mit Leichtigkeit auf beiden Flügeln umgehen konnten. Hinter unserer Stellung befand sich eine tiefe, steile Schlucht, welche zu passieren bei einem Rückzuge für die Artillerie und Kavallerie schwierig gewesen wäre. Fürst Andrei holte sein Notizbuch heraus, stützte sich mit dem Ellbogen auf eine Kanone und zeichnete sich für seinen eigenen Gebrauch einen Plan der Truppenstellung. An zwei Stellen machte er mit dem Bleistift Bemerkungen, die er dem Fürsten Bagration mitzuteilen beabsichtigte. Er wollte zweierlei vorschlagen, erstens, die ganze Artillerie im Zentrum zu vereinigen, und zweitens, die Kavallerie zurückzunehmen und auf der anderen Seite der Schlucht aufzustellen. Da Fürst Andrei sich beständig in der Umgebung des Oberkommandierenden befunden, die Bewegungen der gesamten Truppenmassen und die allgemeinen Dispositionen eifrig verfolgt, auch beständig historische Schlachtberichte studiert hatte, so überlegte er auch für den bevorstehenden Kampf den zu erwartenden Gang der militärischen Operationen unwillkürlich

nur in großen Zügen. Er vergegenwärtigte sich im Geiste nur die das Ganze betreffenden Möglichkeiten, und zwar folgendermaßen: „Wenn der Feind einen Angriff auf den rechten Flügel macht,“ sagte er zu sich selbst, „so müssen das Kierner Grenadierregiment und das Podolsker Jägerregiment ihre Stellung so lange behaupten, bis die Reserven aus dem Zentrum heranzürücken; in diesem Falle können die Dragoner den Feind in der Flanke fassen und in die Flucht schlagen. Für den Fall dagegen, daß der Angriff sich gegen das Zentrum richtet, stellen wir auf dieser Anhöhe eine große Zentrumsartillerie auf, ziehen dann unter ihrem Schutze den linken Flügel zusammen und gehen in Echelons bis an die Schlucht zurück.“ So legte er sich das in Gedanken zurecht.

Die ganze Zeit über, während er bei der Batterie an dem Geschütze stand, hörte er zwar ununterbrochen die Stimmen der Offiziere, die in der Hütte miteinander redeten, verstand aber, wie das häufig vorkommt, mit seinen Gedanken beschäftigt, kein Wort von dem, was sie sagten. Plötzlich fiel ihm eine dieser Stimmen durch ihren warmen, von Herzen kommenden Ton dermaßen auf, daß er unwillkürlich hinhorchte.

„Nein, mein Bester,“ sagte die angenehme Stimme, die dem Fürsten Andrei bekannt vorkam, „ich bin überzeugt, wenn wir von unserem Zustande nach dem Tode Kenntniß haben könnten, dann würde niemand von uns den Tod fürchten. Ganz bestimmt nicht, mein Bester!“

Eine andere, jugendlicher klingende Stimme unterbrach ihn: „Ob man sich nun fürchtet oder nicht, entgehen kann man dem Tode doch nicht.“

„Fürchten tut man sich doch! Ach, ihr klugen Leute!“ sagte eine dritte, sehr mannhaft klingende Stimme, welche die beiden ersten unterbrach. „Ja, ja, ihr Artilleristen, eure große Klugheit

kommt davon her, daß ihr alles mögliche mitführen könnt, Schnaps und Mundvorrat!"

Und der Besitzer der mannhaften Stimme, offenbar ein Infanterieoffizier, lachte kräftig.

"Ja, fürchten tut man sich doch," fuhr die erste, bekannte Stimme fort. „Man fürchtet sich vor dem Unbekannten; das ist es. Und wenn man auch noch so oft sagt: die Seele kommt in den Himmel. Wir wissen ja doch, daß es keinen Himmel gibt, sondern nur eine Atmosphäre.“

Von neuem unterbrach die mannhafte Stimme den Artilleristen.

„Na, spendieren Sie mir ein Gläschen von Ihrem Kräuter-schnaps, Luschin," sagte diese Stimme.

„Ah! Das ist der Hauptmann, der im Marktentenderzelte ohne Stiefel da stand," dachte Fürst Andrei, und es machte ihm Vergnügen, die angenehme, philosophierende Stimme als die jenes Hauptmanns wiederzuerkennen.

„Ein Kräuterschnapschen können Sie haben," erwiderte Luschin. „Aber ich muß doch sagen, zu erkennen, wie es mit dem künftigen Leben steht . . .“

Er sprach nicht zu Ende. In diesem Augenblicke ließ sich in der Luft ein Pfeifen vernehmen, immer näher und näher, immer schneller und lauter, lauter und schneller; und in diesem Tone plötzlich innehaltend, wie jemand, der beim Reden mitten im Satz abbricht, flatschte eine Kanonenkugel nicht weit von der Hütte auf die Erde nieder. Ein Sprühregen von Lehm und Sand wurde mit ungeheurer Gewalt in die Luft geschleudert, und die Erde stöhnte gleichsam auf unter dem furchtbaren Schlage.

In demselben Augenblicke sprang, früher als alle andern, der kleine Luschin aus der Hütte heraus; eine kleine Tabakspfeife hing ihm im Mundwinkel; sein gutes, kluges Gesicht sah ein

wenig blaß aus. Hinter ihm trat der Besitzer der mannhaften Stimme heraus, ein frischer, kräftiger Infanterieoffizier, und lief zu seiner Kompagnie, indem er sich im Laufen den Rock zuknöpfte.

XVII

Fürst Andrei hielt zu Pferde bei der Batterie und spähte nach dem Rauche des Geschüßes, aus dem die Kugel abgefeuert war. Er ließ seine Augen in dem weiten Raume umherschweifen. Er sah nur, daß die vorher an ihren Plätzen verharrenden Massen der Franzosen in Bewegung geraten waren, und daß sich zur Linken tatsächlich eine Batterie befand. Von hier war der Schuß gekommen: das Rauchwölkchen über der Batterie hatte sich noch nicht verteilt. Zwei französische Reiter, wahrscheinlich Adjutanten, sprengten auf der Anhöhe einher. Eine deutlich erkennbare kleine feindliche Abtheilung marschierte bergab, wohl zur Verstärkung der Vorpostenkette. Noch hatte sich der Rauch von dem ersten Schusse nicht verzogen, als ein zweites Rauchwölkchen sich zeigte und ein Schuß ertönte. Der Kampf begann. Fürst Andrei wandte sein Pferd und ritt in scharfem Tempo nach Grund zurück, um den Fürsten Bagration aufzusuchen. Er hörte, wie hinter ihm die Kanonade häufiger und lauter wurde. Offenbar hatten die Unsrigen angefangen zu antworten. Unten, in der Gegend, wo am Vormittag die Parlamentäre erschienen waren, erscholl Gewehrfeuer.

Sowie Lemarrois mit dem streng tadelnden Briefe Bonapartes nach scharfem Ritte bei Murat eingetroffen war, setzte Murat, der sich schämte und seinen Fehler wieder gutmachen wollte, seine Truppen sofort zum Angriff auf das Zentrum und zur Umgehung der beiden Flügel in Bewegung, in der Hoffnung, es werde ihm noch vor dem Abende und vor der Ankunft des

Kaisers gelingen, die unbedeutende Abteilung, die ihm gegenüberstand, zu erdrücken.

„Es hat angefangen! Nun ist es da!“ dachte Fürst Andrei und fühlte, wie ihm das Blut in größeren Wellen zum Herzen strömte. „Aber wo und wie wird sich mein Toulon zeigen?“

Während er zwischen den Kompagnien dahinritt, die noch vor einer Viertelstunde ihre Grüße gegessen und ihren Schnaps getrunken hatten, sah er überall die gleichen, schnellen Bewegungen der sich aufstellenden und ihre Gewehre zurechtmachenden Soldaten und erkannte auf allen Gesichtern das gleiche Gefühl lebhafter Erregung, von dem sein eigenes Herz erfüllt war. „Es hat angefangen! Nun ist es da! Furchtbar und lustig zugleich!“ stand gleichsam auf dem Gesichte jedes Soldaten und Offiziers geschrieben.

Er hatte die im Bau begriffene Verschanzung noch nicht erreicht, als er in der abendlichen Beleuchtung des trüben Herbsttages eine Anzahl von Reitern erblickte, die ihm entgegenkamen. Der vorderste, der einen Filzmantel und eine Mütze mit einem Besätze von Lämmerfell trug, ritt einen Schimmel. Dies war Fürst Bagration. Fürst Andrei machte halt und erwartete ihn. Fürst Bagration hielt gleichfalls sein Pferd einen Augenblick an, und als er den Fürsten Andrei erkannte, nickte er ihm mit dem Kopfe zu. Er fuhr fort gerade vor sich hin zu blicken, während Fürst Andrei ihm berichtete, was er gesehen hatte.

Der Gedanke: „Es hat angefangen! Nun ist es da!“ war auch auf dem festen, braunen Gesichte des Fürsten Bagration mit den halbgeschlossenen, trüben, verschlafenen Augen zu lesen. Mit besorgter Neugier betrachtete Fürst Andrei dieses regungslose Gesicht und hätte gern gewußt, ob dieser Mann in diesem Augenblick etwas dachte und fühlte, und was er dachte und fühlte. „Seht überhaupt hinter diesem regungslosen Gesichte irgend-

welche Geistesarbeit vor?" fragte sich Fürst Andrei, während er ihn ansah. Fürst Bagration neigte den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses mit dem, was ihm Fürst Andrei dargelegt hatte, und sagte: „Gut, gut!“ mit einer Miene, als ob alles, was vorging und was ihm mitgeteilt wurde, genau das sei, was er bereits vorhergesehen habe. Fürst Andrei, der von dem schnellen Ritte außer Atem gekommen war, hatte schnell geredet. Fürst Bagration dagegen brachte jene Worte mit seiner orientalischen Aussprache ganz besonders langsam heraus, wie wenn er hervorheben wollte, daß zur Eile kein Anlaß sei. Indessen setzte er doch sein Pferd in Trab, und zwar in der Richtung auf die Batterie Luschins zu. Fürst Andrei ritt mit der Suite hinter ihm her. Die Suite bildeten ein Offizier à la suite, der persönliche Adjutant des Fürsten, Scherkow, ein Ordonnanzoffizier, der Stabsoffizier du jour auf einem hübschen anglißierten Pferde und ein Zivilbeamter, ein Auditeur, der sich aus Neugierde die Erlaubnis erbeten hatte, mit ins Treffen reiten zu dürfen. Der Auditeur, ein wohlbeleibter Mann mit vollem Gesichte, sah sich mit einem naiven, fröhlichen Lächeln nach allen Seiten um, schwannte auf seinem Pferde hin und her und bot in seinem Kamelotmantel auf einem Trainsattel mitten unter den Husaren, Kosaken und Adjutanten einen höchst sonderbaren Anblick.

„Er möchte sich gern den Kampf mit ansehen,“ sagte Scherkow zu Volkonski, indem er auf den Auditeur zeigte. „Aber er hat jetzt schon Herzbeklemmungen.“

„Ach, was Sie alles reden!“ entgegnete der Auditeur mit einem strahlenden, naiven und gleichzeitig schlauen Lächeln, als wenn er sich geschmeichelt fühlte, als Stichelblatt für Scherkows Späße zu dienen, und als wenn er sich absichtlich Mühe gäbe, dümmer zu scheinen, als er wirklich war.

„Ein schnurriger Kauz, mon monsieur prince,“ sagte der Stabs-

offizier du jour. Er erinnerte sich, daß im Französischen bei der Anrede mit dem Titel Fürst irgendein besonderer Sprachgebrauch zu beachten sei, konnte aber damit nicht zurecht kommen.

In diesem Augenblicke waren sie alle bereits der Luschinschen Batterie nahe gekommen, und vor ihnen schlug gerade eine Kanonenkugel ein.

„Was ist da hingefallen?“ fragte naiv lächelnd der Auditeur.

„Ein französischer Pfannkuchen,“ antwortete Scherkow.

„Also mit solchen Dingen wird geschossen?“ fragte der Auditeur. „Eine sonderbare Passion!“

Er schien gar nicht zu wissen, wo er sich vor Vergnügen lassen sollte. Kaum hatte er ausgeredet, als plötzlich wieder ein furchtbares Pfeifen ertönte, das auf einmal wie mit einem Schläge in etwas Feuchtes, Weiches abbrach, und sch-sch-sch-schwapp ein Kosak, der ein wenig rechts hinter dem Auditeur ritt, mit seinem Pferde zu Boden stürzte. Scherkow und der Stabsoffizier du jour bückten sich über ihre Sättel und wandten ihre Pferde weg. Der Auditeur hielt vor dem Kosaken an und betrachtete ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit. Der Kosak war tot, das Pferd schlug noch mit den Beinen.

Fürst Bagration drehte sich, die Augen zusammenkneifend, um, und als er die Ursache der eingetretenen Verwirrung erkannte, wandte er sich gleichmütig wieder ab, wie wenn er sagen wollte: „Ich habe keine Lust, mich mit euren Dummheiten abzugeben!“ Dann hielt er mit dem geschickten Griffe eines guten Reiters sein Pferd an, bog sich etwas zur Seite und brachte seinen Degen in Ordnung, der sich in den Filzmantel verwickelt hatte. Es war ein altertümlicher Degen, nicht von der Art, wie sie damals getragen wurden. Fürst Andrei erinnerte sich an eine Erzählung, Sumorow habe in Italien seinen Degen dem Fürsten Bagration geschenkt, und diese Erinnerung erschien ihm in diesem Augenblicke be-

sonders reizvoll. Sie gelangten nun zu eben der Batterie, bei der Volkonski kurz vorher gestanden und das Terrain des bevorstehenden Kampfes betrachtet hatte.

„Wer kommandiert die Batterie?“ fragte Fürst Bagration den Feuerwerker, der bei den Munitionskasten stand.

Er hatte gefragt: „Wer kommandiert die Batterie?“ aber der eigentliche Sinn seiner Frage war: „Ihr werdet hier doch keine Furcht haben?“ Und das fühlte auch der Feuerwerker richtig heraus.

„Hauptmann Luschin, Euer Erzellenz!“ rief der rothhaarige, im Gesicht ganz mit Sommerprossen bedeckte Feuerwerker in munterem Tone.

„Richtig, richtig,“ sagte Bagration, wie wenn er nachdächte, und ritt an den Progen vorbei zu dem letzten Geschütze.

In dem Augenblicke, als er herankam, donnerte aus diesem Geschütz ein Schuß, der ihn und seine Suite für einen Moment betäubte, und man sah in dem Rauche, der das Geschütz plötzlich umgab, die Artilleristen, die die Kanone packten und mit eiliger Anstrengung wieder auf den früheren Platz schoben. Der breitschultrige, herkulisch gebaute Soldat Nummer Eins mit dem Stückwischer sprang, die Beine weit auseinander spreizend, zum Rade zurück. Nummer Zwei schob mit zitternder Hand die Ladung in den Lauf. Eine kleine Gestalt mit gebückter Haltung, der Hauptmann Luschin, kam, über den Lafettenschwanz stolpernd, nach vorn gelaufen, ohne den General zu bemerken, und blickte unter seiner kleinen Hand weg nach dem Ziele hin.

„Gib noch zwei Linien zu; dann wird es genau stimmen!“ rief er mit seiner hohen, dünnen Stimme, der er einen zu seiner Gestalt nicht passenden, mannhaften Klang zu geben versuchte. „Zweites Geschütz!“ rief er in quiekendem Tone. „Medwjedjew, Feuer!“

Bagrations rief den Hauptmann an, und dieser trat zu dem General heran, wobei er mit einer verlegenen, ungeschickten Bewegung, ganz und gar nicht in der Weise, wie Militärpersonen zu salutieren pflegen, sondern eher ähnlich wie Geistliche den Segen erteilen, drei Finger an den Mützenkamm legte. Obwohl Tuschins Geschütze eigentlich dazu bestimmt waren, das Thal zu bestreichen, beschloß er mit Brandkugeln das gegenüberliegende Dorf Schöngrabern, aus welchem große Massen von Franzosen herausströmten.

Wohin er feuern solle und mit welcher Art von Geschossen, darüber hatte Tuschin von niemandem Befehl erhalten; sondern er hatte sich mit seinem Feldwebel Sachartschenko, vor dessen Sachkenntnis er großen Respekt hatte, beraten und war zu der Ansicht gelangt, daß es zweckmäßig sei, das Dorf in Brand zu schießen. „Gut!“ sagte Bagration auf den Rapport des Hauptmanns und betrachtete das ganze, offen vor ihm daliegende Schlachtfeld, wie wenn er etwas überlegte. Auf der rechten Seite waren die Franzosen näher herangekommen als anderwärts. Unterhalb der Anhöhe, auf der das Kiener Regiment stand, im Tale des Baches ertönte ein beängstigendes, ununterbrochen knatterndes Gewehrfeuer, und noch erheblich weiter rechts, über die Dragoner hinaus, machte der Offizier à la suite den Fürsten auf eine französische Kolonne aufmerksam, welche unsern Flügel umging. Zur Linken war die Aussicht durch den nahen Wald beschränkt. Fürst Bagration gab Befehl, daß zwei Bataillone aus dem Zentrum zur Verstärkung nach rechts gehen sollten. Der Offizier à la suite wagte es, dem Fürsten gegenüber das Bedenken zu äußern, daß bei dem Abzuge dieser Bataillone die Geschütze ohne Bedeckung bleiben würden. Fürst Bagration wandte sich zu dem Offizier à la suite um und blickte ihn mit seinen trüben Augen schweigend an. Fürst Andrei war der An-

sicht, daß die Bemerkung des Offiziers à la suite durchaus zutreffend sei, und daß sich wirklich nichts darauf erwidern lasse. Aber in diesem Augenblicke kam ein Adjutant von dem im Tale stehenden Regimentskommandeur herbeigaloppiert mit der Meldung, daß gewaltige Massen von Franzosen hinabgestiegen seien, daß das Regiment stark gelitten habe und sich zu den Kiewer Grenadiern zurückziehe. Fürst Bagration neigte den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses und der Billigung. Im Schrittritt er nach rechts und schickte den Adjutanten zu den Dragonern mit dem Befehl, die Franzosen anzugreifen. Aber der dorthin gesandte Adjutant kam nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, der Regimentskommandeur der Dragoner habe sich bereits hinter die Schlucht zurückgezogen, da die Feinde gegen ihn ein starkes Feuer gerichtet hätten, durch das er nutzlos seine Leute verloren habe; er habe daher die Schützenkadrons im Walde absitzen lassen.

„Gut!“ sagte Bagration.

In dem Augenblicke, als er von der Batterie wegritt, hörte man zur Linken im Walde ebenfalls schießen, und da es bis zum linken Flügel zu weit war, als daß er selbst noch hätte rechtzeitig hinkommen können, so schickte Fürst Bagration Scherkow dorthin und ließ durch diesen dem rangältesten General (demselben, welcher bei Braunau dem Oberkommandierenden Kutusow sein Regiment vorgeführt hatte) sagen, er möge sich so schnell als möglich hinter die Schlucht zurückziehen, da der rechte Flügel wahrscheinlich nicht imstande sein werde, den Feind lange aufzuhalten. An Luschin und die Bedeckung für dessen Batterie schien er nicht mehr zu denken. Fürst Andrei tauschte eifrig auf den Verkehr des Fürsten Bagration mit den Kommandeuren und auf die von ihm erteilten Befehle und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß Fürst Bagration Befehle, im strengen Sinne

des Wortes, eigentlich kaum erteilte, sondern sich vielmehr nur das Ansehen zu geben suchte, daß alles, was aus Nothwendigkeit oder zufällig oder nach dem Willen der einzelnen Kommandeure geschehen war, daß dies alles, wenn auch nicht auf seinen Befehl, so doch in Übereinstimmung mit seinen Absichten geschehen sei. Und weiter bemerkte Fürst Andrei, daß trotz jener Zufälligkeit der Ereignisse und trotz ihrer Unabhängigkeit von dem Willen des Oberbefehlshabers dennoch dank dem Takte, welchen Fürst Bagration bewies, seine Anwesenheit außerordentlich viel wirkte. Die Kommandeure, die mit verstörten Gesichtern zum Fürsten Bagration herangeritten kamen, gewannen ihre Ruhe wieder; die Soldaten und Offiziere begrüßten ihn fröhlich, wurden durch seine Anwesenheit frischer und lebhafter und paradierten augenscheinlich vor ihm mit ihrer Tapferkeit.

XVIII

Nachdem Fürst Bagration zu dem höchsten Punkte unseres rechten Flügels hinaufgeritten war, ritt er wieder bergab, nach der Gegend hin, aus der das unaufhörliche Knattern des Infanteriefeuers zu hören war, wo man aber vor Pulverrauch nichts sehen konnte. Je näher sie beim Hinabreiten der Sohle des Tales kamen, um so weniger konnten sie sehen, aber um so stärker machte sich die Nähe des eigentlichen Schlachtfeldes bemerkbar. Verwundete kamen ihnen entgegen. Einen derselben, mit blutigem Kopfe, ohne Mühe, hatten zwei Soldaten unter die Arme gefaßt und schleppten ihn so weiter; er röchelte und spuckte Blut; die Kugel hatte ihn offenbar in den Mund oder in die Kehle getroffen. Ein anderer, der ihnen begegnete, ging tapferen Mutes allein, ohne Gewehr; er stöhnte laut und schwenkte vor unerträglichem Schmerze den Arm, aus dem das Blut wie aus einer

Flasche auf seinen Mantel floß; seine Miene war mehr erschrocken als leidend; er war erst eine Minute vorher verwundet worden. Sie ritten quer über einen Fahrweg und nun steil den Abhang hinunter; auf dem Abhang sahen sie eine Anzahl von menschlichen Körpern liegen. Es begegnete ihnen ein Haufe Soldaten, unter denen sich auch Unverwundete befanden; die Soldaten gingen, schwer atmend, bergauf; ohne sich um den General zu kümmern, redeten sie laut miteinander und ließen die Armeschlenkern. Geradeaus, in dem Pulverrauche, wurden nun schon Reihen von grauen Mänteln sichtbar, und ein Offizier lief, als er Bagration erblickte, schreiend jenem abziehenden Soldatenhaufen nach und befahl den Leuten umzukehren. Bagration ritt an die Reihen heran, in denen bald hier, bald dort eilig Schüsse knallten, von denen jedes Gespräch und selbst die Kommandorufe übertönt wurden. Die ganze Luft war dick von Pulverrauch. Alle Soldaten hatten rauchgeschwärzte, erregte Gesichter. Einige von ihnen stampften mit den Ladestöcken die Ladung in die Läufe; andere schütteten Pulver auf die Pfannen und holten Patronen aus den Patronentaschen; wieder andere schossen. Aber auf wen sie schossen, das war bei dem Pulverrauche, den kein Wind forttrieb, nicht zu sehen. Recht oft wurden die unangenehmen Töne des Sausens und Pfeifens hörbar. „Was stellt das hier vor?“ dachte Fürst Andrei, als er an diese Schar von Soldaten heranritt. „Eine Vorpostenkette kann es nicht sein; denn sie bilden einen Haufen. Eine Attaée wird auch nicht gemacht; denn sie bewegen sich nicht vorwärts. Ein Karree kann es auch nicht sein; danach stehen sie nicht.“

Der Regimentskommandeur, ein hagerer, dem Anschein nach schon schwächerer alter Mann, dessen altersmüde Augen mehr als zur Hälfte von den Lidern bedeckt waren, was seinem Gesicht einen sanften Ausdruck verlieh, kam mit einem angenehmen

Lächeln auf den Fürsten Bagration zugeritten und begrüßte ihn wie ein Hausherr einen werten Gast. Er berichtete dem Fürsten Bagration, die Franzosen hätten eine Kavallerieattade auf sein Regiment gemacht; die Attade sei allerdings zurückgeschlagen worden, aber das Regiment habe mehr als die Hälfte seiner Leute verloren. Der Regimentskommandeur sagte zwar, daß die Attade zurückgeschlagen sei; aber er sann sich diesen militärischen Ausdruck nur aus zur Bezeichnung dessen, was mit seinem Regimente vorgegangen war; in Wirklichkeit wußte er selbst nicht, was in dieser halben Stunde die ihm anvertraute Truppe durchgemacht hatte, und konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob die Attade zurückgeschlagen oder sein Regiment bei der Attade geschlagen war. Er wußte nur, daß am Anfang des Kampfes auf einmal Kanonenkugeln und Granaten überall im Regiment eingeschlagen waren und die Leute getötet hatten, und daß dann jemand gerufen hatte: „Die Reiterei!“ und die Unsrigen angefangen hatten zu schießen, und daß sie nun seitdem schossen, nicht mehr auf die Kavallerie, die wieder verschwunden war, sondern auf französische Infanterie, die im Tale erschienen war und auf die Unsrigen schuß. Fürst Bagration neigte den Kopf, um damit zu verstehen zu geben, daß alles dies genau so sei, wie er es gewünscht und vorausgesehen habe. Dann wandte er sich an den Adjutanten und befahl ihm, zwei Bataillone des sechsten Jägerregiments, bei denen sie soeben vorbeigeritten waren, von der Anhöhe herbeizuholen. Fürst Andrei war in diesem Augenblicke ganz überrascht von der Veränderung, welche in dem Gesichte des Fürsten Bagration auf einmal vorgegangen war. Sein Gesicht drückte eine feste, fröhliche Entschlossenheit aus, wie wenn jemand an einem heißen Tage sich fertig gemacht hat, um ins Wasser zu springen, und nun den letzten Anlauf nimmt. Seine Augen sahen nicht mehr verschlafen und trübe aus; seine

Miene zeigte nicht mehr das verstellte tiefe Nachdenken: die runden, hellen Habichtsaugen blickten voll lebhaften Eifers und etwas geringschätzig nach vorn, augenscheinlich ohne auf einem einzelnen Gegenstande haften zu bleiben. Nur seine Bewegungen waren ebenso langsam und gemessen geblieben wie vorher.

Der Regimentskommandeur wandte sich an den Fürsten Bagration und bat ihn inständig, doch wegzureiten, da es hier gar zu gefährlich sei. „Ich bitte Euer Durchlaucht um alles in der Welt, ich bitte dringend!“ sagte er und blickte, um sich die Nothwendigkeit seiner Mahnung bestätigen zu lassen, nach dem Offizier à la suite hin, der sich von ihm wandte. „Da! Bitte, sehen Sie selbst!“ Er machte auf die Kugeln aufmerksam, die unaufhörlich um sie herum sausten, zischten und piffen. Er redete in dem gleichen Tone vorwurfsvoller Bitte, in welchem wohl ein Zimmermann zu dem vornehmen Bauherrn spricht, der das Beil zur Hand nimmt: „Unserer ist ja diese Arbeit gewohnt; aber Sie werden an Ihren zarten Händen Schwielen bekommen.“ Er redete, als könnten ihn selbst diese Kugeln nicht treffen, und seine halbgeschlossenen Augen verliehen seinen Worten noch mehr Überredungskraft. Der Stabsoffizier schloß sich den Mahnungen des Regimentskommandeurs an; aber Fürst Bagration antwortete ihnen nicht, sondern gab nur Befehl, das Feuer einzustellen und so Aufstellung zu nehmen, daß die beiden heranrückenden Bataillone Platz fänden. Während er sprach, wurde, wie von unsichtbarer Hand, durch einen sich erhebenden Wind der Rauchvorhang, der das Thal verbarg, von rechts nach links weggezogen, und vor ihren Blicken erschloß sich die Aussicht auf den gegenüberliegenden Berg mit den Franzosen, die auf seinem Abhange im Anrücken begriffen waren. Unwillkürlich richteten sich die Augen aller auf diese französische Kolonne, die gegen uns heranmarschierte und in Windungen, wie es die Ab-

stufungen des Terrains nötig machten, ihren Weg verfolgte. Schon waren die zottigen Pelzmützen der Soldaten zu erkennen; schon konnte man die Offiziere von den Gemeinen unterscheiden; es war zu sehen, wie die Fahne der Truppe um die Stange flatterte.

„Prachtvoll marschieren sie!“ sagte jemand in Bagrations Suite.

Die Lete der Kolonne hatte jetzt bereits die Talsohle erreicht. Der Zusammenstoß mußte auf dem diesseitigen Abhange erfolgen.

Auf unserer Seite ordneten die Überreste des Regimentes, das soeben in Aktion gewesen war, sich eiligst wieder und traten nach rechts; von ihrer Rückseite her kamen, diese Überreste zur Seite drängend, in guter Ordnung die beiden Bataillone des sechsten Jägerregimentes heran. Sie waren noch nicht bis zu Bagration gelangt; aber schon war der schwere, wuchtige Schritt einer so großen, im Takte marschierenden Menschenmasse zu hören. Auf dem linken Flügel der Truppe, dem Fürsten Bagration näher als alle andern, ging ein Kompagniechef, ein stattlicher Mann, mit einem dummen, glückseligen Ausdrücke auf dem runden Gesichte, eben der, welcher aus Luschins Hütte herausgekommen war. Er dachte in diesem Augenblicke offenbar an weiter nichts, als daß er beim Vorbeimarsch sich dem Fürsten als recht schneidiger Offizier präsentieren müsse.

Mit jener Selbstzufriedenheit, welche viele Offiziere vor der Front ihrer Leute zeigen, schritt er so leicht, als ob er dahinschwämme, auf seinen muskulösen Beinen einher und hielt sich ohne die geringste Anstrengung völlig gerade; durch diese Leichtigkeit zeichnete er sich sehr vor den schwer auftretenden Soldaten aus, die mit ihm Tritt hielten. Er legte den entblößten, dünnen, schmalen Säbel (einen gekrümmten, kleinen Säbel, der

gar nicht wie eine Waffe aus sah) salutierend an seinen Fuß und blickte, ohne aus dem Tritt zu kommen, indem er sich mit seiner ganzen kräftigen Gestalt geschmeidig drehte, bald nach seinem hohen Vorgesetzten hin, bald nach seinen Leuten zurück. Es schien, daß er alle seine Geisteskräfte nur darauf gerichtet hatte, in bester Haltung an seinem Chef vorbeizugehen, und daß er in dem Bewußtsein, diese Aufgabe gut zu erfüllen, sich vollkommen glücklich fühlte. „Linken . . . linken . . . linken . . .“ schien er bei jedem zweiten Schritte im stillen zu sagen, und nach diesem Takte bewegte sich mit einformig ernsten Gesichtern auch die Mauer der mit Tornister und Gewehr belasteten Soldatengestalten, wie wenn ein jeder unter diesen Hunderten von Soldaten in Gedanken bei jedem zweiten Schritte sagte: „Linken . . . linken . . .“ Ein dicker Major lief schnaufend und aus dem Tritt kommend um einen am Wege stehenden Strauch herum; ein zurückgebliebener Soldat holte atemlos, mit erschrockener Miene wegen seiner Unordnung, seine Kompagnie im Trabe wieder ein. Eine Kanonenkugel flog, die Luft niederdrückend, dicht über den Fürsten Bagration und seine Suite hin und schlug in die nach dem Takte „Linken . . . linken“ marschierende Kolonne ein. „Schließt die Reihen!“ ertönte die geziert klingende Stimme des Kompagniechefs. Die Soldaten umgingen im Bogen etwas an der Stelle, wo die Kugel niedergefallen war; ein alter, mit Ehrenzeichen geschmückter Flügelunteroffizier, der einen Augenblick bei den Getöteten zurückgeblieben war, holte seine Reihe wieder ein, wechselte mittels eines kleinen Sprunges den Schritt, kam wieder in Tritt und blickte grimmig um sich. „Linken . . . linken . . . linken . . .“ schien es aus dem drohenden Schweigen des Unteroffiziers und aus dem einformigen Schall der gleichzeitig auf die Erde schlagenden Beine herauszutönen.

„Ihr seid tüchtige Leute, Kinder!“ sagte Fürst Bagration.

„Mit Freuden . . . hum=hum=hum=hum!“¹ scholl es aus den Reihen der Soldaten zurück. Ein finsterblickender Soldat, der an der linken Flanke ging, blickte, während er mitschrie, den Fürsten Bagration mit einer Miene an, als ob er sagen wollte: „Das wissen wir selbst“; ein anderer sah gar nicht nach dem Fürsten hin, wie wenn er fürchtete, sich zu zerstreuen, stimmte mit weit geöffnetem Munde in den gemeinsamen Ruf ein und marschierte vorüber.

Es wurde befohlen, haltzumachen und die Tornister abzunehmen.

Bagration holte die Reihen, die an ihm vorbeimarschiert waren, wieder ein und stieg vom Pferde. Er gab einem Kosaken die Zügel, zog seinen Filzmantel aus, warf auch diesen dem Kosaken hin, rechte die Beine gerade und schob sich die Mütze zurecht. Die Tete der französischen Kolonne mit den vorausgehenden Offizieren erschien vom Fuße des Berges her.

„Mit Gott!“ rief Fürst Bagration mit fester, lauter Stimme, wandte sich für einen Augenblick nach der Front um und ging, ein wenig mit den Armen schlenkernd, mit dem ungeschickten Gange eines Kavalleristen, wie wenn es ihn besondere Mühe kostete, über das unebene Feld voran. Fürst Andrei hatte eine Empfindung, als würde er selbst von einer unwiderstehlichen Gewalt vorwärtsgezogen, und fühlte sich hochbeglückt.²

¹ Die vorschriftsmäßige Soldatenantwort: „Mit Freuden bemühen wir uns.“ Anm. des Übersetzers.

² Es ging hier jene Aftade vor sich, von welcher Thiers sagt: „Die Russen bewiesen große Tapferkeit, und man sah (was im Kriege nur selten vorkommt) zwei Infanteriemassen entschlossen aufeinander losgehen, ohne daß eine von beiden vor dem Zusammenstoße gewichen wäre“; und Napoleon sagte auf St. Helena: „Einige russische Bataillone zeigten eine rühmliche Unerschrockenheit.“ Anmerkung des Verfassers.

Die Franzosen waren bereits ziemlich nahe; schon konnte Fürst Andrei, der neben Bagration ging, die Bandeliers, die roten Schulterstücke und sogar die Gesichter der Franzosen deutlich erkennen; er sah genau, wie ein alter französischer Offizier mit auswärts gesetzten Füßen, in Stiefeletten, sich an den Sträuchern festhaltend, mühsam den Berg hinanstieg. Fürst Bagration gab keinen neuen Befehl und schritt immer in gleicher Weise schweigend vor den Reihen dahin. Plötzlich knallte bei den Franzosen ein einzelner Schuß, dann ein zweiter, ein dritter . . . und nun knatterte aus der gesamten in Unordnung geratenen feindlichen Linie das Gewehrfeuer, und der Pulverrauch breitete sich überall aus. Mehrere der Unsrigen fielen, darunter auch der Offizier mit dem runden Gesichte, der so vergnügt und eifrig marschiert war. Aber in demselben Augenblicke, wo der erste Schuß fiel, drehte sich Bagration um und schrie: „Hurra!“

„Hurra=a=a=a!“ verbreitete sich das langgedehnte Geschrei über unsere ganze Linie, und den Fürsten Bagration sowie einander überholend, liefen die Unsrigen in ungeordnetem, aber froh und lebhaft erregtem Schwarme bergab auf die aus Reih und Glied gekommenen Franzosen los.

XIX

Der Angriff des sechsten Jägerregimentes sicherte den Rückzug des rechten Flügels. Im Zentrum wurde das Vorrücken der Franzosen durch die energische Tätigkeit der vergessenen Batterie Tuschins aufgehalten, die das Dorf Schöngrabern bereits in Brand geschossen hatte. Die Franzosen beschäftigten sich damit, die Feuersbrunst zu löschen, die durch den Wind weitere Ausdehnung gewonnen hatte, und ließen so den Unsrigen Zeit, sich zurückzuziehen. Der Rückzug des Zentrums über die

Schlucht vollzog sich in großer Hast und mit vielem Lärm; indessen wurden die sich zurückziehenden Truppen nicht durch unnötige Befehle in Verwirrung gebracht. Aber der linke Flügel, aus dem Ufower und dem Podolsker Infanterieregiment und dem Pawlograder Husarenregiment bestehend, welcher gleichzeitig von überlegenen französischen Streitkräften unter dem Kommando des Marschalls Lannes angegriffen und umgangen wurde, geriet in arge Unordnung. Bagration schickte Scherkow zu dem General, der den linken Flügel kommandierte, mit dem Befehle, sich ungesäumt zurückzuziehen.

Hurtig gab Scherkow ohne die Hand vom Mützenschirm zu nehmen, seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Aber kaum war er von Bagration weg, als ihm die seelische Kraft untreu wurde. Es überkam ihn eine unbezwingliche Furcht, und er war nicht imstande nach einer Stelle zu reiten, wo es gefährlich war.

Als er sich den Truppen des linken Flügels genähert hatte, ritt er nicht nach vorn, wo das Schießen stattfand, sondern er suchte den General und die übrigen Kommandeure da, wo sie nicht sein konnten, und bestellte daher den Befehl Bagrations gar nicht.

Das Kommando über den linken Flügel stand nach dem Dienstalter dem Kommandeur eben jenes Regimentes zu, welches bei Braunau von Kutusow besichtigt war und in welchem Dolochow als Gemeiner diente. Das Kommando über den äußersten Teil des linken Flügels war dem Kommandeur des Pawlograder Regimentes zugefallen, bei welchem Kostow stand. Hieraus ergaben sich arge Mißhelligkeiten. Die beiden Kommandeure befanden sich in sehr gereizter Stimmung gegeneinander, und zu der Zeit, als auf dem rechten Flügel der Artilleriekampf schon längst im Gange war und die französische Infanterie bereits zum Angriff vorrückte, waren diese beiden Kommandeure in einem Wortwechsel begriffen, dessen Zweck war, einander zu beleidigen.

Ihre Regimenter aber, sowohl das Kavallerieregiment als auch das Infanterieregiment, waren für den bevorstehenden Kampf sehr wenig vorbereitet. Die Angehörigen dieser Regimenter, vom Gemeinen bis zum General, erwarteten keinen Kampf und beschäftigten sich in aller Seelenruhe mit friedlichen Dingen: die Kavallerie mit dem Füttern der Pferde, die Infanterie mit der Beschaffung von Brennholz.

„Er ist ja allerdings im Range über mir,“ sagte der deutsche Husarenoberst, vor Erregung errötend, zu dem Adjutanten, den der Infanteriegeneral zu ihm geschickt hatte. „Also mag er seinerseits tun, was er will. Aber meine Husaren kann ich nicht opfern. Trompeter! Blase zum Rückzug!“

Aber die Sache wurde eilig. Kanonenschüsse und Gewehrfeuer donnerten und knatterten bunt durcheinander vom rechten Flügel und vom Zentrum her, und die französischen Schützen des Marschalls Lannes in ihren Kapotmänteln hatten bereits den Damm des Mühlenteiches passiert und nahmen diesseits in doppelter Flintenschußweite Aufstellung. Der Kommandeur des Infanterieregimentes ging mit seinem zuckenden Gange zu seinem Pferde, schwang sich hinauf, setzte sich sehr gerade und hoch aufgerichtet hin und ritt zu dem Pawlograder Kommandeur. Beide näherten sich einander mit höflichen Verbeugungen und mit heimlichem Ingrimm im Herzen.

„Ich muß mich noch einmal an Sie wenden, Oberst,“ sagte der General. „Ich kann doch nicht die Hälfte meiner Leute im Walde umkommen lassen. Ich bitte Sie, ich bitte Sie,“ sagte er noch einmal, „Ihre Stellung einzunehmen und sich zur Attacke fertig zu machen.“

„Und ich muß Sie bitten, sich nicht in Dinge zu mischen, die Sie nicht verstehen,“ erwiderte der Oberst hitzig. „Wenn Sie Kavallerist wären . . .“

„Kavallerist bin ich nicht, Oberst; aber ich bin russischer General, und wenn Ihnen das nicht bekannt sein sollte . . .“

„Das ist mir sehr wohl bekannt, Euer Exzellenz,“ schrie plötzlich der Oberst, welcher dunkelrot wurde und seinem Pferde die Sporen gab. „Haben Sie die Güte, sich mit mir in die Vorpostenlinie zu bemühen; dann werden Sie sehen, daß diese Position ganz ungeeignet ist. Ich habe keine Lust, mein Regiment zu Ihrem Vergnügen aufreiben zu lassen.“

„Sie vergessen sich, Oberst. Mein Vergnügen habe ich dabei nicht im Auge und lasse mir dergleichen von niemand sagen.“

Der General nahm die Einladung des Obersten zu einem Wettstreit in der Tapferkeit an; er drückte die Brust heraus, machte ein finsternes Gesicht und ritt mit ihm nach der Vorpostenkette hin, als ob ihre ganze Meinungsverschiedenheit dort, in der Vorpostenkette, im Kugelregen, mit Notwendigkeit zur Entscheidung kommen werde. Sie gelangten zu der Vorpostenkette; einige Kugeln flogen über sie weg, und sie hielten schweigend ihre Pferde an. Zu sehen war in der Vorpostenkette eigentlich nichts Besonderes, da es schon von der Stelle aus, wo sie vorher gestanden hatten, völlig klar gewesen war, daß auf dem von Buschwerk und Schluchten durchzogenen Terrain die Kavallerie nicht operieren konnte, und daß die Franzosen den linken Flügel umgingen. Der General und der Oberst blickten einander grimmig und bedeutsam an, wie zwei Hähne, die sich zum Kampfe bereit machen, und ein jeder wartete vergebens auf ein Anzeichen von Feigheit bei dem andern. Beide bestanden die Prüfung. Da weiter nichts zu sagen war und keiner dem andern Anlaß zu der Behauptung geben wollte, er sei zuerst aus dem Schußbereich weggeritten, so wurden sie dort noch lange gehalten und wechselseitig ihre Tapferkeit erprobt haben, wenn nicht in diesem Augenblick im Walde, beinahe in ihrem Rücken, Gewehrknattern und

wirres Durcheinanderschreien hörbar geworden wären. Die Franzosen hatten die Soldaten, die im Walde mit der Beschaffung von Brennholz beschäftigt waren, überfallen. Nunmehr war es den Husaren unmöglich, sich mit der Infanterie zusammen zurückzuziehen. Sie waren von der Rückzugslinie zur Linken durch die französische Vorpostenkette abgeschnitten. Jetzt also war, mochte das Terrain noch so ungeeignet sein, eine Attacke notwendig, um sich einen Weg zu bahnen.

Sowie die Eskadron, bei welcher Kostow diente, aufgefressen war, stellte sie sich sofort mit der Front nach dem Feinde zu auf. Wieder, wie an der Ennsbrücke, befand sich niemand zwischen der Eskadron und dem Feinde, und zwischen beiden lag, sie trennend, dieselbe furchtbare Linie der Ungewißheit und der Angst, gleichsam eine Linie, welche die Lebenden von den Toten trennt. Alle fühlten diese Linie, und die Frage, ob sie diese Linie überschreiten würden oder nicht, und wie sie sie überschreiten würden, versetzte alle in Erregung.

Der Oberst kam an die Front herangeritten, gab auf die Fragen der Offiziere ärgerlich Antwort und erteilte ihnen mit der Miene eines Menschen, der den Umständen zum Troß auf seinem Willen bestehen möchte, einen Befehl. Etwas Bestimmtes hatte bei Kostows Eskadron noch niemand gesagt; aber die Leute redeten davon, daß wohl eine Attacke stattfinden werde. Es erscholl das Kommando: „Richt't euch!“ Dann fuhren die Säbel rasselnd aus den Scheiden. Aber noch immer bewegte sich niemand von seinem Platze. Die Truppen des linken Flügels, sowohl die Infanterie als auch die Husaren, fühlten, daß ihre Kommandeure selbst nicht wußten, was sie tun sollten, und die Unentschlossenheit der Vorgesetzten teilte sich den Mannschaften mit.

„Nur schnell, nur schnell!“ dachte Kostow, der sich sagte, daß nun endlich der Augenblick gekommen sei, wo er den Hochgenuß

einer Urtafel kennen lernen sollte, über den er von seinen Kameraden, den andern Husaren, soviel gehört hatte.

„Mit Gott, Kinder!“ erscholl Denisow's Stimme. „Trab, Marsch!“

In der Reihe vor Kostow begannen die Kruppen der Pferde zu schaukeln. „Rabe“ zog die Zügel aus und setzte sich von selbst in Bewegung.

Vorn und rechts sah Kostow die ersten Reihen der Husaren, und noch weiter nach vorn erblickte er eine dunkle Linie, die er nicht deutlich erkennen konnte, aber für den Feind hielt. Schüsse waren hörbar, aber in weiter Entfernung.

„Galopp!“ erscholl das Kommando, und Kostow fühlte, wie sein „Rabe“, in Galopp fallend, das Hinterteil stärker hob.

Er hatte diese Bewegung vorhergesehen, und es wurde ihm nun immer fröhlicher und fröhlicher zumute. Er bemerkte nicht weit vor sich einen einzelnen Baum. Dieser Baum hatte sich anfangs vor ihm mitten auf der Linie befunden, die ihm so furchtbar erschienen war. Und nun überschritten sie diese Linie bereits, und es war nicht nur nichts Furchtbares da, sondern es war im Gegenteil alles immer vergnüglicher und munterer geworden. „Oh, wie ich auf den Feind einhauen werde!“ dachte Kostow und preßte die Hand fest um den Griff seines Säbels.

„Hur-r-a-a-a!“ brauste dumpf der vielstimmige Ruf. „Wehe dem, der mir jetzt vor die Klinge kommt!“ dachte Kostow, gab dem „Raben“ die Sporen und setzte ihn, die andern überholend, in volle Karriere. Vorn war bereits der Feind zu sehen. Auf einmal war es, als ob die Eskadron mit einem breiten Rutensbesen einen Schlag erhielt. Kostow hob den Säbel in die Höhe und machte sich zum Einhauen fertig; aber in diesem Augenblicke entstand zwischen ihm und dem vor ihm galoppierenden Husaren Nikitenko ein Zwischenraum, und Kostow hatte wie im Traum

eine Empfindung, als ob er fortführe, sich mit gewaltiger Schnelligkeit vorwärts zu bewegen, und dabei doch an demselben Flecke bleibe. Von hinten stieß der ihm wohlbekannte Husar Bondartshuk im Galopp gegen ihn und warf ihm einen grim-migen Blick zu. Bondartshuks Pferd scheute einen Augenblick, dann jagte sein Reiter auf ihm vorbei.

„Wie geht es denn zu, daß ich nicht vorwärts komme? Ich bin gestürzt, ich bin getötet!“ so fragte sich Rostow, und so beantwortete er in demselben Augenblicke seine Frage. Er war bereits allein mitten im Felde. Statt der dahinsprengenden Pferde und der Rücken der Husaren sah er rings um sich den unbeweglichen Erdboden und das mit Stoppeln bedeckte Feld. Warmes Blut war unter ihm. „Nein, ich bin nur verwundet, und das Pferd ist getötet.“ Rabe machte einen Versuch, sich auf die Vorderfüße zu erheben, fiel aber wieder nieder und quetschte dabei seinem Reiter das Bein. Aus dem Kopfe des Pferdes rann Blut; das Tier schlug mit den Füßen um sich und war nicht imstande auf-zustehen. Rostow wollte sich erheben, fiel aber gleichfalls wieder hin: seine Säbeltasche hatte sich am Sattel festgehalten. Wo die Unsrigen waren, wo die Franzosen waren, das wußte er nicht. Rings um ihn war niemand.

Nachdem er sein Bein freigemacht hatte, richtete er sich auf. „Wo, auf welcher Seite ist jetzt die Linie, die die beiderseitigen Truppen so scharf voneinander scheid?“ fragte er sich, konnte aber diese Frage nicht beantworten. „Ist mir etwas Schlimmes zu-gestoßen? Kommt so etwas öfter vor, und was muß man in solchen Fällen tun?“ fragte er sich, während er aufstand, und fühlte in diesem Augenblicke, daß etwas Überflüssiges an seinem linken taub gewordenen Arme hing. Seine Hand kam ihm wie etwas Fremdes vor. Er besah den Arm von allen Seiten und suchte vergebens an ihm Blut. „Na, da kommen ja Leute,“

dachte er erfreut, als er einige Menschen erblickte, die auf ihn zugelaufen kamen. „Die werden mir helfen!“ Der vorderste von diesen Leuten war ein Mensch mit einem sonderbaren Tschako und einem blauen Mantel, mit schwarzem Haar, gebräuntem Gesicht und gebogener Nase. Hinter ihm liefen noch zwei und dann noch eine ganze Anzahl. Einer von ihnen rief etwas Fremdartiges, das kein Russisch war. In einer weiter hinten befindlichen Gruppe ebensolcher Leute mit ebensolchen Tschakos stand ein einzelner russischer Husar. Ein paar hielten ihn bei den Armen gefaßt; hinter ihm hielten andere sein Pferd.

„Gewiß ist das einer von den Unsrigen, den sie gefangen genommen haben . . . Ja. Ob sie wirklich auch mich gefangen nehmen werden? Was sind das für Leute?“ dachte Rostow weiter, der seinen Augen gar nicht traute. „Sind das wirklich Franzosen?“ Er blickte nach den herankommenden Franzosen hin, und obwohl er wenige Augenblicke vorher nur in der Absicht dahingejagt war, diese Franzosen zu erreichen und niederzuhauen, erschien ihm ihre Nähe jetzt doch so schrecklich, daß er glaubte, seine Augen täuschten ihn. „Was sind das für Menschen? Warum laufen sie so? Haben sie es wirklich auf mich abgesehen? Und was wollen sie von mir? Wollen sie mich töten? Mich, den alle Menschen so lieb haben?“ Es kam ihm die Erinnerung, wie lieb seine Mutter, seine übrigen Angehörigen, seine Freunde ihn hätten, und eine Absicht der Feinde, ihn zu töten, erschien ihm als etwas ganz Unmögliches. „Aber vielleicht wollen sie mich doch töten!“ Er stand länger als zehn Sekunden da, ohne sich vom Fleck zu rühren und ohne zu einem Verständnis seiner Lage zu gelangen. Der vorderste Franzose, der mit der gebogenen Nase, kam jetzt so nahe an ihn herangelaufen, daß Rostow bereits seinen Gesichtsausdruck unterscheiden konnte. Und die erregte, fremdartige Physiognomie dieses Menschen, der mit gefälltem

Bajonett, den Atem anhaltend, leichten Ganges auf ihn zugelaufen kam, flößte dem jungen Kostow einen furchtbaren Schreck ein. Er griff nach seiner Pistole; aber statt sie abzufeuern, warf er damit nach dem Franzosen und lief, so schnell er nur konnte, auf das Gebüsch zu. Er lief nicht mit jenem Gefühle des Zweifels und inneren Kampfes, mit dem er auf die Ennsbrücke gegangen war, sondern mit dem Gefühle des Hasen, der vor den Hunden davonläuft. Das eine einzige, ungemischte Gefühl der Furcht für sein junges, glückliches Leben erfüllte seine ganze Seele. Schnell über die Grenzraine springend, mit derselben Hast, mit der er als Knabe gelaufen war, wenn sie Greifen spielten, flog er über das Feld dahin; ab und zu wandte er sein blasses, gutes, jugendliches Gesicht zurück, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. „Nein, ich will mich lieber nicht umsehen,“ dachte er; aber als er dem Gebüsch nahe gekommen war, wandte er sich doch noch einmal um. Die Franzosen waren zurückgeblieben, und in dem Augenblicke, als Kostow sich umsah, hatte der vorderste sogar soeben aufgehört zu laufen, ging im Schritt weiter und rief, sich umdrehend, dem hinter ihm gehenden Kameraden laut etwas zu. Kostow blieb stehen. „Es ist doch wohl nicht so,“ dachte er; „unmöglich können sie mich töten wollen.“ Aber unterdessen war ihm der linke Arm so schwer geworden, als ob ein gewaltiges Bleigewicht daran hänge. Er war nicht imstande weiter zu laufen. Der Franzose blieb gleichfalls stehen und zielte. Kostow kniff die Augen zusammen und bückte sich. Eine Kugel flog summend an ihm vorbei, dann eine zweite. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, hielt den linken Arm mit dem rechten fest und lief vollends bis an das Gebüsch. In dem Gebüsch standen russische Schützen.

XX

Die im Walde überfallenen Infanterieregimenter waren fliehend aus dem Walde herausgestürzt, und die Mannschaften der einzelnen Kompagnien waren durcheinander geraten und zogen in unordentlichen Haufen weiter. Einer der Soldaten stieß in seiner Angst die im Kriege so schrecklichen, in diesem Falle sinnlosen Worte: „Wir sind abgeschnitten!“ aus, und diese Worte verbreiteten sich, zusammen mit dem Gefühle der Furcht, durch die ganze Masse der Fliehenden.

„Wir sind umgangen! Wir sind abgeschnitten! Wir sind verloren!“ riefen sie durcheinander.

In demselben Augenblicke, als der Regimentskommandeur das Schießen und Schreien hinter sich hörte, war er sich auch darüber klar, daß mit seinem Regimente etwas Schreckliches geschehen sei, und der Gedanke, daß er, ein musterhafter Offizier, der so viele Jahre gedient und sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, von seinem Vorgesetzten der Nachlässigkeit oder eines Mangels an Umsicht schuldig befunden werden könne, dieser Gedanke wirkte auf ihn so gewaltig, daß er in demselben Augenblicke den ungehorsamen Kavallerieobersten und seine Generalswürde und namentlich auch die Gefahr und den Selbsterhaltungstrieb vollständig vergaß, sich am Sattelbogen festhielt, seinem Pferde die Sporen gab und unter einem Hagel von Kugeln, die ihm um den Kopf piffen, ihn aber glücklicherweise nicht trafen, zu seinem Regimente hinjagte. Er hatte nur einen Wunsch: zu erfahren, was geschehen war, und zu helfen und um jeden Preis den Fehler, wenn ein solcher auf seiner Seite war, wieder gutzumachen und, nachdem er zweiundzwanzig Jahre gedient und nie einen Verweis erhalten hatte, sondern allen ein Vorbild gewesen war, nun nicht als Schuldiger dazustehen.

Nachdem er glücklich an den Franzosen vorbeigaloppiert war, sprengte er nach dem hinter dem Walde gelegenen Felde, über welches hin die Unsrigen flüchteten und, ohne auf ein Kommando zu hören, bergab liefen. Es war jetzt jener Moment seelischen Schwankens gekommen, der das Schicksal der Schlachten entscheidet, und die Frage war: werden diese in Unordnung geratenen Soldatenhaufen auf die Stimme ihres Kommandeurs hören, oder werden sie sich nach ihm nur umsehen und doch weiter laufen? Aber mochte der vorher von den Soldaten so gefürchtete Kommandeur sie mit grimmiger Stimme noch so verzweifelt anschreien, mochte sein wütendes, blaurotes, ganz entstelltes Gesicht noch so drohend aussehen, mochte er noch so wild mit dem Degen in der Luft umherfahren: die Soldaten liefen sämtlich weiter, redeten untereinander, schossen in die Luft und hörten auf kein Kommando. Das seelische Schwanken, welches das Schicksal der Schlachten entscheidet, hatte hier augenscheinlich einen Ausschlag nach der Seite der Furcht hin zum Resultate gehabt.

Der General geriet infolge seines Schreiens und des Pulverdampfes ins Husten hinein und hielt in voller Verzweiflung sein Pferd an. Alles schien verloren. Aber in diesem Augenblicke liefen die Franzosen, die den Unsrigen nachsetzten, auf einmal ohne erkennbare Ursache zurück und verschwanden aus dem Bereich des Waldes, und im Walde zeigten sich russische Schützen. Es war dies die Kompagnie Timochins, die als die einzige sich im Walde in guter Ordnung gehalten, sich am Walde in einen Graben gelegt und die Franzosen unerwartet angegriffen hatte. Timochin war mit so wütendem Geschrei auf die Franzosen losgestürzt und hatte sich wie ein Trunkener mit einer so rasenden Kühnheit, nur den Degen in der Hand, auf den Feind geworfen, daß die Franzosen gar nicht zur Besinnung kamen, sondern ihre

Gewehre wegwarfen und davonliefen. Dolochow, der bei diesem Angriff neben Timochin gelaufen war, hatte einen Franzosen aus nächster Nähe getötet und als der erste einen französischen Offizier am Kragen gepackt, der sich dann ergeben mußte. Nun kehrten die fliehenden Russen um, die Bataillone sammelten sich wieder, und die Franzosen, die den linken Flügel beinahe in zwei Teile auseinander gesprengt hatten, wurden für einen Augenblick zurückgedrängt. Die Reserveabteilungen hatten nun Zeit heranzukommen. Der Regimentskommandeur hielt mit dem Major Ekonomow an einer Brücke und ließ die abziehenden Kompagnien an sich vorübermarschieren, als ein Soldat an ihn herantrat, seinen Steigbügel erfaßte und sich beinahe gegen sein Bein lehnte. Der Soldat trug einen bläulichen Mantel von feinem Luche, keinen Tornister und keinen Utschako; um den Kopf hatte er einen Notverband; über der Schulter hing ihm eine französische Patrontasche; in der Hand hielt er einen Offiziersdegen. Der Soldat sah blaß aus; seine blauen Augen blickten dem Regimentskommandeur frech ins Gesicht; aber sein Mund lächelte. Obgleich der Regimentskommandeur gerade damit beschäftigt war, dem Major Ekonomow einen Befehl zu erteilen, sah er sich genötigt, diesem Soldaten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

„Euer Erzellenz, hier sind zwei Trophäen,“ sagte Dolochow, indem er auf den französischen Degen und die französische Patrontasche wies. „Ich habe einen Offizier zum Gefangenen gemacht. Ich habe die Kompagnie zum Stehen gebracht.“ Dolochow konnte vor Erschöpfung nur mühsam Atem holen und sprach in einzelnen Absätzen. „Die ganze Kompagnie kann es bezeugen. Ich bitte Euer Erzellenz, sich dessen zu erinnern!“

„Gut, gut!“ antwortete der Regimentskommandeur und wandte sich wieder zu dem Major Ekonomow.

Aber Dolochow ging noch nicht weg; er band das Tuch, das er um den Kopf trug, auf, nahm es ab und zeigte auf das geronnene Blut in seinem Haare.

„Eine Wunde von einem Bajonettstich; aber ich bin trotzdem in der Front geblieben. Erinnern Sie sich dessen, Euer Erzellenz!“

★

Luschins Batterie war vergessen worden, und erst ganz am Ende des Kampfes schickte Fürst Bagration, als er immer noch die fortdauernde Kanonade im Zentrum hörte, den Stabs-offizier du jour und dann den Fürsten Andrei hin, mit dem Befehl an die Batterie, sie solle sich so schnell wie möglich zurückziehen. Die Bedeckung, die bei Luschins Kanonen gestanden hatte, war mitten im Kampfe auf irgend jemandes Befehl hin abmarschirt; aber die Batterie fuhr fort zu feuern und wurde nur deswegen von den Franzosen nicht genommen, weil der Feind nicht annehmen konnte, daß da vier völlig ungeschützte Kanonen die Dreistigkeit haben könnten, ihn so lange zu beschießen. Wegen der energischen Tätigkeit dieser Batterie war der Feind vielmehr des Glaubens, hier im Zentrum seien die Hauptstreitkräfte der Russen konzentriert, und versuchte zweimal diesen Punkt anzugreifen, wurde aber beidemal durch das Kartätschfeuer der auf dieser Anhöhe vereinsamt dastehenden vier Geschütze zurückgetrieben.

Bald nachdem Fürst Bagration weggeritten war, war es dem Hauptmann Luschin gelungen, das Dorf Schöngrabern in Brand zu schießen.

„Seht nur, wie sie durcheinander kribbeln! Es brennt! Sieh mal den Rauch! Das war geschickt! Vorzüglich! Nein, der Rauch, der Rauch!“ redete die Bedienungsmannschaft in lebhafter Erregung.

Alle Geschütze waren ohne Befehl auf die Feuersbrunst gerichtet. Als wenn sie einander antreiben wollten, schrien die Artilleristen bei jedem Schusse: „Das war geschickt! So ist's recht, so ist's recht! Siehst du wohl . . . Ausgezeichnet!“ Das Feuer, vom Winde weitergetragen, breitete sich schnell aus. Die französischen Kolonnen, welche schon aus dem Dorfe herausmarschiert waren, zogen sich wieder zurück. Aber wie wenn er sich für diese arge Schädigung rächen wollte, stellte der Feind rechts vom Dorfe zehn Geschütze auf und begann aus ihnen auf Luschin zu feuern.

In ihrer kindlichen Freude über die Feuersbrunst und in ihrem Eifer, recht tüchtig in die Franzosen hineinzupfeffern, bemerkten unsere Artilleristen diese Batterie erst dann, als zwei Kugeln und nach diesen noch vier andere zwischen den Geschützen einschlugen, von denen eine zwei Pferde niederwarf und eine andre einem Munitionsfahrer das Bein wegriß. Aber das lebhafteste Treiben, das nun einmal in Zug gekommen war, wurde dadurch nicht beeinträchtigt; es erhielt nur eine andre Stimmung. Die Artilleristen ersetzten die Pferde durch andre von einer Reserve-lafette, trugen den Verwundeten beiseite und wendeten ihre vier Geschütze gegen die zehn Kanonen der feindlichen Batterie. Der andere Offizier, Luschins Kamerad, fiel gleich zu Anfang dieses Artilleriekampfes, und im Verlauf einer Stunde wurden von den vierzig Mann der Bedienung siebenzehn kampfunfähig; aber die übrigen blieben ebenso munter und eifrig, wie sie vorher gewesen waren. Zweimal bemerkten sie, daß nicht weit von ihnen, unten am Fuße des Berges, sich Franzosen zeigten, und beschossen sie dann mit Kartätschen.

Der kleine Mann mit den schwächlichen, ungeschickten Bewegungen ließ sich fortwährend von seinem Burschen „noch ein Pfeifchen bei der Arbeit“ geben, wie er sich ausdrückte, und dann

lief er nach vorn, wobei er in seinem Eifer das Feuer aus der Pfeife wieder verschüttete, und sah unter seiner kleinen Hand hervor nach den Franzosen hinüber.

„Feuer, Kinder!“ kommandierte er einmal nach dem andern und griff selbst mit in die Räder der Geschütze und drehte die Schrauben auf.

Mitten in dem Pulverdampf, halbtäub von den unaufhörlichen Schüssen, bei denen er jedesmal zusammenzuckte, lief Luschin, ohne sein Stummelpfeifchen aus dem Munde zu lassen, von einem Geschütze zum andern, indem er bald visierte, bald die Ladungen zählte, bald die Beseitigung getöteter und verwundeter Pferde und die Anschirrung anderer anordnete, und mit seiner schwachen, hohen, unsicheren Stimme dabei schrie. Sein Gesicht wurde immer munterer und lebhafter. Nur wenn jemand von seinen Leuten getötet oder verwundet wurde, machte Luschin ein finsternes Gesicht, wandte sich von dem Betroffenen ab und schrie zornig die Mannschaften an, die, wie sie das immer tun, zauderten, den Verwundeten oder den Leichnam aufzuheben. Die Soldaten, größtenteils hübsche, stramme Burschen (wie das immer bei der Artillerie der Fall ist), zwei Köpfe größer und noch einmal so breit als ihr Hauptmann, blickten, wie Kinder in schwieriger Lage, alle auf ihren Kommandeur, und der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, spiegelte sich unverändert auf den andern wider.

Infolge dieses furchtbaren Lärmes und Getöses und der Notwendigkeit, aufzupassen und tätig zu sein, verspürte Luschin nicht das geringste unangenehme Gefühl von Furcht, und der Gedanke, daß er getötet oder schwer verwundet werden könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Im Gegenteil, es wurde ihm immer fröhlicher zumute. Der Augenblick, wo er den Feind zuerst gesehen und den ersten Schuß abgefeuert hatte, schien ihm schon

weit zurückzuliegen, beinaß als ob es gestern gewesen wäre, und das Stückchen Feld, auf dem er hier postiert war, kam ihm wie ein längst bekannter, vertrauter Platz vor. Obgleich er an alles Nötige dachte, alles richtig erwog und alles tat, was nur der beste Offizier in seiner Lage tun konnte, befand er sich doch in einem Zustande, der mit dem eines Fieberkranken oder Berauschten Ähnlichkeit hatte.

Aus dem betäubenden Donner seiner Geschütze, der bald rechts, bald links von ihm erscholl, aus dem Pfeifen und Einschlagen der feindlichen Geschosse, aus dem Anblicke seiner Mannschaft, die mit geröteten, schweißbedeckten Gesichtern hastig an den Geschützen hantierte, aus dem Anblicke des Blutes der Menschen und der Pferde, aus dem Anblicke der Rauchwölkchen bei der Batterie des drüben stehenden Feindes (nach deren Erscheinen jedesmal eine Kugel herübergeslogen kam und entweder sich in den Erdboden einbohrte oder einen Menschen, ein Geschütz oder ein Pferd traf), aus alledem hatte er sich in seinem Kopfe eine Art von Phantasiewelt zurechtgemacht, an der er in dieser Zeit seine Freude hatte. Die feindlichen Kanonen waren in seiner Phantasie nicht Kanonen, sondern Tabakspfeifen, aus denen ein unsichtbarer Raucher in einzelnen Wölkchen den Rauch in die Luft gehen ließ.

„Sieh mal, da hat er wieder einen Zug getan,“ flüsterte Lufschin vor sich hin, als von dem gegenüberliegenden Berge ein Rauchwölkchen aufstieg und durch den Wind in Form eines Streifens nach links getrieben wurde. „Jetzt haben wir so einen kleinen Ball zu erwarten und müssen auch einen zurückwerfen.“

„Was befehlen Euer Wohlgeboren?“ fragte der Feuerwerker, der neben ihm stand und hörte, daß er etwas murmelte.

„Ach, nichts Besonderes; nimm eine Granate...“ antwortete er.

„Na, nun kommt unsere Matwjewna heran,“ sagte er vor sich hin. Matwjewna hatte er in seiner Phantasie eine große Kanone von altmodischem Guß getauft, die an dem einen Ende der Batterie stand. Die Franzosen bei ihren Geschützen erschienen ihm als Ameisen. Der Kanonier Nummer eins beim zweiten Geschütze, ein hübscher Bursche und arger Trunkenbold, hieß in Luschins Welt „der Onkel“; Luschin blickte nach ihm häufiger hin als nach den andern Leuten und freute sich über jede seiner Bewegungen. Der Klang des bald ersterbenden, bald wieder stärker werdenden Gewehrfeuers am Fuße des Berges erschien ihm wie das Atmen eines Menschen, und er horchte darauf, wie diese Töne leiser wurden und wieder anschwellen.

„Sieh mal an, jetzt atmet er wieder kräftig, recht kräftig!“ sagte er vor sich hin.

Er selbst kam sich wie ein starker Riese vor, der den Franzosen mit beiden Händen Kanonenkugeln zuschleudere.

„Nun, Matwjewna, Mütterchen, laß es nicht an dir fehlen!“ sagte er, von dem Geschütze zurücktretend, als dicht über ihm eine fremde, ihm unbekannte Stimme erscholl:

„Hauptmann Luschin! Hauptmann!“

Erschrocken sah Luschin sich um. Es war derselbe Stabsoffizier, der ihn in Grund aus dem Marketenderzelte herausgejagt hatte. Dieser schrie ihm atemlos zu:

„Was machen Sie denn? Haben Sie den Verstand verloren? Zweimal ist Ihnen befohlen worden, sich zurückzuziehen, aber Sie . . .“

„Na, warum schilt der mich denn?“ dachte Luschin und sah den Vorgesetzten ängstlich an.

„Ich . . . ich habe nichts . . .“ stotterte er, indem er zwei Finger an den Mützenschirm hielt. „Ich . . .“

Der Oberst wollte noch etwas sagen, kam aber nicht dazu, es

auszusprechen. Eine in nächster Nähe vorbeifliegende Kanonenkugel veranlaßte ihn, sich zu ducken und auf das Pferd hinabzubiegen. Er schwieg und wollte gerade von neuem ansetzen, als noch eine Kugel ihn einhalten ließ. Er wandte sein Pferd um und jagte davon.

„Zurückgehen! Alle zurückgehen!“ rief er von weitem.

Die Soldaten lachten laut auf. Eine Minute darauf kam ein Adjutant mit demselben Befehle angesprengt.

Dies war Fürst Andrei. Das erste, was er erblickte, als er auf das Plateau geritten kam, auf welchem Tuschins Kanonen standen, war ein ausgespanntes Pferd mit durchschossenem Beine, welches neben den angespannten Pferden wieherte. Aus seinem Beine floß das Blut wie aus einer Quelle. Zwischen den Proßwagen lagen mehrere Tote. Während er heranritt, flog eine Kanonenkugel nach der andern über ihm vorbei, und er fühlte, wie ihm ein nervöses Zittern den Rücken entlanglief. Aber der bloße Gedanke, daß er ja Furcht habe, genügte, um seinen Mut wieder zu beleben. „Ich, ein Mann wie ich, darf keine Furcht haben,“ sagte er sich und stieg zwischen den Geschützen langsam vom Pferde. Er überbrachte den Befehl, ritt aber dann nicht von der Batterie weg. Er hatte den Entschluß gefaßt, persönlich zuzusehen, wie die Geschütze ihre Stellung verließen und sich zurückzogen. Mit Tuschin zusammen trat er über die Leichen hinweg und ließ unter dem furchtbaren Feuer der Franzosen die Geschütze zum Rückzug fertig machen.

„Eben war schon ein anderer Offizier hier,“ sagte der Feuerwerker zum Fürsten Andrei. „Aber der hat sich schnell wieder davongemacht; nicht so wie Euer Wohlgeboren.“

Fürst Andrei redete nicht mit Tuschin. Sie waren beide so beschäftigt, daß sie einander gar nicht zu sehen schienen. Die beiden Geschütze, die von den vieren noch heil geblieben waren,

wurden aufgeproßt (eine Kanone und eine Haubiße, beide zer-
schossen, wurden zurückgelassen), und als sie sich bergab in Be-
wegung setzten, ritt Fürst Andrei zu Tuschin heran.

„Nun, also auf Wiedersehen!“ sagte er und streckte dem Haupt-
mann die Hand hin.

„Auf Wiedersehen, bester Herr,“ sagte Tuschin. „Sie liebe
Seele! Leben Sie wohl, bester Herr!“ Die Tränen traten ihm
plötzlich in die Augen, er wußte selbst nicht recht warum.

XXI

Der Wind hatte sich gelegt; schwarze Wolken hingen tief auf
das Schlachtfeld herab und verschwammen am Horizonte
mit dem Pulverrauche. Es war dunkel geworden, und um so
deutlicher hob sich an zwei Stellen der rote Schein von Feuers-
brünsten ab. Das Geschützfeuer war schwächer geworden; aber
das Knattern des Kleingewehrs war hinten und rechts noch
häufiger und näher zu hören. Kaum war Tuschin mit seinen Ge-
schützen, um die am Boden liegenden Verwundeten herum-
fahrend, mitunter auch an sie anstoßend, aus dem Schußbereich
hinausgelangt und in die Schlucht hinabgefahren, als ihm eine
Anzahl von höheren Offizieren und Adjutanten begegnete, dar-
unter auch der Stabsoffizier und Scherkow, welcher letztere
zweimal nach Tuschins Batterie hingeschickt, aber nie bis zu ihr
hingelangt war. Alle diese Herren, von denen immer einer dem
andern ins Wort fiel, überbrachten ihm Befehle und gaben ihm
eigene, wie und wohin er fahren sollte, machten ihm Vorwürfe
und erteilten ihm Verweise. Tuschin traf gar keine Anordnungen
mehr und ritt schweigend auf seinem Artilleriegaul hinter seinen
Geschützen her; er fürchtete sich, zu sprechen, weil er bei jedem
Worte nahe daran war, loszuweinen, er wußte selbst nicht wes-

halb. Obgleich Befehl gegeben war, die Verwundeten sich selbst zu überlassen, schleppten sich dennoch viele von ihnen hinter den Truppen her und baten um ein Plätzchen auf den Geschützen. Jener frische, stramme Infanterieoffizier, der vor dem Kampfe aus Luschins Hütte herausgestürzt war, war mit einer Kugel im Unterleibe auf die Lafette der Matrojewa gelegt worden. Am Fuße des Berges trat ein blasser Husarenjunkler, der seinen einen Arm mit dem andern festhielt, an Luschin heran und bat um die Erlaubnis, aufzusteigen.

„Hauptmann, ich bitte Sie um Gottes willen, ich habe eine Kontusion am Arm,“ sagte er schüchtern. „Um Gottes willen, ich kann nicht weitergehen. Um Gottes willen!“

Es war deutlich, daß dieser Junker schon zu wiederholten Malen um die Erlaubnis, aufzusteigen, gebeten und überall abschlägige Antworten erhalten hatte. Er bat mit unsicherer, kläglicher Stimme.

„Befehlen Sie, daß die Leute mich aufsteigen lassen, um Gottes willen.“

„Laßt ihn aufsteigen, laßt ihn aufsteigen,“ sagte Luschin. „Leg ihm einen Mantel unter, Dunkel,“ wandte er sich an den Soldaten, dem er besonders gewogen war. „Aber wo ist denn der verwundete Offizier geblieben?“

„Den haben wir heruntergenommen; er war gestorben,“ antwortete einer der Leute.

„Laßt ihn aufsteigen. Sehen Sie sich hin, lieber Freund, sehen Sie sich hin. Breite ihm einen Mantel unter, Antonow.“

Der Junker war Rostow. Er hielt den einen Arm mit dem andern fest, war ganz blaß im Gesicht, und sein Unterkiefer bebte in einem Anfall von Schüttelfieber. Es wurde ihm ein Platz auf der Matrojewa angewiesen, auf eben dem Geschütze, von welchem der tote Offizier heruntergenommen war. An dem

untergelegten Mantel war Blut, wovon Rostows Hosen und Hände besleckt wurden.

„Wie ist das? Sind Sie verwundet, mein Lieber?“ fragte Tuschin, indem er an das Geschütz herankam, auf welchem Rostow saß.

„Nein, ich habe eine Kontusion.“

„Woher rührt denn das Blut an der Lafettenwand?“ fragte Tuschin.

„Das ist von dem Offizier, Euer Wohlgeboren,“ antwortete ein Artillerist, als ob er sich wegen des unsauberen Zustandes, in welchem sich das Geschütz befand, entschuldigen wollte, und wischte das Blut mit dem Mantelärmel weg.

Nur mit Mühe und unter Beihilfe der Infanterie brachten sie die Geschütze auf die Anhöhe hinauf und machten, als sie das Dorf Guntersdorf erreicht hatten, halt. Es war schon so dunkel geworden, daß man die Uniformen der Soldaten auf zehn Schritt nicht mehr unterscheiden konnte. Das Gewehrfeuer verstummte allmählich. Plötzlich ertönte aus der Nähe, von rechts her, wieder Geschrei und Schießen. Die Schüsse blitzten jetzt schon in der Dunkelheit. Es war dies der letzte Angriff der Franzosen, und die Soldaten, die in den Häusern des Dorfes lagerten, antworteten darauf. Wieder stürzte alles aus dem Dorfe heraus; Tuschins Geschütze aber konnten nicht vom Fleck, und die Artilleristen, Tuschin und der Junker blickten sich untereinander schweigend an und erwarteten ihr Schicksal. Indessen beruhigte sich das Schießen wieder, und aus einer Seitenstraße strömte eine Anzahl von Soldaten heraus, die in lebhaftem Gespräche begriffen waren.

„Bist du heil geblieben, Petrow?“ fragte einer.

„Wir haben es ihnen gehörig gegeben, Bruder; jetzt werden sie sich nicht wieder herantrauen!“ sagte ein anderer.

„Man konnte gar nicht mehr sehen. Wie die auf ihre eigenen Leute losgepfeffert haben! Gar nichts war zu sehen; alles war dunkel, Bruder. Habt ihr nicht etwas zum Trinken?“

Die Franzosen waren zum letztenmal zurückgeschlagen. In vollständiger Finsternis bewegten sich Tuschins Geschütze wieder vorwärts, von der lärmenden Infanterie dicht umgeben; wohin es ging, mußte der Hauptmann nicht.

Es war, als wälzte sich da im Dunkeln ein unsichtbarer, finsterner Strom dahin, immer in derselben Richtung, ein Strom, in welchem laute und leise Menschenstimmen und das Geräusch der Hufe und Räder sich zu einem dumpfen Brausen vereinigten. In dem allgemeinen Getöse hob sich aus allen andern Lauten am deutlichsten das Stöhnen und Schreien der Verwundeten in der nächtlichen Finsternis ab. Ihr Stöhnen schien diese ganze Finsternis, welche die Truppen umgab, zu erfüllen; ihr Stöhnen und die Finsternis dieser Nacht, das war gleichsam ein und dasselbe. Nach einiger Zeit entstand in der sich dahinwälzenden Menschenchar eine gewisse Aufregung. Es ritt jemand, von einer Suite begleitet, auf einem Schimmel vorbei und sagte etwas im Vorbeireiten.

„Was hat er gesagt? Wohin gehen wir jetzt? Wir sollen wohl haltmachen? Er hat uns wohl gedankt?“ fragten die Soldaten auf allen Seiten eifrig, und die ganze in Bewegung befindliche Menschenmasse drängte sich in sich selbst zusammen (offenbar waren die vordersten stehengeblieben), und es verbreitete sich das Gerücht, es sei Befehl gegeben, haltzumachen. Alle blieben stehen, wo sie gerade gingen, mitten auf der schmutzigen Straße.

Es wurden Feuer angezündet, und die Gespräche wurden lauter. Nachdem Hauptmann Tuschin für seine Mannschaft das Erforderliche angeordnet hatte, schickte er einen seiner Leute aus,

um für den Junker einen Verbandplatz oder einen Arzt zu suchen, und setzte sich an ein Feuer, das die Soldaten auf der Straße angemacht hatten. Kostow schleppte sich gleichfalls zu dem Feuer hin. Schmerz, Kälte und Mässe hatten ihn in einen solchen Fieberzustand versetzt, daß sein ganzer Körper zitterte. Eine furchtbare Müdigkeit hatte ihn überkommen; aber doch konnte er vor schrecklichen Schmerzen in dem beschädigten Arme, welcher keine passende Lage fand, nicht einschlafen. Bald schloß er die Augen, bald sah er in das Feuer, das ihm glühend rot vorkam, bald blickte er nach der gebückten, dürftigen Gestalt Luschins hin, der mit untergeschlagenen Beinen neben ihm saß. Luschins große, gute, kluge Augen waren teilnahmsvoll und mitleidig auf ihn gerichtet. Kostow sah, daß Luschin von ganzem Herzen ihm zu helfen wünschte, aber keine Möglichkeit dazu hatte.

Von allen Seiten hörte man die Schritte und das Reden vorübergehender und vorüberreitender Soldaten und der ringsherum lagernden Infanterie. Die Töne der Stimmen, der Schritte und der im Schmutze umhertretenden Pferdehufe und das nahe und ferne Prasseln des brennenden Holzes: alles floß zu einem einzigen wogenden Getöse zusammen.

Jetzt floß nicht mehr, wie vorher, in der Finsternis ein unsichtbarer Strom dahin, sondern hier war gleichsam ein finsternes Meer, das nach dem Sturme noch wallte und nun allmählich wieder in Ordnung kam. Kostow sah und hörte gedankenlos, was vor ihm und um ihn herum vorging. Ein Infanterist trat zu dem Feuer, kauerte sich daneben nieder, hielt die Hände nach dem Feuer hin und wandte das Gesicht ab.

„Ist es erlaubt, Euer Wohlgeboren?“ sagte er, indem er sich fragend an Luschin wandte. „Ich habe meine Kompagnie verloren, Euer Wohlgeboren; ich weiß gar nicht, wo sie ist. Eine dumme Geschichte!“

Gleichzeitig mit dem Soldaten war ein Infanterieoffizier mit verbundener Bäckel an das Feuer getreten; er bat Tuschin, die Geschütze ein klein wenig beiseite rücken zu lassen, damit er mit einem Bagagewagen vorbei könne. Nach diesem Kompagniechef kamen zwei Soldaten zum Feuer gelaufen. Sie schimpften einander grimmig und prügelten sich, indem einer dem andern einen Stiefel zu entreißen suchte.

„Natürlich! Von der Erde hast du ihn aufgehoben! Sieh, wie schlau!“ schrie der eine mit heiserer Stimme.

Dann trat ein hagerer, blasser Soldat heran, den Hals mit einem blutigen Fußlappen verbunden, und verlangte in zornigem Tone von den Artilleristen Wasser.

„Was denkt ihr? Soll ich etwa krepieren wie ein Hund?“ sagte er.

Tuschin befahl, ihm Wasser zu geben. Darauf kam ein lustiger Soldat herbeigelaufen, der um ein Feuerscheit für die Infanterie bat.

„Bitte um ein hübsch brennendes Feuerscheit für die Infanterie! Gott gebe euch alles Gute, liebe Landsleute! Wir danken auch schön für das Feuer, wir werden es euch mit Zinsen zurückerstatten,“ sagte er und trug das rotbrennende Scheit irgendwohin weg in die Dunkelheit.

Nach diesem Soldaten gingen vier Soldaten an dem Feuer vorbei, die etwas Schweres auf einem Mantel trugen. Einer von ihnen stolperte.

„Na so was! Mitten auf den Weg haben die verfluchten Kerle Holz hingeworfen,“ brummte er.

„Er ist gestorben; wozu sollen wir ihn noch tragen?“ sagte ein zweiter.

„Na wartet, ich werde euch . . .“

Und sie verschwanden mit ihrer Last in der Dunkelheit.

„Nun? Tut es weh?“ fragte Luschin flüsternd den Junker Kostow.

„Ja.“

„Euer Wohlgeboren möchten zum General kommen. Der Herr General hat hier in dem Bauernhause Quartier genommen,“ sagte, zu Luschin herantretend, der Feuerwerker.

„Gleich, lieber Freund.“

Luschin stand auf, knöpfte sich den Mantel zu und ging, sich unterwegs das Haar zurechtstreichend, von dem Feuer weg.

Nicht weit von dem Feuer der Artilleristen saß in einer für ihn hergerichteten Stube eines Bauernhauses Fürst Bagration beim Mittagessen, im Gespräche mit mehreren ihm unterstellten Kommandeuren, die sich bei ihm versammelt hatten. Da war jener alte Mann mit den halbgeschlossenen Augen, der gierig an einem Hammelknochen nagte; da war jener General, der zweiundzwanzig Jahre lang tadellos gedient hatte; von einem Gläschen Schnaps und dem Essen hatte er einen ganz roten Kopf bekommen; da war der Stabsoffizier mit dem Brillant- ringe, und Scherkow, dessen Augen unruhig bei allen Anwesenden umhergingen, und Fürst Andrei, blaß, mit zusammen- gepreßten Lippen und fieberhaft glänzenden Augen.

In der Stube stand, in eine Ecke gelehnt, eine erbeutete fran- zösische Fahne; der Auditeur mit dem naiven Gesicht betastete das Gewebe der Fahne und schüttelte, wie verwundert, den Kopf, vielleicht weil er sich wirklich für das Aussehen der Fahne interessierte, vielleicht auch weil es ihm peinlich war, hungrig einem Essen zuzusehen, bei welchem für ihn kein Gedeck vor- handen war. In der anstoßenden Stube befand sich ein von den Dragonern gefangen genommener französischer Oberst. Viele von unseren Offizieren drängten sich um ihn und betrachteten ihn. Fürst Bagration sprach den einzelnen Kommandeuren seinen

Dank aus und erkundigte sich nach den Einzelheiten des Kampfes und nach den Verlusten. Jener Regimentskommandeur, der bei Braunau die Besichtigung durchgemacht hatte, berichtete dem Fürsten, er habe sich gleich bei Beginn des Kampfes aus dem Walde zurückgezogen, die Holzfäller gesammelt, sie nach hinten an sich vorbeipassieren lassen, mit zwei Bataillonen einen Bajonettangriff gemacht und die Franzosen zurückgeschlagen.

„Als ich dann sah, Euer Durchlaucht, daß das erste Bataillon stark gelitten hatte, da stellte ich mich am Wege hin und dachte: ‚Ich will diese nach hinten zurücknehmen und dem Feinde mit einem Dauerfeuer entgegentreten.‘ Und so habe ich es denn auch gemacht.“

Der Regimentskommandeur wünschte so lebhaft, dies getan zu haben, und bedauerte so tief, nicht imstande gewesen zu sein es zu tun, daß er sich einbildete, es sei alles genau so zugegangen. Und vielleicht war es sogar tatsächlich so gewesen? Hatte man etwa in diesem Wirrwarr erkennen können, was geschah und was nicht geschah?

„Dabei muß ich noch bemerken, Euer Durchlaucht,“ fuhr er fort, da ihm Dolochow's Gespräch mit Kutusow und seine eigene letzte Begegnung mit dem Degradirten einfielen, „daß der zum Gemeinen degradierte Dolochow vor meinen Augen einen französischen Offizier gefangen genommen und sich besonders ausgezeichnet hat.“

„Auf diesem Flügel, Euer Durchlaucht, habe ich die Attache der Pawlograder mit angesehen,“ mischte sich hier, unruhig umherblickend, Scherlow in das Gespräch, der an diesem Tage überhaupt keinen Husaren gesehen, sondern nur aus dem Munde eines Infanterieoffiziers von ihnen gehört hatte. „Sie haben zwei Karrees niedergedrückt, Euer Durchlaucht.“

Bei Scherlow's Worten lächelten manche, da sie, wie stets, von

ihm einen Wiß erwarteten; aber als sie merkten, daß das, was er sagte, ebenfalls auf den Ruhm unserer Waffen und des heutigen Tages abzielte, nahmen sie wieder eine ernste Miene an, obgleich viele von ihnen recht wohl wußten, daß das, was Scherkow sagte, eine Lüge ohne jeden tatsächlichen Untergrund war. Fürst Wagrations wandte sich zu dem alten Regimentskommandeur.

„Ich danke Ihnen allen, meine Herren; alle Truppenteile haben heldenhaft gekämpft: die Infanterie, die Kavallerie und die Artillerie. Wie ist es aber zugegangen, daß im Zentrum zwei Geschütze zurückgelassen sind?“ fragte er, indem er nach jemand mit den Augen suchte. (Nach den Geschützen des linken Flügels erkundigte sich Fürst Wagrations nicht; er wußte bereits, daß dort gleich zu Anfang des Kampfes alle Kanonen im Stich gelassen worden waren.) „Ich meine, ich hatte Sie gebeten, den Rückzug der Batterie zu veranlassen,“ wandte er sich an den Stabsoffizier du jour.

„Das eine war zerschossen,“ antwortete der Stabsoffizier du jour; „was das andere anlangt, so ist es mir unverständlich; ich bin selbst die ganze Zeit über dagewesen, habe das Erforderliche angeordnet und bin eben erst zurückgekommen . . . Es ging dort in der Tat heiß her,“ fügte er bescheiden hinzu.

Einer der Offiziere sagte, Hauptmann Luschin befinde sich hier in eben diesem Dorfe, und es sei schon nach ihm geschickt worden.

„Sie sind ja auch dort gewesen,“ sagte Fürst Wagrations, sich an den Fürsten Andrei wendend.

„Gewiß, wir waren ja eine Weile gleichzeitig da,“ sagte der Stabsoffizier du jour und lächelte dem Fürsten Andrei freundlich zu.

„Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen,“ erwiderte Fürst Andrei kurz und kalt.

Alle schwiegen. Auf der Schwelle erschien Tuschin, der schüchtern hinter dem Rücken der Generale herum einen Weg suchte. Als er in dem engen Zimmer um die Generale herumging, beachtete er, verlegen wie immer in Gegenwart von Vorgesetzten, die Fahnenstange nicht und stolperte darüber. Manche lachten laut.

„Wie ist es zugegangen, daß die Geschütze zurückgelassen wurden?“ fragte Bagration und machte ein finsternes Gesicht, nicht sowohl wegen des Hauptmanns als wegen der Lacher; am lautesten von allen war unter diesen Scherfows Stimme zu hören gewesen.

Erst jetzt, beim Anblicke des strengen Vorgesetzten, trat dem Hauptmann Tuschin seine Schuld und Schande in ihrem ganzen Umfange vor die Seele: daß er zwei Geschütze verloren hatte und selbst am Leben geblieben war. Er war fortwährend in einer solchen Aufregung gewesen, daß er bis zu diesem Augenblicke noch keine Zeit gehabt hatte, daran zu denken. Das Gelächter der Offiziere brachte ihn noch mehr aus der Fassung. Er stand vor Bagration mit zitterndem Unterkiefer da und brachte kaum die Worte heraus:

„Ich weiß nicht... Euer Durchlaucht... es waren keine Leute da, Euer Durchlaucht.“

„Dann hätten Sie welche aus der Bedeckungsmannschaft nehmen können.“

Daß keine Bedeckungsmannschaft dagewesen war, das sagte Tuschin nicht, obgleich es die reine Wahrheit war. Er scheute sich, dadurch einem andern, einem Vorgesetzten, die Schuld zuzuschreiben, und blickte schweigend mit starren Augen dem Fürsten Bagration gerade ins Gesicht, wie ein verwirrt gewordener Schüler seinem Examinator in die Augen sieht.

Dieses Schweigen dauerte ziemlich lange. Fürst Bagration, der offenbar nicht streng verfahren wollte, wußte nicht recht, was

er sagen sollte; die übrigen wagten nicht, sich in das Gespräch hineinzumischen. Fürst Andrei warf einen schrägen Blick nach Tuschin hin, und seine Finger gerieten in nervöse Bewegung.

„Euer Durchlaucht“, unterbrach Fürst Andrei das Schweigen mit seiner scharfen Stimme, „beliebten, mich zu der Batterie des Hauptmanns Tuschin zu senden. Ich war dort und habe zwei Drittel der Mannschaft und der Pferde verwundet oder getötet gefunden; zwei Geschütze waren zerschossen, und eine Bedeckungsmannschaft war nicht vorhanden.“

Fürst Bagration und Tuschin blickten jetzt beide in gleicher Weise den mit zurückgehaltener Aufregung sprechenden Wolkonski starr an.

„Und wenn Euer Durchlaucht mir gestatten, meine Meinung auszusprechen,“ fuhr er fort, „so muß ich sagen, daß wir den glücklichen Ausgang dieses Tages in erster Linie dieser Batterie und der heldenhaften Standhaftigkeit des Hauptmanns Tuschin und seiner Leute zu verdanken haben.“ Nach diesen Worten stand Fürst Andrei, ohne auf eine Antwort zu warten, sofort auf und trat vom Tische weg.

Fürst Bagration sah Tuschin an; er mochte augenscheinlich keinen Zweifel an der Richtigkeit von Wolkonskis so entschiedenem Urteile zum Ausdruck bringen, fühlte sich aber gleichzeitig außerstande, demselben vollen Glauben zu schenken; so neigte er denn den Kopf und sagte zu Tuschin, er könne gehen. Fürst Andrei ging hinter ihm her hinaus.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen; Sie haben mir herausgeholfen, bester Herr,“ sagte Tuschin zu ihm.

Fürst Andrei sah Tuschin an und ging, ohne ein Wort zu sagen, von ihm weg. Er fühlte sich traurig und bedrückt. Alles dies war so sonderbar, so gar nicht dem ähnlich, was er gehofft hatte.

„Wer sind diese Leute? Wozu sind sie hier? Was wollen sie? Und wann wird das alles ein Ende nehmen?“ dachte Rostow, indem er nach den dunklen Gestalten hinblickte, die einander vor seinen Augen fortwährend ablösten. Der Schmerz im Arme wurde immer ärger. Die Müdigkeit wurde unwiderstehlich, vor den Augen hüpfen ihm rote Ringe, und die Aufregung, in die ihn diese Stimmen und diese Gesichter versetzten, und das Gefühl der Verlassenheit flossen mit dem Gefühl des Schmerzes zu einer einzigen Empfindung zusammen. Und diese Menschen da, diese Soldaten, die verwundeten und die unverwundeten, diese Menschen da würgten ihn und lasteten auf ihm und drehten ihm die Sehnen heraus und verbrannten ihm das Fleisch in seinem gelähmten Arm und in seiner gelähmten Schulter. Um sich von ihnen zu befreien, schloß er die Augen.

Für einen Augenblick verlor er das Bewußtsein der Wirklichkeit; aber in dieser kurzen Zeitspanne der Selbstvergessenheit träumte er von einer zahllosen Menge von Dingen: von seiner Mutter und ihrer großen, weißen Hand, von Sonjas schwächtigen Schultern, von Natastchas Augen und von ihrem Lachen, und von Denisow mit seiner eigentümlichen Aussprache und seinem Schnurrbart, und von Teljanin, und von der ganzen unangenehmen Geschichte, die er mit Teljanin und mit Bogdanowitsch gehabt hatte. Diese ganze Geschichte war ein und dasselbe wie dieser Soldat da mit der scharfen Stimme, und diese ganze Geschichte und dieser Soldat peinigten ihn furchtbar dadurch, daß sie seinen Arm hartnäckig festhielten und drückten und immer nach einer Seite zogen. Er versuchte, sich von ihnen freizumachen; aber sie wichen auch nicht um ein Haarbreit und nicht für eine Sekunde von seiner Schulter. Die Schulter würde ihm nicht weh tun, sie würde gesund sein, wenn die beiden nur nicht immer daran zögen; aber es war ihm unmöglich, sich von ihnen zu befreien.

Er öffnete die Augen und blickte in die Höhe. Der schwarze Schleier der Nacht hing tief herab, und der Lichtschein der glimmenden Kohlen reichte nur wenige Fuß nach oben. In diesem Lichtscheine flogen feine Schneestäubchen, die zur Erde sanken. Tuschin war nicht zurückgekehrt, ein Arzt nicht gekommen. Er war allein; nur ein kleiner Soldat saß jetzt nachts an der andern Seite des Feuers und wärmte seinen mageren, gelben Körper.

„Niemand kümmert sich um mich!“ dachte Rostow. „Niemand hilft mir, niemand hat mit mir Mitleid. Und doch war auch ich einmal zu Hause und war kräftig und vergnügt, und alle hatten mich gern.“ Er seufzte, und mit dem Seufzer verband sich unwillkürlich ein Stöhnen.

„Oh! Tut Ihnen etwas weh?“ fragte der kleine Soldat, indem er sein Heind über dem Feuer schüttelte; und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er, nachdem er sich geräuspert hatte, hinzu: „Wie viele, viele Menschen heute etwas abbekommen haben; schauderhaft!“

Rostow hörte gar nicht, was der Soldat sagte. Er blickte nach den Schneeflocken, die über dem Feuer flatterten, und dachte an den russischen Winter mit dem warmen, hellen Hause, dem dichthaarigen Pelz, dem schnellen Schlitten, dem gesunden Körper und mit all der Liebe und Pflege, die er bei seiner Familie genossen hatte. „Warum bin ich hierher gegangen?“ dachte er.

Am andern Tage erneuerten die Franzosen den Angriff nicht, und die Überreste der Bagrationschen Abteilung vereinigten sich wieder mit der Armee Kutusows.

Dritter Theil

I

Seine Pläne sorgsam zu durchdenken, das lag nicht in der Art des Fürsten Basili. Noch weniger war er darauf bedacht, anderen Leuten Ubles zu tun, um selbst einen Vorteil zu erlangen. Er war eben nur ein Weltmann, der durch das Leben in den höheren Gesellschaftskreisen etwas erreicht hatte und dem es zur Gewohnheit geworden war, in dieser Weise etwas zu erreichen. In seinem Kopfe bildeten sich fortwährend je nach den Umständen und je nachdem er mit diesem oder jenem in nähere Beziehungen kam, allerlei Pläne und Kombinationen, von denen er sich selbst nicht genauer Rechenschaft gab, die aber doch den ganzen Inhalt seines Daseins ausmachten. Und von solchen Plänen und Kombinationen waren in seinem Kopfe nicht etwa nur einer oder zwei gleichzeitig im Gange, sondern Duzende, von denen die einen in seinem Geiste eben erst aufstaueten, andere in der Ausführung begriffen waren und eine dritte Klasse sich bereits wieder in nichts auflöste. So zum Beispiel sagte er nicht etwa zu sich: „Dieser Mann besitzt jetzt großen Einfluß; daher muß ich mir sein Vertrauen und seine Freundschaft erwerben und mir durch seine Vermittlung die Auszahlung einer einmaligen Unterstützung erwirken,“ oder: „Dieser Pierre ist reich; daher muß ich ihn dazu verleiten, meine Tochter zu heiraten, und mir von ihm die vierzigtausend Rubel leihen, die ich notwendig brauche.“ Sondern die Sache ging so zu: er kam mit dem einflußreichen Manne in Berührung, und in demselben Augenblicke flüsterte ihm sein Instinkt zu, daß dieser Mann ihm nützlich sein könne, und nun näherte Fürst Basili sich ihm, und sobald sich eine Möglichkeit dazu bot, ohne alle Vorbereitungen, lediglich durch seinen Instinkt geleitet, schmeichelte er ihm, wurde

mit ihm intim und sprach dann mit ihm von dem, was ihm am Herzen lag.

Und ähnlich mit Pierre. Diesen hatte Fürst Wasili in Moskau unter seine Obhut genommen, hatte ihm die Ernennung zum Kammerjunker verschafft, was damals dem Range eines Staatsrates gleichkam, und darauf bestanden, daß der junge Mann mit ihm zusammen nach Petersburg fuhr und in seinem Hause Wohnung nahm. In einer Art von Zerstreung und Absichtslosigkeit und dabei doch mit der zweifellosen, instinktiven Sicherheit, daß er so handeln müsse, tat Fürst Wasili alles, was erforderlich war, um eine Heirat zwischen Pierre und seiner Tochter zustande zu bringen. Hätte Fürst Wasili seine Pläne im voraus sorgsam durchdacht, so wäre es um seine Harmlosigkeit und Unbefangtheit im Verkehr geschehen gewesen und er hätte sich nicht allen Leuten gegenüber, mochten sie nun über oder unter ihm stehen, so schlicht und natürlich benehmen können. Ein innerer Trieb zog ihn beständig zu den Leuten hin, die ihn an Einfluß oder an Reichtum übertrafen, und die Natur hatte ihn mit der seltenen Geschicklichkeit begabt, immer gerade den Augenblick zu ergreifen, wo es möglich und angebracht war, von den Leuten Vorteil zu ziehen.

Als Pierre in so unerwarteter Weise ein reicher Mann und ein Graf Besuchow geworden war, fand er sich, nachdem er noch bis vor kurzem ganz für sich und ganz unbekümmert gelebt hatte, nun dermaßen von Menschen umringt und in Anspruch genommen, daß er nur noch im Bette die Möglichkeit hatte, mit seinen Gedanken allein zu sein. Er mußte Schriftstücke unterzeichnen und mit Gerichts- und Verwaltungsbehörden verhandeln, ohne daß er von dem Inhalte der Schriftstücke und dem Sinne der Verhandlungen einen klaren Begriff gehabt hätte, mußte nach diesem und jenem den Oberadministrator fragen,

auf das in der Nähe von Moskau gelegene Gut fahren und eine Menge von Leuten empfangen, die früher nicht einmal von seiner Existenz etwas hatten wissen wollen, jetzt aber sich sehr gekränkt und verletzt gefühlt haben würden, wenn er ihren Besuch nicht angenommen hätte. Alle diese verschiedenartigen Personen: Geschäftsleute, Verwandte, Bekannte, alle waren sie in gleicher Weise gegen den jungen Erben gut und freundlich gesinnt; alle waren sie sichtlich und zweifellos von Pierres vortrefflichen Eigenschaften überzeugt. Fortwährend bekam er Redewendungen zu hören wie: „Bei Ihrer außerordentlichen Güte“ oder: „Bei Ihrem vortrefflichen Herzen“ oder: „Sie selbst sind ein so reiner Charakter, Graf,“ oder: „Wenn er Ihren Verstand besäße“ usw., so daß er allen Ernstes an seine außerordentliche Güte und an seinen außerordentlichen Verstand zu glauben anfang, um so mehr da er im Grunde seiner Seele immer schon der Ansicht gewesen war, daß er tatsächlich ein sehr guter und ein sehr kluger Mensch sei. Sogar solche Personen, die ihm früher übel gesinnt gewesen waren und ihm mit unverhohlener Feindschaft gegenübergestanden hatten, wurden jetzt freundlich und herzlich gegen ihn. Die früher auf ihn so ergrimimte älteste Prinzessin mit der langen Taille und dem, wie bei einer Puppe, glatt anliegenden Haare kam nach der Beerdigung in Pierres Zimmer. Mit niedergeschlagenen Augen und unter beständigem Erröten sagte sie ihm, sie bedauere lebhaft die zwischen ihnen vorgekommenen Mißverständnisse und fühle sich jetzt nicht berechtigt, um irgend etwas zu bitten; höchstens möchte sie um die Erlaubnis bitten, nach dem schweren Schlage, von dem sie betroffen worden sei, noch einige Wochen in dem Hause bleiben zu dürfen, das ihr so lieb geworden sei und wo sie so viele schwere Opfer gebracht habe. Sie vermochte sich nicht zu beherrschen und brach bei diesen Worten in Tränen aus. Ganz gerührt darüber, daß die sonst so

starre, kalte Prinzessin sich so hatte verändern können, ergriff Pierre ihre Hand und bat sie um Verzeihung, er wußte selbst nicht wofür. Gleich noch an diesem Tage begann die Prinzessin, für Pierre einen gestreiften Leibgurt zu stricken, und war nun gegen ihn ganz wie umgewandelt.

„Tue das für sie, mein Lieber; sie hat doch von dem Seligen viel zu leiden gehabt,“ sagte Fürst Wasili zu ihm, indem er ihm ein zugunsten der Prinzessin ausgestelltes Schriftstück zur Unterschrift vorlegte.

Fürst Wasili war zu der Ansicht gelangt, man müsse der armen Prinzessin diesen Knochen, einen Wechsel über dreißigtausend Rubel, hinwerfen, damit es ihr nicht in den Sinn komme, über seine, des Fürsten Wasili, Beteiligung an der Geschichte mit dem Mosailportefeuille Rederei zu machen. Pierre unterschrieb den Wechsel, und seitdem wurde die Prinzessin gegen ihn noch liebenswürdiger. Auch die beiden jüngeren Schwestern waren freundlich gegen ihn, namentlich die jüngste, die hübsche, die mit dem Leberfleck, und sie setzte Pierre oft durch ihr Lächeln und ihre Verlegenheit bei seinem Anblicke selbst in Verlegenheit.

Daß alle Menschen ihn gern hatten, fand Pierre so natürlich, und es wäre ihm so unnatürlich vorgekommen, wenn ihn jemand nicht hätte leiden können, daß es ihm nicht beikam, an der Aufrichtigkeit der Menschen, die ihn umgaben, irgendwie zu zweifeln. Außerdem hatte er gar keine Zeit, sich die Frage nach der Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit dieser Menschen vorzulegen. Er hatte beständig zu tun und fühlte sich beständig im Zustande einer milden, vergnüglichen Trunkenheit. Er fühlte sich sozusagen als den Mittelpunkt einer bedeutsamen, allgemeinen Bewegung; er fühlte, daß man von ihm beständig etwas erwartete, und daß, wenn er es nicht tat, er viele kränkte und in ihrer Erwartung täuschte; er hoffte aber, wenn er dies und das tue, dann werde

alles gut sein; und so tat er denn, was man von ihm verlangte; freilich blieb der erhoffte Erfolg, daß dann alles gut sein werde, immer aus.

Noch mehr als alle andern hatte in dieser ersten Zeit Fürst Wasili sich nicht nur der Angelegenheiten Pierres, sondern auch der Person desselben bemächtigt. Seit dem Tode des Grafen Besuchow ließ er Pierre nicht aus seinen Händen. Fürst Wasili machte dabei den Eindruck, als sei er von Geschäften überbürdet, ermüdet und erschöpft, könne es aber trotzdem aus Mitleid nicht übers Herz bringen, Pierre dem blinden Zufall und allerlei Gaunern preiszugeben, ihn, den hilflosen Jüngling, den Sohn seines Freundes und, schließlich, den Besitzer eines so gewaltigen Vermögens. In den wenigen Tagen, die Fürst Wasili nach dem Tode des Grafen Besuchow noch in Moskau zubrachte, ließ er Pierre häufig auf sein Zimmer kommen oder ging selbst in Pierres Zimmer und gab ihm über alles, was er tun müsse, Anweisungen in einem solchen Tone der Müdigkeit und der eigenen Überzeugtheit von der Richtigkeit dieser Anweisungen, wie wenn er jedesmal dazu sagte: „Du weißt, daß ich mit Geschäften überhäuft bin und mich nur aus reiner Liebe deiner annehme, und du weißt ferner recht wohl, daß das, was ich dir vorschlage, das einzig mögliche ist.“

„Nun, mein Freund, morgen reisen wir endlich ab,“ sagte er eines Tages zu ihm, indem er die Augen zusammenkniff und mit den Fingern leise an Pierres Ellbogen trommelte, und er sagte es in einem Tone, als ob das, was er sagte, schon längst zwischen ihnen eine ausgemachte Sache wäre und man darüber gar nicht anderer Ansicht sein könnte. „Morgen reisen wir; ich gebe dir einen Platz in meinem Wagen. Ich freue mich sehr. Hier ist nun alles, was für uns von Wichtigkeit war, erledigt. Ich für meine Person hätte ja freilich schon längst fort gemußt. Hier, das habe

ich vom Kanzler für dich erhalten. Ich hatte ihn in deinem Interesse darum gebeten; du bist nun dem diplomatischen Korps aggregiert und zum Kammerjunker ernannt. Jetzt steht dir die diplomatische Laufbahn offen."

Obwohl der Ton der Müdigkeit und eigenen Überzeugtheit, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, eine Art Zwang auszuüben schien, wollte Pierre, der so lange über seine künftige Laufbahn nachgedacht hatte, etwas erwidern. Aber Fürst Basili unterbrach ihn in jenem zärtlichen, tiefen Tone, der jede Möglichkeit, ihm etwas dazwischen zu reden, ausschloß; dieses Tones pflegte sich Fürst Basili zu bedienen, wo es ihm notwendig schien, bei jemand eine wirklich vollständige Überzeugung zu erwecken.

"Aber, mein Lieber, ich habe das für dich getan, weil es mir Gewissenssache war, und da brauchst du mir nicht zu danken. Noch nie hat sich jemand darüber beklagt, daß die Leute ihn allzu gern hätten. Und dann, du bist ja dein freier Herr; wenn du willst, kannst du dich ja all dieser Ehren morgen wieder entäußern. Du wirst ja in Petersburg selbst sehen, wie es mit allen diesen Dingen steht. Auch hättest du dich schon längst von den schrecklichen Erinnerungen hier losmachen sollen." Fürst Basili seufzte. „Ja, ja, ich habe recht, mein Bester. . . Und mein Kammerdiener mag in deinem Wagen fahren. Ach ja, das hätte ich beinah vergessen," fügte Fürst Basili noch hinzu: „Du weißt, mein Lieber, daß der Verstorbene und ich pekuniäre Beziehungen miteinander hatten; da ist denn aus dem Rjasaner Gute etwas an mich gezahlt worden, und ich möchte das zunächst behalten. Du brauchst es ja nicht. Wir beide rechnen schon noch miteinander ab."

Was Fürst Basili „etwas aus dem Rjasaner Gute" nannte, waren einige tausend Rubel Pachtzins, die er für sich behalten hatte.

Wie in Moskau, so sah sich Pierre auch in Petersburg von einer großen Menge Menschen umgeben, die ihm freundlich gesinnt und liebevoll zugetan waren. Es war ihm unmöglich, auf das Amt oder, richtiger gesagt, auf den Titel (denn zu tun hatte er nichts), den ihm Fürst Basili verschafft hatte, zu verzichten; der Bekanntschaften, Einladungen und gesellschaftlichen Vergnügungen waren so viele, daß Pierre in noch höherem Grade als in Moskau das Gefühl einer gewissen Benommenheit und unruhigen Hast hatte; es war ihm zumute, als ob etwas, was ihn beglücken sollte, immer im Herannahen begriffen sei, aber nie zur Wirklichkeit werde.

Von dem Junggesellenkreise, in welchem er früher verkehrt hatte, waren viele Genossen zurzeit nicht in Petersburg: die Garde war ins Feld gezogen, Dolochow war degradiert, Anatol stand bei einem Regimente in der Provinz. Und Fürst Andrei war im Auslande. So konnte denn Pierre weder die Nächte in der Weise verbringen, wie er sie früher zu verbringen geliebt hatte, noch auch ab und zu durch ein vertrauliches Gespräch mit dem älteren, verehrten Freunde sich einen wahren Herzensgenuß verschaffen. Seine ganze Zeit verging bei Dinern und Bällen und vor allem, sobald er sich im Hause des Fürsten Basili befand, in der Gesellschaft der dicke Fürstin, der Frau desselben, und der schönen Helene.

Auch Anna Pawlowna Scherer brachte, ebenso wie alle andern Leute, durch ihr Benehmen Pierre gegenüber zum Ausdruck, daß in seiner gesellschaftlichen Stellung jetzt eine gewaltige Veränderung eingetreten war.

Früher hatte Pierre in Anna Pawlownas Gegenwart beständig das Gefühl gehabt, daß das, was er sagte, unpassend, taktlos, verfehlt sei, und daß seine Reden, die ihm klug erschienen, solange er sie sich im Kopfe zurechtlegte, dumm wurden, sobald

er sie laut aussprach, während die albernsten Äußerungen des Fürsten Ippolit für klug und hübsch erachtet wurden. Aber jetzt wurde alles, was er sagte, als „scharmant“ betrachtet. Selbst wenn Anna Pawlowna das nicht geradezu aussprach, sah er doch, daß sie es eigentlich sagen wollte und es nur aus zarter Rücksicht auf seine Bescheidenheit unterließ.

Zu Anfang des Winters von 1805 auf 1806 erhielt Pierre von Anna Pawlowna das übliche rosa Briefchen mit einer Einladung; zu der Einladung hatte sie noch die Bemerkung hinzugefügt: „Sie werden bei mir die schöne Helene finden, die anzuschauen man nie müde wird.“

Als Pierre diesen Satz las, fühlte er zum erstenmal, daß sich zwischen ihm und Helene eine Art von Beziehung gebildet hatte, die von anderen Leuten gewissermaßen als rechtmäßig anerkannt wurde. Einerseits hatte dieser Gedanke für ihn etwas Schreckhaftes, als würde ihm da eine Verpflichtung auferlegt, der er nicht imstande sei gerecht zu werden; andrerseits gefiel ihm die Sache ganz wohl, da die Voraussetzung einer solchen Beziehung etwas Amüsantes hatte.

Die Soiree bei Anna Pawlowna war von ganz derselben Art wie die erste, nur war das neue Gericht, mit welchem Anna Pawlowna ihre Gäste regalierte, diesmal nicht Mortemart, sondern ein Diplomat, der aus Berlin gekommen war und die neuesten Einzelheiten über den Aufenthalt des Kaisers Alexander in Potsdam mitgebracht hatte; er berichtete, wie die beiden hohen Freunde dort einander geschworen hätten, in unverbrüchlichem Bunde die gerechte Sache gegen den Feind des Menschengeschlechtes zu verteidigen. Anna Pawlowna begrüßte Pierre mit einem leisen Weiflang von Traurigkeit, die sich offenbar auf den frischen Verlust beziehen sollte, der den jungen Mann betroffen hatte, also auf den Tod des Grafen Besuchow (wie denn

alle es beständig für ihre Pflicht hielten, Pierre zu versichern, daß er über das Hinscheiden seines Vaters, den er doch in Wirklichkeit kaum gekannt hatte, sehr betrübt sei), und diese Traurigkeit war genau von derselben Art wie jene wehmütige Traurigkeit, welche Anna Pawlowna bei Erwähnung der erhabenen Kaiserinmutter Maria Feodorowna zum Ausdruck zu bringen pflegte. Pierre fühlte sich dadurch geschmeichelt. Mit der ihr geläufigen Kunstfertigkeit verteilte Anna Pawlowna in ihrem Salon die Gäste in Gruppen. Die größere Gruppe, in welcher sich Fürst Basili und einige Generale befanden, genoß den Diplomaten; die zweite Gruppe saß am Teetisch. Pierre wollte sich zu der ersteren gesellen; aber Anna Pawlowna, die sich in demselben Zustande der Aufregung befand wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde, wenn ihm viele, viele neue glänzende Ideen kommen, die er kaum Zeit finden wird alle zur Ausführung zu bringen, Anna Pawlowna berührte, sobald sie Pierres Absicht bemerkte, seinen Armel mit einem Finger.

„Warten Sie, ich habe für diesen Abend mit Ihnen meine besonderen Absichten.“ Sie blickte nach Helene hin und lächelte ihr zu. „Meine liebe Helene, Sie müssen an meiner armen Tante, die Sie mit einer wahren Schwärmerei verehrt, ein gutes Werk tun. Gehen Sie zu ihr hin, und leisten Sie ihr zehn Minuten lang Gesellschaft. Und damit Sie sich nicht allzu sehr langweilen, so nehmen Sie hier unsern liebenswürdigen Grafen mit; er wird sich nicht weigern, Sie zu begleiten.“

Die schöne Helene begab sich zu der Tante; aber den jungen Mann hielt Anna Pawlowna noch bei sich zurück, mit einer Miene, als müßte sie noch eine letzte notwendige Anordnung treffen.

„Nicht wahr, sie ist entzückend?“ sagte sie zu Pierre, indem sie auf das in leichtem, schwebendem Gange sich entfernende maje-

statisch schöne Mädchen deutete. „Und Welch ein Anstand! Ein so junges Mädchen, und Welch ein feines Tactgefühl besitzt sie, wie meisterhaft weiß sie sich zu benehmen! Das kommt von ihrem prächtigen Herzen her! Glücklich wird der Mann sein, dem sie als Gattin angehören wird! Selbst wenn er persönlich kein Weltmann sein sollte, würde er doch an ihrer Seite ganz von selbst die glänzendste Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Nicht wahr? Ich wollte nur Ihre Ansicht kennen lernen.“ Damit ließ Anna Pawlowna nun auch Pierre hingehen und begleitete ihn selbst zu der Lante.

Pierre gab auf Anna Pawlownas Frage, betreffend Helenens vollendete Kunst sich zu benehmen, mit voller Aufrichtigkeit eine bejahende Antwort. Wenn er manchmal an Helene gedacht hatte, so hatte er namentlich an zwei ihrer Eigenschaften gedacht: an ihre Schönheit und an die außerordentliche, ruhige Geschicklichkeit, mit der sie in Gesellschaft eine schweigsam würdige Haltung beobachtete.

Die Lante empfing die beiden jungen Leute in ihrem Eckchen mit dem üblichen Lächeln, schien aber ihre schwärmerische Verehrung für Helene absichtlich verbergen und vielmehr ihre Furcht vor Anna Pawlowna zum Ausdruck bringen zu wollen. Sie blickte ihre Nichte an, wie wenn sie fragen wollte, was sie denn eigentlich mit diesen beiden jungen Leuten anfangen solle. Als Anna Pawlowna von ihnen zurücktrat, berührte sie noch einmal mit der Fingerspitze Pierres Rockärmel und sagte leise:

„Ich hoffe, Sie werden nun nicht mehr sagen, daß man sich bei mir langweilt.“ Dabei richtete sie ihren Blick auf Helene.

Helene lächelte mit einer Miene, welche besagte, sie halte es für unmöglich, daß jemand sie ansehe, ohne von ihr entzückt zu sein. Die Lante räusperte sich, schluckte den Speichel hinunter und sagte auf französisch, sie freue sich sehr, Helene zu sehen;

dann wandte sie sich mit derselben Begrüßung und mit derselben Miene zu Pierre. Während des langweiligen, wiederholt stöckenden Gespräches blickte Helene einmal nach Pierre hin und lächelte ihn mit jenem klaren, schönen Lächeln an, mit dem sie alle anzulächeln pflegte. Aber Pierre war dieses Lächeln so gewohnt und fand darin so wenig ihn persönlich Angehendes, daß er es gar nicht weiter beachtete. Die Tante sprach unterdessen gerade von einer Dofensammlung, die Pierres seliger Vater, Graf Besuchow, besessen habe, und zeigte dabei ihre eigene Tabaksdose. Die Prinzessin Helene bat um die Erlaubnis, das Porträt des Gemahls der Tante besehen zu dürfen, das auf der Dose angebracht war.

„Es ist wohl von Wines gemalt,“ sagte Pierre, indem er den Namen eines bekannten Miniaturmalers nannte. Er beugte sich dabei über den Tisch, um die Dose in die Hand zu nehmen, horchte aber nach dem Gespräche an dem andern Tische hin.

Er erhob sich ein wenig, in der Absicht, um den Tisch herumzugehen; aber die Tante reichte ihm die Dose gerade über Helene weg, hinter ihrem Kopfe. Helene beugte sich nach vorn, um Raum zu geben, und blickte lächelnd um sich. Sie trug, wie stets bei Abendgesellschaften, ein nach damaliger Mode vorn und hinten sehr tief ausgeschnittenes Kleid. Ihre Büste, die auf Pierre immer den Eindruck des Marmorartigen gemacht hatte, befand sich in so geringem Abstände von seinen Augen, daß er trotz seiner Kurzsichtigkeit unwillkürlich ihre Schultern und ihren Hals als etwas von reizvollem Leben Erfülltes erkannte, und so nah an seinen Lippen, daß er sich nur ein wenig zu bücken brauchte, um sie zu berühren. Er empfand die Wärme ihres Körpers, roch den Duft ihres Parfüms und hörte das Knistern des Korsetts bei ihren Bewegungen. Er sah jetzt nicht ihre marmorartige Schönheit, die mit dem Kleide zusammen ein einheitliches Ganzes

bildete; sondern er sah und fühlte den ganzen Reiz ihres Leibes, dem der Anzug lediglich als Hülle diene. Und nachdem er einmal zu dieser Art des Sehens gelangt war, war er nicht mehr imstande in anderer Weise zu sehen, so wie wir in eine einmal aufgeklärte Täuschung uns nicht wieder zurückversetzen können.

„Hatten Sie denn bisher noch nicht bemerkt, wie schön ich bin?“ schien Helene zu fragen. „Hatten Sie gar nicht bemerkt, daß ich ein Weib bin? Ja, ich bin ein Weib, das jedem angehören kann, auch Ihnen,“ sagte ihr Blick. Und in diesem Augenblicke hatte Pierre das Gefühl, daß Helene seine Frau nicht nur werden könne, sondern werden müsse, unter allen Umständen werden müsse.

Er war davon in diesem Augenblicke so fest überzeugt, als ob er schon mit ihr vor dem Altar stände. Wie und wann es geschehen werde, darüber war er sich nicht klar; er war sich nicht einmal darüber klar, ob es ihm zum Segen gereichen werde (er hatte sogar die Empfindung, daß es aus irgendwelchem Grunde nicht gut ausfallen werde); aber daß es geschehen werde, das wußte er.

Pierre schlug die Augen nieder, hob sie wieder in die Höhe und wollte in der Prinzessin Helene von neuem nichts weiter als das ihm fernstehende, ihm fremde schöne Mädchen sehen, das er bisher täglich in ihr gesehen hatte; aber dies zu tun, war er nicht mehr imstande. Er war dazu ebensowenig imstande, wie jemand, der im Nebel einen Steppengrashalm gesehen und für einen Baum gehalten hat, nachher, nachdem er gesehen hat, daß es ein Halm ist, von neuem in ihm einen Baum sehen kann. Sie stand ihm auf einmal so nahe, daß ihm bange wurde; sie hatte schon Gewalt über ihn. Und zwischen ihm und ihr bestanden jetzt keinerlei Schranken mehr außer denen, die sein eigener Wille errichtete.

„Gut, ich lasse Sie in Ihrem kleinen Winkel. Ich sehe, daß Sie sich da ganz wohl befinden,“ hörte er auf einmal Anna Pawlowna sagen.

Pierre überlegte ängstlich, ob er auch nicht irgend etwas Unpassendes getan habe, errötete und blickte rings um sich. Es kam ihm vor, als wüßten alle gerade so gut wie er selbst, was mit ihm geschehen war.

Als er einige Zeit darauf zu der größeren Gruppe trat, sagte Anna Pawlowna zu ihm:

„Ich höre, daß Sie Ihr Haus in Petersburg verschönern lassen.“

Dies war richtig. Der Baumeister hatte ihm gesagt, daß das durchaus notwendig sei, und so ließ denn Pierre, ohne selbst recht zu wissen wozu, sein riesiges Haus in Petersburg neu und schön herrichten.

„Das ist ganz verständig von Ihnen; aber ziehen Sie nicht von dem Fürsten Wasili weg. Es ist gut, einen solchen Freund zu haben, wie es der Fürst ist,“ sagte sie und lächelte dem Fürsten Wasili zu. „Ich habe etwas davon gehört. Nicht wahr? Und Sie sind noch so jung. Sie können guten Rat gebrauchen. Seien Sie mir nur nicht böse, daß ich mich der Privilegien bediene, welche alte Frauen nun einmal haben.“

Sie hielt inne, wie ja Frauen, wenn sie sich als alt bezeichnet haben, immer eine Pause machen und auf etwas warten. „Wenn Sie sich verheirateten, dann wäre es freilich eine andere Sache.“ Bei diesen Worten faßte sie die beiden mit einem Blick zusammen. Pierre sah Helenen nicht an, und sie nicht ihn. Aber sie stand ihm noch immer in ebenso beängstigender Weise nahe. Er murmelte etwas vor sich hin und errötete.

Als Pierre nach Hause zurückgekehrt war, konnte er lange nicht einschlafen und dachte über das nach, was mit ihm geschehen

war. Was war denn mit ihm geschehen? Nichts. Er war nur zu der Erkenntnis gelangt, daß dieses Mädchen, diese Helene, die er schon als Kind gekannt hatte, von der er manchmal gedankenlos gesagt hatte: „Ja, sie ist schön“, wenn ihm andere gesagt hatten, Helene sei eine Schönheit, er war zu der Erkenntnis gelangt, daß dieses Mädchen ihm gehören könne.

„Aber sie ist dumm; ich habe selbst oft gesagt, daß sie dumm sei,“ überlegte er. „Es liegt in dem Gefühle, das sie in meiner Seele erweckt hat, etwas Widerwärtiges, etwas Verbotenes. Es ist mir erzählt worden, ihr Bruder Anatol sei in sie verliebt gewesen und sie in ihn; es sei ein richtiger Skandal gewesen, und Anatol sei deswegen aus dem Hause geschickt worden. Und auch Ippolit ist ihr Bruder. Und Fürst Wafili ist ihr Vater. Schlimm, schlimm!“ dachte er; aber während er diese Überlegungen anstellte (sie waren noch nicht zu einem Abschlusse gelangt), er tappte er sich auf einem Lächeln und merkte, daß eine andere Gedankenreihe durch die erste hindurch zum Vorschein kam, daß er gleichzeitig an Helenens geistige Geringswertigkeit dachte und es sich ausmalte, wie sie sein Weib sein werde, wie sie ihn lieb gewinnen könne, wie sie eine ganz andere werden könne, und wie alles, was er über sie gedacht und gehört habe, vielleicht unwahr sei. Und dann sah er in ihr wieder nicht mehr die Tochter des Fürsten Wafili, sondern er sah ihren ganzen Körper, nur von einem grauen Kleide verhüllt.

„Aber warum ist mir denn dieser Gedanke früher nie in den Sinn gekommen?“ Und wiederum sagte er sich, daß er Helenen nicht zur Frau nehmen könne; es schien ihm in dieser Heirat etwas Häßliches, Widernatürliches, Unehrenhaftes zu liegen. Er erinnerte sich an Helenens frühere Worte und Blicke, sowie an die Worte und Blicke derjenigen, die ihn und Helenen zusammen gesehen hatten. Er erinnerte sich an die Worte und Blicke Anna

Pawlownas, als sie mit ihm von seinem Hause sprach; er erinnerte sich an tausend derartige Anspielungen von seiten des Fürsten Wasili und anderer Leute, und ein Schrecken überkam ihn, ob er sich auch nicht etwa schon durch irgend etwas zur Ausführung einer That verpflichtet habe, die offenbar nicht zum Guten ausschlagen werde und die er nicht ausführen dürfe. Aber zur gleichen Zeit, wo er sich selbst alle diese Erwägungen vorhielt, tauchte von der andern Seite her in seiner Seele ihr Bild, dieses Ideal weiblicher Schönheit, auf.

II

Im November des Jahres 1805 sollte Fürst Wasili vier Gouvernements bereisen, um dort Revisionen vorzunehmen. Er hatte darauf hingewirkt, daß ihm dieser Auftrag erteilt wurde, um erstens dabei zugleich seine in üblem Zustande befindlichen Güter zu besuchen, und zweitens um seinen Sohn Anatol aus der Garnison seines Regimentes abzuholen und mit ihm zu dem Fürsten Nikolai Andrejewitsch Volkonski heranzufahren, in der Absicht, eine Heirat zwischen seinem Sohne und der Tochter dieses reichen alten Mannes zustande zu bringen. Aber bevor er abreiste und diese neue Sache in die Wege leitete, hielt Fürst Wasili für notwendig, die Angelegenheit mit Pierre zur Entscheidung zu bringen, der allerdings in der letzten Zeit ganze Tage zu Hause, das heißt im Hause des Fürsten Wasili, bei dem er wohnte, zugebracht und sich bei Helenens Anwesenheit so lächerlich, aufgereggt und dumm benommen hatte, wie sich das eben für einen Verliebten gehört, aber doch immer noch nicht dazu geschritten war, ihr einen Antrag zu machen.

„Alles sehr schön und gut; aber die Sache muß zum Ende kommen,“ sagte eines Morgens Fürst Wasili mit einem trüben

Seufzer zu sich selbst; er konnte es sich nicht verhehlen, daß Pierre, der ihm doch in so hohem Grade zu Dank verpflichtet war, in dieser Sache sich nicht ganz angemessen benahm. „Nun, Gott verzeihe es ihm! . . . Jugend . . . Leichtsinn . . . nun ja, man darf es ihm nicht zu schwer anrechnen,“ dachte Fürst Basili und wurde sich mit Vergnügen seiner eigenen Herzensgüte bewußt; „aber die Sache muß zum Ende kommen. Übermorgen ist Helenens Namenstag; ich werde ein paar Leute dazu einladen, und wenn er dann noch nicht versteht, was er zu tun hat, so werde ich selbst die Sache in die Hand nehmen. Sowohl, ich werde die Sache in die Hand nehmen. Ich bin der Vater!“

In der schlaflosen, aufregungsvollen Nacht nach der Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna war Pierre schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß eine Heirat mit Helene ein Unglück sein würde, und hatte den Entschluß gefaßt, sie zu meiden und wegzureisen; aber seitdem waren anderthalb Monate vergangen, und er war nicht von dem Fürsten Basili weggezogen und fühlte mit Schrecken, daß das Band, das ihn mit Helene verknüpfte, in den Augen der Leute täglich fester werde, daß es ihm ganz unmöglich sei, zu seiner früheren Art, sie anzusehen, zurückzukehren, daß er sich nicht von ihr losreißen könne, und daß, so schrecklich es sei, er sein Schicksal mit dem ihrigen werde verknüpfen müssen. Vielleicht hätte er noch einige Zurückhaltung üben können; aber es verging kein Tag, wo nicht bei dem Fürsten Basili (der sonst selten Gäste bei sich gesehen hatte) eine Abendgesellschaft stattfand, an welcher Pierre teilnehmen mußte, wenn er nicht die Erwartung aller täuschen und das allgemeine Vergnügtsfein stören wollte. Kam Fürst Basili in den wenigen Minuten, die er zu Hause zubrachte, an Pierre vorbei, so zog er ihn in seiner wunderlichen Manier an der Hand nach unten, hielt ihm zerstreut seine rasierte, faltige Wacke zum Kusse hin und

sagte entweder: „Auf morgen!“ oder: „Ich bei uns zu Mittag, sonst bekomme ich dich heute gar nicht mehr zu sehen,“ oder: „Ich bleibe um deinetwillen zu Hause“ usw. Nun sprach zwar Fürst Wafili, auch wenn er (wie er sagte) um Pierres willen zu Hause geblieben war, mit ihm doch immer nur wenige Worte; aber trotzdem fühlte sich Pierre außerstande, seine Erwartung zu täuschen. Täglich sagte er sich ein und dasselbe: „Ich muß doch endlich über ihr wahres Wesen ins Klare kommen und mir darüber Rechenschaft geben, von welcher Beschaffenheit sie eigentlich ist. Habe ich mich früher getäuscht, oder täusche ich mich jetzt?“ — „Nein, sie ist nicht dumm; nein, sie ist ein herrliches Mädchen!“ gab er sich selbst manchmal zur Antwort. „Nie passiert ihr in irgendwelcher Hinsicht ein Irrtum; nie hat sie etwas Dummes gesagt. Sie spricht wenig; aber was sie sagt, ist immer schlicht und klar. Also ist sie nicht dumm. Nie ist sie unruhig oder verlegen geworden, und sie ist auch jetzt nicht unruhig und verlegen. Also ist sie nicht schlecht!“ Es kam, wenn er mit ihr zusammen war, nicht selten vor, daß er Erörterungen über allgemeine Gegenstände anstellte, sozusagen laut dachte; dann antwortete sie ihm jedesmal entweder mit einer kurzen, aber im richtigen Augenblicke vorgebrachten Bemerkung, welche zeigte, daß der betreffende Gegenstand sie nicht interessierte, oder schweigend mit einem Lächeln und einem Blicke, wodurch es ihm nachdrücklicher als auf jede andre Art zum Bewußtsein gebracht wurde, daß sie den Vorrang vor ihm in Anspruch nehmen konnte. Er sah ein: sie hatte ganz recht, wenn sie alle Erörterungen im Vergleich mit diesem Lächeln für Unsinn erachtete.

Sie wandte sich jetzt immer zu ihm mit einem heiteren, vertraulichen, ihm allein geltenden Lächeln, in welchem eine tiefere Bedeutung lag als in dem für alle bestimmten Lächeln, das ihr

Gesicht beständig zierte. Pierre wußte, daß alle nur darauf warteten, daß er endlich ein bestimmtes Worte sage, eine gewisse Linie überschreite, und er wußte, daß er früher oder später diese Linie überschreiten werde; aber eine Art von unbegreiflicher Furcht ergriff ihn schon bei dem bloßen Gedanken an diesen schrecklichen Schritt. Tausendmal im Verlaufe dieser anderthalb Monate, in denen er sich immer näher und näher zu diesem ihm so furchtbaren Abgrunde hingezogen fühlte, hatte Pierre zu sich gesagt: „Aber was soll denn das heißen? Hier ist entschlossenes Handeln notwendig. Bin ich denn dessen unfähig?“

Er wollte einen festen Entschluß fassen; aber er wurde sich mit Schrecken bewußt, daß es ihm in diesem Falle an der Entschlossenheit mangelte, die er doch sonst an sich kannte und die er auch tatsächlich besaß. Pierre gehörte zu denjenigen Menschen, die nur dann stark sind, wenn sie sich völlig rein fühlen. Aber seit dem Tage, wo sich seiner jenes Gefühl der Begehrlichkeit bemächtigt hatte, das auf Anna Pawlownas Abendgesellschaft bei der Zureichung der Tabakdose in seiner Seele wach geworden war, seitdem wurde seine Energie durch ein unbewußtes Gefühl der Schuldhaftigkeit dieses Verlangens gelähmt.

An Helenens Namenstage war bei dem Fürsten Wasili eine kleine Gesellschaft, der engste Kreis, wie die Fürstin sagte, zum Souper geladen, nur Verwandte und Freunde. Allen diesen Verwandten und Freunden war zu verstehen gegeben, daß sich an diesem Tage das Schicksal der Tochter des Hauses, deren Namenstag man feiere, entscheiden werde. Die Gäste saßen bei Tische. Die Fürstin Kuragina, eine korpolente, ehemals schöne, stattliche Dame, saß auf dem Platze, der ihr als Hausfrau zukam; ihr zu beiden Seiten saßen die vornehmsten Gäste: ein alter General, seine Frau, Anna Pawlowna Scherer und andere; nach dem anderen Ende des Tisches zu hatten die an Alter und

Rang geringeren Gäste ihre Plätze, und ebendort saßen die Hausangehörigen, und zwar Pierre und Helene nebeneinander. Fürst Wasili aß nicht mit, er wanderte am Tische umher, in fröhlichster Gemüthsstimmung, und setzte sich bald zu diesem, bald zu jenem seiner Gäste auf ein Weilschen hin. Für einen jeden hatte er ein paar flüchtige, freundliche Worte, mit Ausnahme von Helene und Pierre, deren Anwesenheit er gar nicht zu bemerken schien. Fürst Wasili war das belebende Element der ganzen Gesellschaft. Hell brannten die Wachskerzen; es glänzte das Silber- und Kristallgerät der Tafel, die Schmucksachen der Damen, das Gold und Silber der Epauletten; um den Tisch herum liefen die Diener in roten, langschößigen Röcken; man hörte das Geräusch der Messer, Gläser und Teller und das Stimmengeschwirr der Gespräche, die am Tische im Gange waren. Man hörte, wie an dem einen Ende der Tafel ein alter Kammerherr einer alten Baronin beteuerte, daß er sie glühend liebe, und wie sie darüber lachte; am andern Ende wurde von dem Mißerfolg einer Sängerin Marja Wiktorowna gesprochen. In der mittleren Partie der Tafel bildete Fürst Wasili den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Er erzählte den Damen mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen von der letzten Mittwochssitzung des Reichsrates, in welcher der neue militärische Generalgouverneur von Petersburg, Sergei Kusmitsch Wasmitinow, ein von der Feldarmee her eingegangenes Reskript des Kaisers Alexander Pawlowitsch zur Verlesung gebracht hatte. In diesem damals Aufsehen erregenden Reskripte hatte der Kaiser, sich an Sergei Kusmitsch wendend, gesagt, er erhalte von allen Seiten Ergebenheitsadressen seines Volkes, und unter diesen sei ihm die Adresse der Stadt Petersburg besonders willkommen; er sei stolz auf die Ehre, das Haupt einer solchen Nation zu sein, und werde sich bemühen, sich dieser Ehre würdig zu zeigen. Das Reskript begann

mit den Worten: „Sergei Kusmitsch! Von allen Seiten gehen mir Nachrichten zu“ usw.

„Also über ‚Sergei Kusmitsch‘ ist er nicht hinausgekommen?“ fragte eine der Damen.

„Nein, weiter brachte er fast kein Wort heraus,“ antwortete Fürst Wafili lachend. „Sergei Kusmitsch . . . von allen Seiten. Von allen Seiten, Sergei Kusmitsch . . .“ Weiter konnte der arme Wjasmitinow absolut nicht kommen. Mehrere Male nahm er den Brief von neuem in Angriff; aber sowie er gesagt hatte ‚Sergei‘, fing er an zu schlucken . . . ‚Ku . . . smi . . . tsch‘, da kamen ihm die Tränen, und die Worte ‚von allen Seiten‘ wurden schon ganz von Schluchzen erstickt, und weiter konnte er überhaupt nichts herausbringen. Er benutzte sein Taschentuch und begann wieder: ‚Sergei Kusmitsch, von allen Seiten‘, und da liefen ihm wieder die Tränen . . . Schließlich ersuchte man einen andern, das Reskript vorzulesen.“

„Kusmitsch . . . von allen Seiten‘, und da liefen ihm die Tränen . . .“ wiederholte einer der Gäste lachend.

„Seien Sie doch nicht so boshaft!“ sagte Anna Pawlowna vom oberen Ende des Tisches her und drohte mit dem Finger. „Er ist doch ein so braver, ausgezeichnete Mann, unser guter Wjasmitinow . . .“

Alle lachten herzlich. Auch am oberen Ende des Tisches, auf den Ehrenplätzen, schienen alle heiter zu sein und sich in angeregter Stimmung zu befinden, was sich in verschiedener Weise äußerte; nur Pierre und Helene saßen, beinahe am untersten Ende des Tisches, schweigend nebeneinander; auf den Gesichtern beider lag ein strahlendes Lächeln, das sie vergebens zu unterdrücken suchten und das nichts mit Sergei Kusmitsch zu tun hatte, ein Lächeln verschämter Scheu vor ihren eigenen Gefühlen. Und was die andern Tischgenossen anlangte, mochten

sie auch noch so eifrig reden und lachen und scherzen, mochten sie auch mit noch so großem Genuße den Rheinwein schlürfen und Ragout und Gefrorenes genießen, mochten sie auch mit ihren Blicken dieses Paar vermeiden und äußerlich gleichgültig und achtlos in bezug auf dasselbe scheinen: dennoch merkte man an den Blicken, die ab und zu nach den beiden hinüberflogen, daß die Anekdote über Sergei Kusmitsch und das Lachen und das Schmausen alles nur Heuchelei war, und daß die Aufmerksamkeit dieser gesamten Gesellschaft sich mit aller Kraft nur auf dieses Paar, Pierre und Helene, richtete. Fürst Wafili brachte mimisch zur Darstellung, wie Sergei Kusmitsch geschluchzt hatte, aber gleichzeitig huschte sein Blick zu seiner Tochter hin; und während er lachte, sagte der Ausdruck seines Gesichtes: „Recht so, recht so; alles geht gut; heute wird alles zur Entscheidung kommen.“ Anna Pawlowna drohte ihm mit dem Finger wegen seiner Spöttereien über „unsern guten Wjasmitinow“; aber in ihren Augen, welche dabei mit schnellem Aufblitzen Pierre streiften, las Fürst Wafili ihren Glückwunsch zu dem künftigen Schwiegersohn und zu der guten Partie, die die Tochter mache. Die alte Fürstin bot mit einem trüben Seufzer ihrer Nachbarin Wein an und sagte mit diesem Seufzer, indem sie ärgerlich nach ihrer Tochter hinblickte, gewissermaßen: „Ja, meine Liebe, uns alten Damen bleibt jetzt nichts weiter übrig als süßen Wein zu trinken; jetzt ist für diese jungen Leute die Zeit gekommen, in so dreister, herausfordernder Weise glücklich zu sein.“ Und jener auch hier anwesende Diplomat dachte, während er die glücklichen Gesichter der beiden Liebesleute ansah: „Wie dumm ist doch alles das, was ich da erzähle, indem ich tue, als ob ich dafür Interesse hätte! Da, das da ist das wahre Glück!“

Innitten der kleinlichen, nichtigen, erkünstelten Interessen, die das verknüpfende Band innerhalb dieser Gesellschaft bildeten,

war ein schlichtes, einfaches Gefühl zum Vorschein gekommen: zwei hübsche, gesunde junge Leute, Mann und Weib, begehrten einander. Und dieses rein menschliche Gefühl schlug siegreich alles andere nieder und schwebte hoch über all dem gekünsteltesten Geschwätz der übrigen Tischgenossen. Die Scherze waren matt, die Neuigkeiten uninteressant, die ganze Lebhaftigkeit sichtlich nur gemacht. Nicht nur die Tischgenossen fühlten das, sondern sogar die bei Tisch aufwartenden Diener hatten diese selbe Empfindung und begingen hier und da Versehen in ihren dienstlichen Obliegenheiten, weil sie gar zu viel nach der schönen Helene mit dem strahlenden Antlitz und nach dem roten, dicken, glücklichen und aufgeregten Gesichte Pierres hinschauten. Selbst das Licht der Kerzen schien sich nur auf diese beiden glücklichen Gesichter zu konzentrieren.

Pierre fühlte, daß er der Mittelpunkt des Ganzen war, und diese Situation machte ihm zwar Freude, doch war sie ihm auch peinlich. Er befand sich in dem Zustande eines Menschen, der in irgendeine Beschäftigung ganz vertieft ist. Er war außerstande, etwas anderes klar zu sehen, zu hören oder zu verstehen. Nur ab und zu tauchten in seiner Seele plötzlich Bruchstücke von Gedanken und Empfindungen aus der Wirklichkeit auf.

„Also nun ist alles abgemacht!“ dachte er. „Wie ist das nur alles gekommen? So schnell! Jetzt weiß ich, daß dies nicht allein um Helenens willen, nicht allein um meinetwillen, sondern um aller willen mit Notwendigkeit zur Ausführung kommen muß. Sie alle sind so fest davon überzeugt, daß es geschehen wird, und warten mit solcher Sicherheit darauf, daß es mir unmöglich, geradezu unmöglich ist, ihre Erwartung zu täuschen. Aber wie wird es geschehen? Das weiß ich nicht; aber geschehen wird es, geschehen wird es unbedingt!“ dachte Pierre und blickte dabei nach diesen Schultern hin, die dicht vor seinen Augen schimmerten.

Dann wieder überkam ihn auf einmal eine Art von Schamgefühl. Es war ihm unbehaglich, daß er allein die Aufmerksamkeit aller auf sich zog, daß er in den Augen der andern als ein Glücksprinz dastand, daß er trotz seines unschönen Gesichtes gewissermaßen der Paris war, welcher Helena gewann. „Aber das ist gewiß immer so und muß so sein,“ tröstete er sich selbst. „Und übrigens, was habe ich denn eigentlich dazu getan, es so weit zu bringen? Wann hat es denn angefangen? Ich bin mit dem Fürsten Basili zusammen aus Moskau hierher gefahren. Damals bestand noch nichts. Dann habe ich bei ihm Wohnung genommen, und warum hätte ich das auch nicht tun sollen? Dann habe ich mit ihr Karten gespielt und ihr ihren Ridikül aufgehoben und bin mit ihr spazieren gefahren. Aber wann hat dieses Verhältnis begonnen, wann hat dies alles sich herausgebildet?“ Und da saß er nun neben ihr, beinah schon als ihr Bräutigam; er hörte, er sah, er fühlte ihre Nähe, ihren Atem, ihre Bewegungen, ihre Schönheit. Und dann wieder schien es ihm auf einmal, als ob nicht sie, sondern er selbst so auffallend schön wäre, daß ihn alle deswegen ansähen; und beglückt durch die allgemeine Bewunderung, warf er sich in die Brust, hob den Kopf in die Höhe und freute sich über sein Glück.

Plötzlich hörte er eine Stimme, eine ihm bekannte Stimme, die etwas zu ihm schon zum zweiten Male sagte. Aber Pierre war mit seinen Gedanken so beschäftigt, daß er nicht verstand, was zu ihm gesagt wurde.

„Ich frage dich, wann du einen Brief von Volkonski erhalten hast,“ wiederholte Fürst Basili zum dritten Male. „Wie zerstreut du bist, mein Lieber!“

Fürst Basili lächelte, und Pierre sah, daß alle, alle ihn und Helenen anlächelten.

„Nun gut; wenn ihr es denn wißt...“ dachte Pierre.

„Nun gut; es ist ja auch die Wahrheit.“ Und er selbst lächelte in einer sanften, kindlichen Art, und Helene lächelte ebenfalls.

„Wann hast du denn einen Brief bekommen? War er aus Olmütz?“ fragte Fürst Wasiłi noch einmal; anscheinend lag ihm zur Entscheidung eines Streitiges daran, dies zu wissen.

„Wie kann jemand nur an solche Kleinigkeiten denken und davon reden!“ dachte Pierre.

„Ja, aus Olmütz,“ antwortete er mit einem Seufzer.

Nach dem Souper führte Pierre seine Dame hinter den andern Paaren her in den Salon. Die Gäste begannen sich zu empfehlen, und manche gingen fort, ohne von Helenen Abschied zu nehmen. Manche traten zwar zu ihr, aber nur für einen Augenblick, als möchten sie sie nicht gern von ihrer wichtigen Beschäftigung abhalten; dann entfernten sie sich schleunigst, und wenn Helene sich anschickte, sie hinauszubegleiten, so baten sie sie ausdrücklich, dies nicht zu tun. Der Diplomat verließ den Salon schweigend und in trüber Stimmung; er mußte daran denken, wie nichtig und unbefriedigend doch seine ganze diplomatische Karriere sei im Vergleiche zu Pierres Glück. Der alte General brummte seine Frau ärgerlich an, als sie ihn fragte, wie es mit seinem Weine ginge. „Ach, du alte Schraube!“ dachte er. „Wenn man dagegen diese Helene nimmt, die wird auch noch, wenn sie fünfzig Jahre alt ist, eine Schönheit sein.“

„Ich glaube, ich darf Ihnen gratulieren,“ flüsterte Anna Pawłowna der Fürstin zu und küßte sie mit bedeutsamer Herzlichkeit. „Wenn ich nicht meine Migräne hätte, wäre ich gern noch geblieben.“

Die Fürstin antwortete ihr nicht; der Neid auf das Glück ihrer Tochter peinigte sie.

Während die Gäste hinausbegleitet wurden, blieb Pierre lange

Zeit in dem kleineren Salon mit Helene allein; sie setzten sich beide dort hin. Er war auch früher in diesen anderthalb Monaten oft mit Helene allein geblieben, hatte aber nie zu ihr von Liebe gesprochen. Jetzt fühlte er, daß das notwendig war; aber er konnte sich zu diesem letzten Schritte schlechterdings nicht entschließen. Er schämte sich, und es kam ihm vor, als nähme er hier neben Helene einen Platz ein, der nicht ihm, sondern einem andern zukäme. „Dieses Glück ist nicht für dich,“ sagte ihm eine innere Stimme. „Dieses Glück ist für Leute, die das nicht besitzen, was du hast.“

Aber schließlich mußte er doch etwas sagen, und so begann er denn ein Gespräch. Er fragte sie, ob sie mit dem heutigen Abend zufrieden sei. Sie antwortete, wie immer, schlicht und einfach, der heutige Namenstag sei für sie einer der angenehmsten gewesen, die sie je begangen habe.

Einige der nächsten Verwandten waren noch dageblieben. Sie saßen in dem größeren Salon. Fürst Wasiли trat mit lässigen Schritten an Pierre heran. Pierre stand auf und sagte, es sei schon recht spät. Fürst Wasiли blickte ihn ernst und fragend an, als ob das, was er gesagt hatte, so sonderbar wäre, daß man sich gar nicht daraus vernehmen könne. Aber gleich darauf änderte sich dieser ernste Ausdruck; Fürst Wasiли faßte Pierre an der Hand, wobei er diese nach unten zog, veranlaßte ihn, sich wieder zu setzen, und lächelte freundlich.

„Nun, wie geht es dir, Helene?“ wandte er sich dann sofort an seine Tochter in jenem lässigen Tone altgewohnter Zärtlichkeit, wie er Eltern eigen ist, die ihre Kinder von klein auf immer mit größter Freundlichkeit behandelt haben; beim Fürsten Wasiли indessen beruhte es nur auf Nachahmung anderer Eltern, daß er diesen Ton so gut traf.

Darauf wandte er sich wieder an Pierre.

„Sergei Kusmitsch, von allen Seiten . . .“ sagte er und knöpfte sich den obersten Westenknopf auf.

Pierre lächelte; aber aus der Art seines Lächelns war zu ersehen, daß er das Interesse, welches Fürst Basili in diesem Augenblicke für die Anekdote von Sergei Kusmitsch zu haben schien, als fingiert erkannte; und Fürst Basili merkte, daß Pierre dies durchschaute. Fürst Basili brummte etwas vor sich hin und ging hinaus. Pierre hatte den Eindruck, daß sogar Fürst Basili verlegen sei. Der Anblick der Verlegenheit dieses alten Weltmannes hatte für Pierre etwas Rührendes; er blickte nach Helenen hin — auch sie schien verlegen zu sein und ihm mit ihrem Blicke zu sagen: „Nun ja, daran sind Sie selbst schuld.“

„Ich muß notwendig den entscheidenden Schritt tun; aber ich kann es nicht, ich kann es nicht,“ dachte Pierre und begann wieder von gleichgültigen Dingen zu reden, von Sergei Kusmitsch, indem er sich erkundigte, was denn bei dieser Geschichte so komisch gewesen sei, da er nicht danach hingehört habe. Helene antwortete lächelnd, sie wisse es auch nicht.

Als Fürst Basili in den größeren Salon zurückkam, redete die Fürstin leise mit einer ältlichen Dame über Pierre.

„Gewiß, es ist ja eine glänzende Partie,“ sagte die Fürstin. „Aber, meine Liebe, das Glück . . .“

„Die Ehen werden im Himmel geschlossen,“ antwortete die ältliche Dame.

Fürst Basili ging, wie wenn er die Damen nicht hörte, nach einer entfernten Ecke und setzte sich dort auf ein Sofa. Er schloß die Augen und schien zu schlummern. Der Kopf fiel ihm auf die Brust; da kam er wieder zu sich.

„Mline,“ sagte er zu seiner Frau, „sieh doch einmal nach, was sie tun.“

Die Fürstin begab sich nach der Tür hin, ging mit ernster,

gleichgültiger Miene an ihr vorbei und warf dabei einen Blick in den kleineren Salon. Pierre und Helene saßen noch ebenso da wie vorher und unterhielten sich miteinander.

„Immer noch dasselbe,“ antwortete sie ihrem Manne.

Fürst Basili runzelte die Stirn und zog den Mund in Falten nach der Seite; seine Backen zuckten mit dem ihm eigenen unangenehmen, rohen Ausdruck; er schüttelte sich, stand auf, warf den Kopf zurück und ging mit entschlossenen Schritten an den Damen vorbei in den kleineren Salon. Schnell und freudig trat er auf Pierre zu. Das Gesicht des Fürsten war so ungewöhnlich feierlich, daß Pierre, als er ihn erblickte, erschrocken aufstand.

„Dem Allmächtigen sei Dank!“ sagte er. „Meine Frau hat mir alles gesagt!“ Er legte den einen Arm um Pierre, den andern um seine Tochter. „Meine liebe Helene! Ich bin sehr, sehr erfreut.“ Seine Stimme zitterte. „Ich bin deinem Vater ein treuer Freund gewesen . . . und sie wird dir eine gute Frau sein . . . Gott segne euch!“

Er umarmte seine Tochter, dann wieder Pierre und küßte ihn mit seinem übelriechenden Munde. Seine Backen waren wirklich von Tränen benetzt.

„Fürstin, komm doch her!“ rief er.

Die Fürstin kam herein und brach ebenfalls in Tränen aus. Auch die ältliche Dame fuhr sich mit dem Taschentuche über das Gesicht. Pierre wurde geküßt, und er küßte mehrere Male der schönen Helene die Hand. Nach einiger Zeit ließ man das Paar wieder allein.

„Alles das hat wohl so sein müssen und konnte nicht anders sein,“ dachte Pierre. „Daher hat es keinen Zweck, zu überlegen, ob es gut oder übel sei. Gut ist es jedenfalls insofern, als die Sache entschieden ist und der frühere qualvolle Zustand des Zweifels ein Ende hat.“ Pierre hielt schweigend die Hand seiner

Braut in der seinigen und blickte nach ihrem sich hebenden und senkenden schönen Busen.

„Helene!“ sagte er laut, stodte aber sogleich wieder.

„Die Leute pflegen doch bei solchen Gelegenheiten irgend etwas Besonderes zu sagen,“ dachte er; aber er konnte sich schlechterdings nicht besinnen, was man eigentlich bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt. Er blickte ihr ins Gesicht. Sie bewegte sich näher zu ihm heran. Ihr Gesicht überzog sich mit einer leisen Röthe.

„Ach, nehmen Sie sie doch ab . . . wie heißt es . . . diese . . .“, sie zeigte auf die Brille.

Pierre nahm die Brille ab, und seine Augen hatten, auch abgesehen von dem sonderbaren Aussehen, das man allgemein bei Leuten findet, die die Brille abgenommen haben, einen erschrockenen, fragenden Ausdruck. Er wollte sich über ihre Hand beugen und sie küssen; aber mit einer schnellen, unfeinen Bewegung des Kopfes fing sie seine Lippen auf und brachte sie mit den ihrigen zusammen. Ihr Gesicht überraschte Pierre durch seinen veränderten Ausdruck: sie schien verwirrt und besangen zu sein, und das wirkte unangenehm.

„Jetzt ist es schon zu spät; nun ist alles abgemacht; und ich liebe sie ja auch,“ dachte Pierre.

„Ich liebe Sie!“ sagte er, da ihm nun eingefallen war, was man bei solchen Gelegenheiten sagen müsse; aber diese Worte klangen so armselig, daß er sich darüber schämte.

Nach anderthalb Monaten wurde er getraut und wohnte nun, wie allgemein gesagt wurde, als der glückliche Besitzer einer wunderschönen Frau und vieler Millionen in dem großen, neu hergerichteten Petersburger Hause der Grafen Besuchow.

III

Der alte Fürst Nikolai Andrejewitsch Volkonski erhielt im November 1805 von dem Fürsten Wasili einen Brief, worin ihm dieser seinen und seines Sohnes bevorstehenden Besuch ankündigte. „Ich mache eine Revisionsreise,“ schrieb er, „und da sind mir selbstverständlich hundert Werst kein Umweg, um Sie, hochverehrter Gönner, zu besuchen. Mein Sohn Anatol begleitet mich und geht demnächst zur Armee ab; und ich hoffe, daß Sie ihm erlauben werden, Ihnen persönlich die tiefe Verehrung zu bezeigen, die er nach dem Vorbilde seines Vaters für Sie hegt.“

„Ei, ei, wir brauchen Marja gar nicht in Gesellschaft zu bringen; die Bewerber kommen von selbst zu uns hergefahren,“ sagte die kleine Fürstin unbedachtsam, als sie von dem bevorstehenden Besuche hörte.

Fürst Nikolai Andrejewitsch runzelte die Stirn und antwortete nicht.

Vierzehn Tage nach Eingang dieses Briefes kam eines Abends zunächst die Dienerschaft des Fürsten Wasili an, und am andern Tage sollte er selbst mit seinem Sohne eintreffen.

Der alte Volkonski hatte von jeher eine geringe Meinung von dem Charakter des Fürsten Wasili gehabt, und ganz besonders in der letzten Zeit, wo Fürst Wasili bei dem neuen Verwaltungssystem unter Kaiser Paul und Kaiser Alexander es zu hohen Ehren und Würden gebracht hatte. Jetzt nun ersah er aus den Andeutungen des Briefes und der Äußerung der kleinen Fürstin, worauf es abgesehen war, und die geringe Meinung von dem Fürsten Wasili ging in der Seele des Fürsten Nikolai Andrejewitsch geradezu in ein Gefühl der Feindseligkeit und Verachtung über. Er stieß beständig prustende, schnaubende Töne

aus, wenn er von ihm sprach. An dem Tage, wo Fürst Basili ankommen sollte, war Fürst Nikolai Andrejewitsch ganz besonders mißgestimmt und übelgelaunt. Ob er nun deswegen übelgelaunt war, weil Fürst Basili ankommen sollte, oder ob er über die Ankunft des Fürsten Basili deswegen besonders mißgestimmt war, weil er übelgelaunt war, das war schwer zu sagen; aber jedenfalls war er übelgelaunt, und Lichon hatte schon am Morgen dem Baumeister davon abgeraten, mit seinem Berichte zu dem Fürsten hineinzugehen.

„Hören Sie nur, wie er geht,“ sagte Lichon, indem er den Baumeister auf den Klang der Schritte des Fürsten aufmerksam machte. „Er tritt mit dem ganzen Hacken auf . . . dann wissen wir immer schon . . .“

Indessen verließ der Fürst wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr sein Zimmer, um in seinem Samtpelz mit dem Zobelfragen, den Kopf mit einer Mütze von gleicher Art bedeckt, seinen Spaziergang zu machen. Am Abend vorher war Schnee gefallen. Der schmale Weg, auf welchem Fürst Nikolai Andrejewitsch nach den Treibhäusern ging, war gesäubert; die Spuren des Besens waren auf dem auseinandergefegten Schnee sichtbar, und eine Schaufel war in den loderen Schneewall hineingestoßen, der sich auf beiden Seiten des schmalen Weges hinzog. Der Fürst wanderte durch die Treibhäuser, durch das Leutehaus und in den Neubauten umher, immer mürrisch und schweigsam.

„Ist Schlittenbahn?“ fragte er den Verwalter Alpatytsh, der ihm bis zum Hause das Geleit gab; es war ein ehrwürdig aussehender alter Mann, der im Gesicht und Benehmen mit seinem Herrn eine gewisse Ähnlichkeit hatte.

„Es liegt tiefer Schnee, Euer Durchlaucht. Ich habe schon in der Allee fegen lassen.“

Der Fürst trat mit gesenktem Kopfe auf die Stufen vor der Haustür. „Gott sei Dank!“ dachte der Verwalter. „Das Unwetter ist vorbeigezogen!“

„Es war schwer durchzukommen, Euer Durchlaucht,“ fügte der Verwalter noch hinzu. „Und da wir gehört hatten, Euer Durchlaucht, daß Euer Durchlaucht Besuch von einem Minister erhalten . . .“

Der Fürst drehte sich nach dem Verwalter um und starrte ihn mit finsternen Augen an.

„Was? Von einem Minister? Von was für einem Minister? Wer hat fegen lassen?“ rief er mit seiner scharfen, harten Stimme. „Für die Prinzessin, meine Tochter, habt ihr den Weg nicht zurechtgemacht, aber für einen Minister tut ihr's! Ich weiß nichts von Ministern!“

„Euer Durchlaucht, ich dachte . . .“

„Du dachtest,“ schrie der Fürst, indem er die Worte immer hastiger und polternder hervorstieß. „Du dachtest . . . Schurken! Halunken! . . . Ich werde dich denken lehren!“ Er hob seinen Stoß in die Höhe, holte damit gegen Alpatytsch aus und hätte ihn geschlagen, wenn der Verwalter nicht unwillkürlich dem Schlage ausgewichen wäre. „Du hast gedacht . . . Ihr Halunken . . .“ schrie er hastig.

Alpatytsch näherte sich zwar, selbst erschrocken darüber, daß er die Dreistigkeit gehabt hatte, dem Schlage auszuweichen, dem Fürsten sofort wieder und senkte gehorsam vor ihm seinen fahlen Kopf; aber trotzdem, oder vielleicht auch gerade deswegen, erhob der Fürst, der fortwährend schrie: „Halunken! . . . Schüttet den Weg wieder zu!“ den Stoß nicht zum zweiten Male, sondern lief ins Haus und in sein Zimmer.

Vor dem Mittagessen standen die Prinzessin und Mademoiselle Bourienne, welche mußten, daß der Fürst übelgelaunt war, im

Eßzimmer und warteten auf ihn: Mademoiselle Bourienne mit einem strahlenden Gesichte, das besagte: „Ich weiß von nichts und bin ganz so wie immer“, Prinzessin Marja dagegen blaß, mit ängstlicher Miene und niedergeschlagenen Augen. Am meisten litt Prinzessin Marja darunter, daß sie zwar wußte, es sei in solchen Fällen zweckmäßig, sich so zu benehmen wie Mademoiselle Bourienne, sich aber doch außerstande fühlte, es zu tun. Sie sagte sich: „Tue ich, als ob ich es gar nicht merkte, so wird er denken, daß ich keine Theilnahme für ihn besitze; und benehme ich mich selbst verdrossen und mißgestimmt, dann wird er, wie schon öfters, sagen, ich sei eine Kopfhängerin.“

Der Fürst erblickte beim Eintreten das ängstliche Gesicht seiner Tochter und schnob.

„Dummheit! Albernheit!“ murmelte er vor sich hin.

„Und die andre ist gar nicht da! Der haben sie schon etwas geklatscht, dachte er mit Bezug auf die kleine Fürstin, die nicht im Eßzimmer anwesend war.

„Wo ist die Fürstin?“ fragte er. „Versteckt sie sich?“

„Sie fühlt sich nicht ganz wohl“, erwiderte Mademoiselle Bourienne, heiter lächelnd, „und möchte deswegen auf ihrem Zimmer bleiben. Das ist ja in ihrer Lage sehr begreiflich.“

„Hm, hm! Ach, ach!“ brummte und räusperte sich der Fürst und setzte sich dann an den Tisch.

Sein Teller kam ihm nicht ganz sauber vor; er wies auf einen Fleck und schleuderte den Teller fort. Tichon fing ihn behende auf und reichte ihn dem Büfettidiener.

Die kleine Fürstin fühlte sich nicht unwohl; aber sie hatte vor dem alten Fürsten eine so unüberwindliche Angst, daß sie auf die Nachricht hin, er sei übler Laune, sich dafür entschieden hatte, ihr Zimmer nicht zu verlassen.

„Ich fürchte für das Kind,“ hatte sie zu Mademoiselle Bou-

rienne gesagt. „Wenn ich erschrecke, kann ja das Kind Gott weiß was für Schaden nehmen.“

Überhaupt ward die kleine Fürstin in Lysyja-Gory ein Gefühl der Furcht und der Abneigung dem alten Fürsten gegenüber keinen Augenblick los; der Abneigung wurde sie sich allerdings nicht recht bewußt, weil die Furcht dermaßen überwog, daß sie die Abneigung nicht so deutlich empfinden konnte. Seinerseits hatte der Fürst gleichfalls eine Abneigung gegen sie, die aber von einem Gefühle der Geringschätzung in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Fürstin hatte, nachdem sie die Bewohner von Lysyja-Gory näher kennen gelernt hatte, besonderes Gefallen an Mademoiselle Bourienne gefunden; sie hatte sie am Tage viel um sich, bat sie, nachts mit ihr zusammen zu schlafen, und redete mit ihr häufig über ihren Schwiegervater, wobei sie aus ihrem ungünstigen Urtheil kein Hehl machte.

„Wir werden ja Besuch bekommen, Fürst,“ sagte Mademoiselle Bourienne, während sie mit ihren rosigen Fingern die weiße Serviette auseinanderfaltete. „Seine Excellenz Fürst Kuragin mit seinem Sohne, wenn ich recht berichtet bin?“ sagte sie in fragendem Tone.

„Hm . . . diese Excellenz ist ein dummer Junge . . . ich habe ihn noch auf die Schule gebracht,“ erwiderte der Fürst in gereiztem Tone. „Und was sein Sohn hier soll, das begreife ich nicht. Die Fürstin Lisaweta¹ Karlowna und Prinzessin Marja mögen das vielleicht wissen; ich für meine Person weiß nicht, wozu er seinen Sohn mit herbringt. Ich habe kein Verlangen nach ihm.“ Er blickte seine Tochter an, die rot geworden war. „Ist dir nicht wohl? Vielleicht aus Furcht vor diesem Minister, wie den Menschen dieser Tölpel, der Alpatytsch, heute nannte?“

¹ = Lija. Anmerkung des Übersetzers.

„Nein, lieber Vater, mir ist ganz wohl.“

Wenn auch Mademoiselle Bourienne bei der Wahl des ersten Gesprächsthemas arg fehlgegriffen hatte, so verstummte sie darum doch nicht, sondern plauderte über die Treibhäuser, über die Schönheit einer neuen Blume, die soeben aufgeblüht war, und der Fürst war nach der Suppe etwas sanfter geworden.

Nach dem Essen ging er zu seiner Schwiegertochter. Die kleine Fürstin saß an einem Tischchen und plauderte mit dem Stubenmädchen Mascha. Als sie ihren Schwiegervater erblickte, wurde sie blaß.

Die kleine Fürstin hatte sich in ihrem Außern sehr verändert und war jetzt eher häßlich zu nennen als schön. Die Wangen waren schlaff geworden, die Oberlippe hatte sich hinaufgehoben, die Augen hatten sich nach unten gezogen.

„Ich fühle mich so müde und schwer,“ antwortete sie auf die Frage des Fürsten nach ihrem Befinden.

„Hast du einen Wunsch?“

„Nein, danke, lieber Vater.“

„Nun, schön, schön.“

Er ging wieder hinaus; als er in das Geschäftszimmer kam, stand dort Alpatytsch mit gesenktem Kopfe.

„Ist der Weg wieder zugeschauft?“

„Jawohl, Euer Durchlaucht; verzeihen Sie mir, ich bitte Sie inständig . . . Ich habe nur aus Dummheit . . .“

Der Fürst unterbrach ihn und lachte in seiner unnatürlichen Weise.

„Nun, gut, gut.“

Er streckte ihm die Hand hin, welche Alpatytsch küßte, und ging in sein Arbeitszimmer.

Am Abend traf Fürst Wafili ein. In der Allee kamen ihm Kutscher und Diener entgegen und halfen mit vielem Geschrei

seine Schlitten auf dem geflissentlich mit Schnee beschütteten Wege nach dem Seitenflügel schaffen.

Fürst Basili und Anatol waren jeder in einem besonderen Zimmer untergebracht worden.

Anatol hatte sich den Rock ausgezogen und saß, die Arme in die Seiten gestemmt, an einem Tische, auf dessen Ecke er seine schönen, großen Augen unverwandt gerichtet hielt; er lächelte zerstreut. Er betrachtete sein ganzes Leben als eine ununterbrochene Reihe von Amusements, die irgend jemand aus irgendwelchem Grunde für ihn zu veranstalten verpflichtet sei. So faßte er auch jetzt seinen Besuch bei dem bösen alten Manne und der reichen, häßlichen Erbin auf. Die ganze Sache konnte, wie er annahm, einen sehr hübschen, vergnüglichen Ausgang haben. „Warum soll ich sie nicht heiraten, wenn sie sehr reich ist? Geld zu haben, das kann einem niemals schaden,“ dachte Anatol.

Er rasierte und parfümierte sich mit der Sorgfalt und Eleganz, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, und trat, den schönen Kopf hoch aufgerichtet, mit dem gutmütigen, siegerhaften Gesichtsausdrucke, den ihm die Natur verliehen hatte, in das Zimmer seines Vaters. Um den Fürsten Basili waren seine beiden Kammerdiener eifrig beschäftigt, ihn anzukleiden; er selbst blickte munter und lebhaft um sich und nickte dem eintretenden Sohne heiter zu, wie wenn er sagen wollte: „Recht so! So hatte ich dich auch haben wollen.“

„Nein, aber nun ohne Scherz, Papa, ist sie wirklich sehr häßlich? Ja?“ fragte er auf französisch wie in Fortsetzung eines auf der Reise mehrfach geführten Gespräches.

„Hör auf mit diesen Torheiten! Die Hauptsache ist: gib dir rechte Mühe, dich dem alten Fürsten gegenüber respektvoll und vernünftig zu benehmen.“

„Wenn er aber zu schimpfen anfängt, mache ich, daß ich davon-

komme," sagte Anatol. „Alte Leute von der Sorte kann ich nicht ausstehen.“

„Vergiß nicht, daß für dich hiervon alles abhängt.“

Unterdessen war im Zimmer der Stubenmädchen nicht nur die Ankunft des Ministers und seines Sohnes bekannt geworden, sondern es hatte auch bereits eine detaillirte Schilderung der äußeren Erscheinung der beiden Gäste stattgefunden. Prinzessin Marja aber saß allein in ihrem Zimmer und suchte vergeblich ihre Aufregung zu bewältigen.

„Warum ist mir davon geschrieben worden? Warum hat mir Liza davon gesagt? In welche Lage komme ich dadurch!“ sagte sie zu sich selbst, während sie in den Spiegel blickte. „Wie kann ich nun in den Salon gehen? Selbst wenn er mir gefiele, könnte ich mich jetzt ihm gegenüber nicht so geben, wie ich wirklich bin.“ Schon der Gedanke an den Blick ihres Vaters versetzte sie in Angst.

Die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne hatten bereits alle erforderlichen Nachrichten von dem Stubenmädchen Mascha erhalten: der Sohn des Ministers sei ein hübscher junger Mann mit roten Backen und schwarzen Augenbrauen; sein Papa habe sich nur mühsam mit seinen Beinen die Treppe hinaufgeschleppt, er aber sei wie ein Hirsch hinter ihm hergelaufen gekommen, immer drei Stufen mit einem Schritt. Als sie diese Nachrichten erhalten hatten, gingen die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne nach dem Zimmer der Prinzessin, welche die lebhaft redenden Stimmen der beiden schon vom Korridor her hörte.

„Marja, sie sind angekommen, weißt du schon?“ sagte die kleine Fürstin, ging mit dem watschelnden Gange, zu dem ihr Zustand sie nöthigte, auf einen Lehnstuhl zu und ließ sich schwerfällig in ihn hineinsinken.

Sie trug nicht mehr den Morgenrock, in welchem sie vorher

auf ihrem Zimmer gegessen hatte, sondern hatte eines ihrer besten Kleider angelegt; ihr Kopf war sorgfältig frisiert, und auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck einer fröhlichen Lebhaftigkeit, die jedoch die erschlafften und blaß gewordenen Gesichtszüge nicht verbergen konnte. Bei dieser Toilette, die sie gewöhnlich auf Gesellschaften in Petersburg zu tragen pflegte, wurde es noch augenfälliger, wie sehr die kleine Fürstin an Schönheit verloren hatte. Auch Mademoiselle Bourienne hatte bereits an ihrem Anzuge diese und jene leise Bervollkommnung angebracht, was ihrem hübschen, frischen Gesichte noch mehr Reiz verlieh.

„Nun, und Sie bleiben, wie Sie gerade waren, Prinzessin?“ sagte sie. „Es wird uns gleich gemeldet werden, daß die Herren im Salon sind; wir müssen dann hinuntergehen, und Sie machen nicht einmal ein ganz klein bißchen Toilette!“

Die kleine Fürstin stand von ihrem Lehnstuhl auf, klingelte dem Stubenmädchen, entwarf fröhlich und eilig einen Plan für die Toilette der Prinzessin Marja und begann ihn zur Ausführung zu bringen. Prinzessin Marja hatte die Vorstellung, daß die Erregung, in welche die Ankunft dieses Bewerbers sie versetzte, ihrer eigenen Würde nicht entspreche, und dies war ihr peinlich; noch peinlicher aber war es ihr, daß ihre beiden Freundinnen eine derartige Erregung für ganz selbstverständlich hielten. Hätte sie ihnen gesagt, wie sehr sie sich wegen ihrer eigenen Gemüthsverfassung und für sie beide schäme, so hätte sie damit ihre Erregung verraten; überdies hätte ein Sträuben gegen die ihr vorgeschlagene bessere Toilette nur zu längeren Redereien und hartnäckigem Zureden geführt. Sie wurde rot, ihre schönen Augen trübten sich, ihr Gesicht überzog sich mit Flecken, und mit jener unschönen Miene eines Opferlammes, die ihr Gesicht am allerschäufigsten trug, gab sie sich ganz in die Gewalt ihrer Gesellschafterin und ihrer Schwägerin. Beide bemühten sich mit vollster

Aufrichtigkeit, sie schön zu machen; denn sie war so häßlich, daß keine von beiden auf den Gedanken an die Möglichkeit einer Rivalität kommen konnte. Daher machten sich beide mit vollster Aufrichtigkeit daran, sie zu pußen, in der naiven, festen Überzeugung der Frauen, daß die Toilette ein Gesicht schön machen kann.

„Nein, wirklich, meine Liebste, Beste, dieses Kleid taugt nichts,“ sagte Lisa, indem sie aus einiger Entfernung von der Seite her die Prinzessin betrachtete. „Du hast ja ein dunkelrotes, das laß dir geben. Wirklich! Wer weiß, vielleicht entscheidet sich dadurch das Schicksal deines Lebens. Aber dieses ist zu hell, das taugt nichts, nein, das taugt nichts!“

Der Fehler lag nicht an dem Kleide, sondern an dem Gesichte und der ganzen Gestalt der Prinzessin; aber dafür hatten Mademoiselle Bourienne und die kleine Fürstin kein Verstandnis; sie meinten, wenn sie zu dem hinaufgekämmten Haare ein blaues Band hinzutäten und eine blaue Schärpe über das dunkelrote Kleid herabfallen ließen und mehr dergleichen, dann werde alles gut sein. Sie vergaßen, daß das ängstliche Gesicht und die ganze Gestalt sich eben nicht ändern ließen; und daher blieb, mochten sie auch an der Umrahmung und dem Schmucke dieses Gesichtes noch so viele Änderungen vornehmen, doch das Gesicht selbst kläglich und unschön. Nach zwei oder drei Umänderungen, denen Prinzessin Marja sich gehorsam fügte, war man fertig: das Haar war nach oben gekämmt (eine Frisur, die das Gesicht der Prinzessin völlig veränderte und entstellte) und um das elegante, dunkelrote Kleid eine blaue Schärpe geschlungen. Die kleine Fürstin ging ein paarmal im Kreise um die Prinzessin herum, legte mit ihrer kleinen Hand hier eine Falte am Kleide in Ordnung, zupfte dort an der Schärpe und betrachtete mit schiefgehaltenem Kopfe das Werk bald von der einen, bald von der andern Seite.

„Nein, es geht nicht!“ sagte sie in entschiedenem Tone und schlug die Hände zusammen. „Nein, Marja, das steht dir entschieden nicht. Du gefällst mir weit besser in deinem einfachen grauen Alltagskleide. Bitte, tue es mir zuliebe! Katja,“ sagte sie zu dem Stubenmädchen, „bringe der Prinzessin das graue Kleid! Und dann sollen Sie sehen, Mademoiselle Bourienne, wie ich es zurechtstutzen werde,“ sagte sie lächelnd, im Vorgeschnack der Künstlerfreude.

Aber als Katja das verlangte Kleid brachte, saß Prinzessin Marja, ohne sich zu rühren, vor dem Spiegel und blickte nach ihrem Gesichte hin, und Katja sah im Spiegel, daß der Prinzessin die Tränen in den Augen standen, und daß ihr Mund zitterte und sie nahe daran war, loszuschluchzen.

„Bitte schön, Prinzessin,“ sagte Mademoiselle Bourienne, „jetzt nur noch eine kleine Anstrengung.“

Die kleine Fürstin nahm das Kleid dem Stubenmädchen aus den Händen und trat damit zur Prinzessin Marja.

„Jetzt wollen wir aber die Sache ganz einfach und doch allerliebste machen,“ sagte sie.

Die Stimmen der Fürstin, der Gesellschafterin und des Stubenmädchens, welches über etwas lachte, flossen zu einem munteren Gezwitscher zusammen, ähnlich dem Durcheinander von Vogelstimmen.

„Nein, laßt mich!“ antwortete die Prinzessin.

Ihre Stimme klang so ernst und leidvoll, daß das Vogelgezwitscher sofort verstummte. Die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne blickten in diese großen, schönen, mit Tränen angefüllten Augen, welche die Gedanken der Prinzessin erkennen ließen und mit dem deutlichen Ausdruck flehender Bitte auf sie gerichtet waren, und sie sahen ein, daß alles weitere Zureden nutzlos, ja grausam sein würde.

„Andere wenigstens die Frisur,“ sagte die kleine Fürstin. „Ich habe es Ihnen ja gesagt,“ fügte sie, zu Mademoiselle Bourienne gewendet, vorwurfsvoll hinzu. „Marja hat eine Figur, zu der diese Art von Frisur absolut nicht paßt. Absolut nicht, absolut nicht. Bitte, bitte, ändere die Frisur, ja?“

„Laßt mich, laßt mich, mir ist das alles ganz gleichgültig,“ antwortete Prinzessin Marja, und es war ihrer Stimme anzuhören, daß sie nur mit Mühe die Tränen zurückhielt.

Mademoiselle Bourienne und die kleine Fürstin mußten sich im stillen bekennen, daß Prinzessin Marja in dieser Toilette sehr häßlich war, häßlicher als sonst; aber es war nun schon zu spät. Sie blickte die beiden mit einem Ausdrücke an, den diese auf ihrem Gesichte recht wohl kannten: dieser Ausdruck sprach von vielem Denken und von tiefer Traurigkeit. Dieser Gesichtsausdruck flößte ihnen zwar keine Furcht vor Prinzessin Marja ein (dieses Gefühl erweckte sie überhaupt bei niemandem); aber sie wußten, daß, sobald sich auf ihrem Gesichte dieser Ausdruck zeigte, sie ganz schweigsam wurde und sich in ihren Entschlüssen nicht wankend machen ließ.

„Du wirst die Frisur noch ändern, nicht wahr?“ sagte Lisa und verließ, als Prinzessin Marja keine Antwort gab, das Zimmer.

Prinzessin Marja blieb allein. Lisas Wunsch ließ sie unerfüllt; sie unterließ es nicht nur, ihre Frisur zu ändern, sondern blickte auch überhaupt nicht mehr in den Spiegel. Mit niedergeschlagenen Augen und kraftlos herabhängenden Armen saß sie schweigend da und dachte nach. Sie dachte sich einen Mann, ein starkes, ihr in allem überlegenes Wesen von unbegreiflicher Anziehungskraft, und dieser Mann würde sie dann plötzlich in seine eigene, völlig andersartige, glückselige Welt versetzen. Und sie dachte sich ein eigenes Kind an ihrer eigenen Brust, ein solches Kind, wie sie gestern eines bei der Tochter ihrer Amme gesehen hatte; und

der Mann würde daneben stehen und sie und das Kind zärtlich anblicken. „Aber nein, es ist nicht möglich; ich bin zu häßlich,“ dachte sie.

„Bitte, zum Tee; Seine Durchlaucht der Fürst werden sogleich in den Salon kommen,“ meldete das Stubenmädchen, die Thür ein wenig öffnend.

Sie kam von ihren Träumereien wieder zu sich und erschrak über ihre Gedankengebilde. Sie stand auf, trat, ehe sie nach unten ging, vor den Heiligenschrein, richtete ihre Augen auf das von einem Lämpchen beleuchtete, schwarz gewordene Antlitz eines großen Christusbildes und blieb einige Minuten lang mit gefalteten Händen vor ihm stehen. Ein qualvoller Zweifel erfüllte schon seit langer Zeit ihre Seele. War für sie die Freude der Liebe, der irdischen Liebe zu einem Manne, möglich? Bei ihren Gedanken an die Ehe träumte Prinzessin Marja ja auch von Familienglück und Kindern; aber das wesentlichste, wichtigste, geheimste Stück ihrer Träumereien war doch die irdische Liebe. Dieses Gefühl war um so stärker geworden, je mehr sie es vor andern und sogar vor sich selbst zu verbergen gesucht hatte. „Mein Gott,“ sagte sie jetzt bei sich, „wie kann ich nur in meinem Herzen diese mir vom Teufel eingegebenen Gedanken ersticken? Wie soll ich es anfangen, mich auf immer von solchen bösen Wünschen freizumachen, um mit ruhiger Seele Deinen Willen zu erfüllen?“ Und kaum hatte sie diese Frage gestellt, als ihr auch schon Gott durch ihr eigenes Herz die Antwort darauf gab: „Wünsche nichts für dich selbst; suche nicht, beunruhe dich nicht, sei nicht neidisch. Das zukünftige Schicksal der Menschen und deine eigene Bestimmung müssen dir unbekannt bleiben; aber lebe so, daß du zu allem bereit seiest. Wenn es Gott gefallen sollte, dich in den Pflichten des Ehestandes zu prüfen, so sei bereit, Seinen Willen zu erfüllen.“ Mit diesem beruhigenden Ge-

danken (aber doch mit der Hoffnung auf Erfüllung ihres verbotenen irdischen Wunsches) bekreuzte sich Prinzessin Marja seufzend und ging hinunter; sie dachte nun weder an ihr Kleid, noch an ihre Frisur, noch daran, wie sie eintreten und was sie sagen sollte. Wie unwichtig war das alles im Vergleich mit der Vorherbestimmung Gottes, ohne dessen Willen kein Haar von dem Kopfe eines Menschen fällt!

IV

Als Prinzessin Marja in den Salon trat, waren Fürst Basili und sein Sohn dort bereits anwesend und in einer Unterhaltung mit der kleinen Fürstin und mit Mademoiselle Bourienne begriffen. Als sie mit ihrem schweren Gange (sie trat mit den Händen auf) hereinkam, erhoben sich die Herren und Mademoiselle Bourienne, und die kleine Fürstin stellte sie den Herren mit den Worten vor: „Da ist Marja.“ Prinzessin Marja blickte die sämtlichen anwesenden Personen aufmerksam an und beobachtete an ihnen mancherlei Einzelheiten: sie sah das Gesicht des Fürsten Basili, das bei ihrem Anblicke noch einen Augenblick lang ernst blieb und dann sofort lächelte, und das Gesicht der kleinen Fürstin, welche neugierig von den Gesichtern der Gäste abzulesen suchte, welchen Eindruck Marja auf sie mache; sie sah auch Mademoiselle Bourienne mit ihrem Bande im Haar und mit ihrem hübschen Gesichte und dem ganz ungewöhnlich lebhaften Blicke, den sie auf „ihn“ richtete; aber „ihn“ konnte sie nicht sehen: sie sah nur etwas Großes, Leuchtendes, Schönes, das sich auf sie zubewegte, als sie ins Zimmer trat. Zuerst trat Fürst Basili zu ihr heran, und sie küßte seinen kahlen Kopf, der sich über ihre Hand beugte, und antwortete auf seine Bemerkung, daß sie sich seiner wohl nicht mehr erinnere, sie erinnere sich seiner

im Gegentheil sehr wohl. Dann trat Anatol zu ihr. Sie sah ihn noch immer nicht. Sie fühlte nur eine weiche Hand, welche mit festem Griffe die ihrige faßte, und berührte kaum mit ihren Lippen die weiße Stirn unterhalb des schönen, blonden, pomadisierten Haares. Als sie ihn dann schließlich doch anblickte, war sie von seiner Schönheit überrascht. Anatol hatte den Daumen der rechten Hand hinter einen zugeknöpften Knopf seiner Uniform gesteckt, drückte die Brust heraus, zog den Rücken ein, wiegte sich auf dem einen seitwärts gestellten Beine und hielt den Kopf ein wenig geneigt: in dieser Stellung hielt er schweigend und heiter die Augen auf die Prinzessin gerichtet, aber es machte den Eindruck, als ob er überhaupt nicht an sie denke. Anatol besaß nicht die Gabe der Geistesgegenwart, hatte keine schnelle Fassungskraft und bei der Unterhaltung keine gewandte Zunge; aber dafür besaß er die im gesellschaftlichen Leben sehr wertvolle Eigenschaft der Ruhe und ein durch nichts zu erschütterndes Selbstvertrauen. Wenn jemand, der des Selbstvertrauens ermangelt, bei der ersten Bekanntschaft verstummt und merken läßt, daß er sich der Unschicklichkeit dieses Schweigens bewußt ist und angestrengt nach einem Gesprächsthema sucht, so wirkt das ungünstig; Anatol aber wiegte sich, während er schwieg, auf einem Beine und betrachtete mit vergnügter Miene die Frisur der Prinzessin. Es war deutlich, daß er imstande war, so noch sehr lange in Seelenruhe zu schweigen. „Wenn euch dieses Stillschweigen unbehaglich ist, nun, dann redet; ich für meine Person habe keine Lust dazu,“ schien seine Miene zu sagen. Außerdem hatte Anatol im Verkehr mit Frauen eine Manier an sich, die in ganz besonderem Grade geeignet ist, bei diesen Neugier, Furcht und sogar Liebe zu erwecken: er brachte seine Geringschätzung der Frauen und das Bewußtsein seiner eigenen Überlegenheit stark zum Ausdruck. Er sagte gleichsam durch sein

Benehmen zu ihnen: „Ich kenne euch, kenne euch genau; aber wozu soll ich mich mit euch abgeben? Ja, das würde euch freuen, wenn ich's täte!“ Möglich, daß er das gar nicht dachte, wenn er mit Frauen zusammen war (und es war sogar wahrscheinlich, daß er es nicht tat, da er überhaupt nur sehr wenig dachte); aber sein Außeres und sein Benehmen machten diesen Eindruck. Die Prinzessin fühlte das heraus, und wie um ihm zu zeigen, daß sie es nicht im entferntesten darauf anlege, sein Interesse zu erwecken, wandte sie sich zu dem Fürsten Wasiili. Es kam ein lebhaftes, gemeinsames Gespräch in Gang, namentlich durch das Verdienst der kleinen Fürstin mit dem munteren Stimmchen und der Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen, die sich hinaufzog, so daß die weißen Zähne sichtbar wurden. Sie brachte dem Fürsten Wasiili gegenüber jene scherzhafte Gesprächsart zur Anwendung, deren sich vergnügte, plauderlustige Leute häufig bedienen, und welche darin besteht, daß man so tut, als beständen zwischen einem selbst und dem andern, mit dem man in dieser Weise verkehrt, schon längst scherzhafte Beziehungen und amüsante, den anderen Zuhörern zum Teil unbekannt, gemeinsame Erinnerungen, während doch in Wirklichkeit dergleichen Beziehungen und Erinnerungen gar nicht existieren, wie denn auch zwischen der kleinen Fürstin und dem Fürsten Wasiili keine vorhanden waren. Fürst Wasiili ging gern auf diesen Ton ein; die kleine Fürstin zog in diese Erinnerungen komische Vorgänge hinein, die sich niemals ereignet hatten, sowie auch die Person Anatols, den sie fast gar nicht kannte. Auch Mademoiselle Bourienne beteiligte sich an diesen gemeinsamen Erinnerungen, und sogar Prinzessin Marja fühlte sich mit Vergnügen in dieses lustige Geplauder hineingezogen.

„Jetzt werden wir Sie wenigstens voll und ganz genießen können, lieber Fürst,“ sagte die kleine Fürstin, natürlich auf

französisch, zu dem Fürsten Basili. „Hier ist es anders als auf unsern Abendgesellschaften bei Annette, wo Sie immer sehr bald weglaufen; denken Sie wohl noch an unsere liebe Annette?“

„Gewiß! Aber reden Sie nur nicht mit mir über Politik, wie Annette!“

„Und denken Sie noch an unsern Teetisch?“

„Ja!“

„Warum haben Sie denn nie bei Annette verkehrt?“ fragte die kleine Fürstin Anatol. „Ah, ich weiß, ich weiß,“ fuhr sie, mit den Augen zwinkernd, fort. „Ihr Bruder Tppolit hat mir von Ihnen Geschichten erzählt, Geschichten! Oh!“ Sie drohte ihm mit dem Finger. „Ich weiß von den Streichen, die Sie noch zuletzt in Paris verübt haben.“

„Hat dir Tppolit nicht erzählt, wie es ihm ergangen ist?“ sagte Fürst Basili, zu seinem Sohne gewendet, und ergriff dabei die Fürstin an der Hand, als ob sie ihm hätte weglaufen wollen und es ihm noch gerade gelungen wäre, sie festzuhalten. „Hat er dir nicht erzählt, wie er, Tppolit, vor Leidenschaft für die lebenswürdige Fürstin ganz krank war, und wie sie ihn aus dem Hause wies?“

„Oh! Sie ist die Perle der Frauen, Prinzessin!“ wandte er sich an Prinzessin Marja.

Mademoiselle Bourienne ihrerseits ließ bei dem Worte Paris die Gelegenheit nicht unbenuzt, sich an dem gemeinsamen Gespräche über Erinnerungen auch zu beteiligen.

Sie erlaubte sich die Frage, ob es schon länger her sei, daß Anatol Paris verlassen habe, und wie ihm diese Stadt gefalle. Anatol antwortete der Französin mit großem Vergnügen und unterhielt sich, indem er sie lächelnd ansah, mit ihr von ihrem Vaterlande. Anatol hatte sich gleich, sowie er dieses hübsche Fräulein erblickt hatte, gesagt, daß es auch hier in Lysnja-Gory

nicht langweilig sein werde. „Sehr nett,“ dachte er jetzt, während er sie betrachtete; „diese Gesellschafterin ist wirklich sehr nett. Ich hoffe, daß die Prinzessin sie mitnimmt, wenn sie meine Frau wird; die Kleine ist allerliebste.“

Der alte Fürst kleidete sich in seinem Zimmer an, ohne sich zu beeilen, und überlegte mit finsterner Miene, was er zu tun habe. Die Ankunft dieser Gäste ärgerte ihn. „Was habe ich mit dem Fürsten Wasili und seinem Söhnchen zu schaffen? Fürst Wasili ist ein hohler Prahler; na, und sein Sohn wird wohl auch ein nettes Bürschchen sein,“ brummte er vor sich hin. Er ärgerte sich darüber, daß die Ankunft dieser Gäste in seiner Seele eine Frage wieder aufleben ließ, die er nie hatte entscheiden mögen, sondern, sooft sie in ihm laut wurde, beständig übertäubt hatte, eine Frage, in betreff deren der alte Fürst sich immer einer Selbsttäuschung hingab. Diese Frage bestand darin, ob er sich jemals entschließen werde, sich von Prinzessin Marja zu trennen und sie einem Manne zur Frau zu geben. Der Fürst hatte sich diese Frage noch nie geradezu vorlegen mögen, da er vorherwußte, daß er eine gerechte Antwort darauf geben würde; diese gerechte Antwort aber widerstritt nicht nur seiner Empfindung, sondern in noch höherem Grade seiner gesamten Lebenseinrichtung. Ein Leben ohne Prinzessin Marja, das konnte Fürst Nikolai Andrejewitsch, so wenig er auch seine Tochter anscheinend schätzte, sich gar nicht vorstellen. „Und wozu soll sie heiraten?“ dachte er. „Wohl um unglücklich zu werden. Da hat Lisa nun Andrei geheiratet (ein besserer Mann dürfte jetzt schwer zu finden sein), und ist sie etwa mit ihrem Schicksal zufrieden? Und wer wird Marja aus Liebe nehmen? Sie ist häßlich und unbeholfen. Wer sie heiratet, nimmt sie nur um der Konnexionen und des Geldes willen. Und es leben doch so viele als alte Jungfern und sind dadurch eher noch glücklicher.“ So überlegte Fürst Nikolai

Andrejewitsch, während er sich anleidete; aber dabei verlangte die immer beiseite geschobene Frage nun unverzügliche Entscheidung. Fürst Basili hatte seinen Sohn offenbar in der Absicht mitgebracht, um Marijas Hand anzuhalten, und es war zu erwarten, daß er heute oder morgen eine klare Antwort verlangen werde. Name und gesellschaftliche Stellung waren anständig. „Meinetwegen, ich habe nichts dagegen,“ sagte der Fürst zu sich selbst; „aber er muß ihrer würdig sein. Und daraufhin müssen wir ihn uns erst einmal ansehen.“

„Daraufhin müssen wir ihn uns erst einmal ansehen!“ sagte er laut vor sich hin. „Daraufhin müssen wir ihn uns erst einmal ansehen!“

Er ging wie immer mit energischen Schritten in den Salon, musterte rasch mit einem Blicke alle Anwesenden, bemerkte den Kleiderwechsel der kleinen Fürstin und das Haarband der Mademoiselle Bourienne und die häßliche Frisur der Prinzessin Marja und das Lächeln der Mademoiselle Bourienne und Anatols und die Vereinsamung seiner Tochter bei dem allgemeinen Gespräche. „Sie hat sich wie eine Närrin aufgepußt,“ dachte er und sah seine Tochter zornig an. „Schämt sich nicht; und er will gar nichts von ihr wissen!“

Er trat zu dem Fürsten Basili.

„Nun, willkommen, willkommen; ich freue mich, dich zu sehen.“

„Für einen lieben Freund kommt's einem auf einen Umweg von ein paar Werst nicht an,“ sagte Fürst Basili in seiner gewöhnlichen Weise: schnell, selbstbewußt und in familiärem Tone. „Das hier ist mein Zweiter; wenden Sie ihm, bitte, Ihr freundliches Wohlwollen zu.“

Fürst Nikolai Andrejewitsch musterte Anatol aufmerksam.

„Ein hübscher Bursche, ein hübscher Bursche!“ sagte er. „Na, komm her und küsse mich.“ Er hielt ihm die Waage hin.

Anatol küßte den Alten und sah ihn neugierig und mit größter Seelenruhe an; er wartete darauf, ob er bald irgendeine Wunderlichkeit begehen werde, worauf ihn sein Vater vorbereitet hatte.

Fürst Nikolai Andrejewitsch setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz in der Sofaede, zog einen Sessel für den Fürsten Wasili zu sich heran, wies einladend mit der Hand darauf hin und begann sich nach den neuesten politischen Ereignissen zu erkundigen. Er schien den Bericht des Fürsten Wasili aufmerksam anzuhören, sah aber fortwährend nach der Prinzessin Marja hin.

„So lautet die neueste Nachricht aus Potsdam?“ sagte er, die letzten Worte des Fürsten Wasili wiederholend; dann stand er plötzlich auf und trat zu seiner Tochter.

„Hast du dich für die Gäste so ausgeputzt, he?“ fragte er. „Hübsch siehst du aus, sehr hübsch. Du hast dich für die Gäste auf eine neue Manier frisiert; ich aber sage dir in Gegenwart der Gäste: untersteh dich nicht wieder, ohne meine Erlaubnis deine Toilette zu ändern.“

„Daran bin ich schuld, lieber Vater,“ sagte die kleine Fürstin errötend zur Verteidigung ihrer Schwägerin.

„Sie selbst können tun und lassen, was Sie wollen,“ sagte Fürst Nikolai Andrejewitsch und machte vor seiner Schwiegertochter einen Scharrfuß. „Für meine Tochter aber hat es keinen Zweck, sich zu verunstalten; sie ist so schon häßlich genug.“

Damit setzte er sich wieder auf seinen Platz, ohne seine Tochter weiter zu beachten, der die Tränen in den Augen standen.

„Aber nicht doch! Diese Frisur steht der Prinzessin außerordentlich gut,“ sagte Fürst Wasili.

„Nun, mein Freundchen, junger Fürst, wie heißt du denn?“ wandte sich Fürst Nikolai Andrejewitsch zu Anatol. „Komm mal her, wir wollen ein bißchen miteinander reden, uns kennen lernen.“

„Aha, nun geht der Spaß los!“ dachte Anatol und setzte sich lächelnd näher an den alten Fürsten heran.

„Nun also, was ich sagen wollte: Sie sind, wie ich höre, im Auslande erzogen, lieber Freund. Anders als ich und dein Vater; uns hat der Küster Lesen und Schreiben gelehrt. Sagen Sie mir, mein Lieber, Sie stehen jetzt bei der Gardekavallerie?“ fragte der Alte und blickte dabei aus geringer Entfernung dem jungen Manne unverwandt ins Gesicht.

„Nein, ich bin zur Linie übergegangen,“ antwortete Anatol, der kaum imstande war, das Lachen zu unterdrücken.

„Ah! Aller Ehren wert! Sie wollen doch gewiß dem Kaiser und dem Vaterlande Ihre Kräfte widmen, lieber Freund? Es ist eine kriegerische Zeit. Ein so kräftiger junger Mann muß dienen, muß dienen. Nun? Stehen Sie im Frontdienst?“

„Nein, Fürst. Unser Regiment ist ausgerückt. Aber ich werde jetzt bei einem anderen Regimente nur in der Liste geführt. . . Bei welchem Regimente werde ich doch geführt, Papa?“ wandte sich Anatol lachend an seinen Vater.

„Eine prächtige Art, zu dienen, eine prächtige Art! Bei welchem Regimente werde ich geführt! Hahaha!“ sagte Fürst Nikolai Andrejewitsch lachend.

Anatol lachte noch lauter als vorher. Auf einmal machte Fürst Nikolai Andrejewitsch ein finsternes Gesicht.

„Nun, dann kannst du wieder gehen,“ sagte er zu Anatol.

Anatol ging lächelnd wieder zu den Damen.

„Du hast sie im Auslande erziehen lassen, Fürst Wasili, nicht wahr?“ wandte sich der alte Fürst an den Fürsten Wasili.

„Ich habe für ihre Ausbildung getan, was ich nur konnte; und ich kann Sie versichern, daß die dortige Erziehung weit besser ist als die bei uns.“

„Ja, heutzutage ist alles anders, alles neumodisch. Ein frischer

Bursche, das muß man sagen! Na, dann wollen wir in mein Zimmer gehen."

Er faßte den Fürsten Basili unter den Arm und führte ihn in sein Arbeitszimmer.

Sobald Fürst Basili mit ihm allein war, eröffnete er ihm sofort, was er wünsche und hoffe.

„Was denkst du dir denn?“ erwiderte der alte Fürst ärgerlich. „Meinst du, daß ich sie hier festbinden will? Daß ich mich nicht von ihr trennen kann? Löbliche Ideen von euch!“ rief er zornig. „Meinetwegen morgen! Nur das sage ich dir: ich will meinen Schwiegersohn erst genauer kennen lernen. Du kennst meinen Grundsatz: Offenheit und Klarheit in allen Dingen! Ich will meine Tochter morgen in deiner Gegenwart fragen; wenn sie ihn will, so mag er eine Weile hier bei uns wohnen. Dann werde ich ihn mir ansehen.“ Der Fürst schnob durch die Nase. „Mag sie ihn heiraten; mir ganz gleich!“ schrie er mit ebenso scharfer, freischender Stimme wie damals, als er von seinem Sohne Abschied nahm.

„Ich will gegen Sie ganz offen sein,“ erwiderte Fürst Basili in dem Tone eines schlauen Menschen, der überzeugt ist, daß bei dem Scharfblick seines Gegenübers Kniffe und Pfiffe doch nutzlos sein würden. „Sie sehen ja doch die Menschen durch und durch. Anatol ist kein Genie, aber ein ehrlicher, braver Bursche, ein vortrefflicher Sohn und Bruder.“

„Nun, nun, gut, wir wollen sehen.“

Wie alle in der Abgeschlossenheit lebenden Frauen, die lange ohne männliche Gesellschaft gewesen sind, so hatten bei Anatols Erscheinen auch die drei Damen im Hause des Fürsten Nikolai Andrejewitsch das Gefühl, daß ihr Leben bisher eigentlich kein wahres Leben gewesen sei. Bei ihnen allen hatte sich die Kraft, zu denken, zu empfinden, zu beobachten, augenblicklich verzehn-

sacht, und ihr bisher gleichsam in Finsternis verbrachtes Leben wurde auf einmal von einem neuen, bedeutungsvollen Lichte erhellt.

Prinzessin Marja dachte jetzt mit keinem Gedanken mehr an ihr Gesicht und an ihre Frisur. Das hübsche, offene Gesicht des Mannes, der vielleicht bald ihr Gatte wurde, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er erschien ihr gutherzig, tapfer, energisch, mannhaft und hochherzig. Von der Richtigkeit dieses Urtheils war sie überzeugt. Tausend lockende Bilder eines künftigen Familienlebens stellte ihre Phantasie ihr unermüdtlich vor Augen. Aber sie wies diese Bilder von sich und suchte sie zu verdecken.

„Aber bin ich auch nicht zu kalt gegen ihn?“ dachte Prinzessin Marja. „Ich suche mich zurückzuhalten, da ich in der Tiefe meiner Seele die Empfindung habe, daß ich ihm schon gar zu nahe gerückt bin. Aber er weiß ja nichts von alledem, was ich über ihn denke, und glaubt vielleicht, daß er mir unangenehm sei.“

Und nun bemühte sich Prinzessin Marja, gegen den neuen Gast liebenswürdig zu sein; aber auf diese Kunst verstand sie sich nicht. „Das arme Mädchen! Sie ist nichtswürdig häßlich,“ dachte Anatol mit Bezug auf sie.

Mademoiselle Bourienne, die gleichfalls durch Anatols Ankunft in einen hohen Grad von Aufregung versetzt war, hatte Gedanken von anderer Art. Dieses schöne junge Mädchen, das keine feste Stellung in der Gesellschaft, keine Verwandten und Freunde und nicht einmal eine Heimat besaß, dachte natürlich nicht daran, ihr ganzes Leben dem Dienste beim Fürsten Nikolai Andrejewitsch, der Lätigkeit als seine Vorleserin und der Freundschaft mit Prinzessin Marja zu weihen. Mademoiselle Bourienne wartete schon lange auf den russischen Fürsten, der auf den ersten Blick zu würdigen wissen werde, wie weit sie den häß-

lichen, schlecht angezogenen, unbeholfenen russischen Fürstentöchtern überlegen sei, sich in sie verlieben und sie entführen werde; und nun war dieser russische Fürst endlich erschienen! Mademoiselle Bourienne hatte eine Geschichte im Kopfe, die sie einmal von einer Tante gehört und selbst mit einem Schlusse versehen hatte, und die sie sich in Gedanken gern immer wieder erzählte. In dieser Geschichte kam vor, wie vor ein verführtes Mädchen plötzlich ihre arme Mutter, sa pauvre mère, hintrat und ihr Vorwürfe machte, weil sie sich ohne Ehe einem Manne hingegeben hatte. Mademoiselle Bourienne wurde oft bis zu Thränen gerührt, wenn sie in Gedanken „ihm“, dem Verführer, diese Geschichte erzählte. Und nun war dieser „er“, ein echter russischer Fürst, erschienen; der werde sie entführen, und dann werde die arme Mutter erscheinen, und der Fürst werde sie heiraten. So legte sich Mademoiselle Bourienne im Kopfe ihr ganzes zukünftiges Leben zurecht, während sie gleichzeitig sich mit „ihm“ über Paris unterhielt. Mademoiselle Bourienne ließ sich dabei nicht durch besondere Berechnungen leiten (sie dachte nicht einmal einen Augenblick darüber nach, was sie nun zu tun habe), sondern sie hatte ihr gesamtes Verhalten schon längst sozusagen gebrauchsfertig daliegen und brachte es jetzt einfach bei dem auf der Bildfläche erschienenen Anatol zur Anwendung, dem sie so viel als möglich zu gefallen wünschte und sich bemühte.

Der kleinen Fürstin aber ging es wie einem alten Kavalleriepferde, das den Klang der Trompete hört und zum Galopp ansetzt: ohne sich dessen bewußt zu werden und ohne an ihren Zustand zu denken, griff sie zu den gewohnten Künsten der Kletterie, ohne jeden Hintergedanken und ohne die Absicht, mit jemand um den Preis zu ringen, lediglich in harmloser, leichtsinniger Fröhlichkeit.

Trotzdem Anatol sich in weiblicher Gesellschaft gewöhnlich das

Ansehen gab, als seien ihm die eifrigen Bemühungen der Frauen um ihn zuwider, fühlte er doch bei der Wahrnehmung des Eindrucks, den er auf diese drei Damen gemacht hatte, seine Eitelkeit angenehm gekitzelt. Außerdem begann sich bei ihm der hübschen, herausfordernden Mademoiselle Bourienne gegenüber jenes leidenschaftliche, animalische Gefühl zu regen, das ihn immer mit außerordentlicher Schnelligkeit überkam und zu den ärgsten und tollkühnsten Handlungen hinriß.

Die Gesellschaft begab sich nach dem Tee ins Sofazimmer, und man bat die Prinzessin, doch etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Anatol stand, sich auf das Klavier stützend, ihr gegenüber, neben Mademoiselle Bourienne, und seine fröhlichen, lachenden Augen blickten die Prinzessin Marja an. Prinzessin Marja merkte mit qualvoller und zugleich freudiger Erregung, daß seine Blicke auf sie gerichtet waren. Durch ihre Lieblingssonate fühlte sie sich in eine poetische Welt seelischen Empfindens versetzt, und der Blick, den sie auf sich ruhen fühlte, verlieh dieser Welt einen noch höheren poetischen Reiz. Indessen bezog sich Anatols Blick, obgleich er auf die Prinzessin gerichtet war, gar nicht auf diese, sondern auf die Bewegungen von Mademoiselle Bouriennes Füßchen, das er gleichzeitig unter dem Klavier mit seinem Fuße berührte. Auch Mademoiselle Bourienne sah die Prinzessin an, und in ihren schönen Augen lag ebenfalls ein der Prinzessin Marja neuer Ausdruck, ein Ausdruck erschrockener Freude und erwachender Hoffnung.

„Wie lieb sie mich hat!“ dachte Prinzessin Marja. „Wie glücklich bin ich jetzt, und welcher Glück steht mir noch bevor mit einer solchen Freundin und einem solchen Gatten! Wird er wirklich mein Gatte werden?“ dachte sie und wagte ihm nicht ins Gesicht zu blicken, da sie immer diesen selben Blick auf sich gerichtet fühlte.

Nach dem Abendessen, als die Gesellschaft auseinander ging, küßte Anatol der Prinzessin die Hand. Sie mußte selbst nicht, wie sie den Mut dazu fand, aber sie blickte ihm gerade in sein schönes Gesicht, das ihren kurzichtigen Augen nahe kam. Nach der Prinzessin trat er auch zu Mademoiselle Bourienne und küßte ihr die Hand (dies war unpassend; aber er tat alles mit der größten Sicherheit, als müßte es so sein); Mademoiselle Bourienne wurde rot und blickte die Prinzessin erschrocken an.

„Wie zartfühlend sie ist!“ dachte die Prinzessin. „Denkt Amélie“ (so hieß Mademoiselle Bourienne) „wirklich, ich könnte eifersüchtig werden und ihre reine Zärtlichkeit und Anhänglichkeit an mich nicht zu schätzen wissen?“ Sie ging zu Mademoiselle Bourienne hin und küßte sie herzlich. Anatol trat auch zu der kleinen Fürstin, um ihr die Hand zu küssen.

„Nein, nein, nein! Wenn Ihr Vater mir schreiben wird, daß Sie sich gut betragen, will ich Sie meine Hand küssen lassen. Aber nicht vorher.“ Sie hob lächelnd den Zeigefinger in die Höhe und verließ das Zimmer.

V

Alle begaben sich auf ihre Zimmer; aber mit Ausnahme Anatols, der sofort einschlief, sowie er sich ins Bett gelegt hatte, schlief in dieser Nacht niemand lange.

„Wird er wirklich mein Gatte werden? Gerade er, dieser fremde, schöne, gute Mann? Was die Hauptsache ist: dieser gute Mann!“ dachte Prinzessin Marja, und eine Angstlichkeit, die sonst fast nie über sie kam, besiel sie heute. Sie fürchtete sich, um sich zu blicken; es kam ihr vor, als stehe jemand da hinter dem Bettschirm, in der dunklen Ecke. Und diese Gestalt war der Teufel, nein, er, der Mann mit der weißen Stirn und den schwarzen Augenbrauen und dem roten Munde.

Sie klingelte nach dem Stubenmädchen und bat sie, bei ihr im Zimmer zu schlafen.

Mademoiselle Bourienne ging an diesem Abend noch lange im Wintergarten auf und ab; sie wartete vergeblich auf jemand und lächelte bald jemandem zu, bald rührte sie sich selbst bis zu Tränen, indem sie sich die Worte der pauvre mère vergegenwärtigte, die ihr über ihren Fehltritt Vorwürfe machte.

Die kleine Fürstin schalt auf ihr Stubenmädchen, weil sie das Bett nicht ordentlich gemacht habe. Sie konnte weder auf der Seite noch auf dem Rücken liegen. Alles war ihr drückend und unbequem. Ihr Leib war ihr lästig. Er war ihr gerade heute lästiger als sonst je, weil Anatols Gegenwart sie lebhaft in eine andere Zeit zurückversetzte, wo dies alles noch nicht gewesen war und sie sich immer leicht und froh gefühlt hatte. Sie saß in Nachtsacke und Nachthaube auf einem Lehnstuhl. Katja, mit verschlafnem Gesicht und unordentlich sitzenden Zöpfen, schüttelte schon zum dritten Male das schwere Unterbett auf und wendete es um, wobei sie etwas vor sich hinredete.

„Ich sage dir, es waren überall dicke Stellen und Vertiefungen,“ wiederholte die kleine Fürstin. „Ich würde selbst gern einschlafen; also kann ich nichts dafür.“ Ihre Stimme zitterte wie die eines Kindes, das nahe daran ist, loszuweinen.

Auch der alte Fürst schlief nicht. Lichon, der im Halbschlummer darsaß, hörte, wie sein Herr nebenan ärgerlich umherging und durch die Nase schnob. Der alte Fürst hatte die Empfindung, daß er in der Person seiner Tochter beleidigt sei. Diese Beleidigung war die allerschlimmste, weil sie nicht ihm, sondern einem andern angetan war, seiner Tochter, die er mehr als sich selbst liebte. Er hatte sich vorgenommen gehabt, diese ganze Angelegenheit gründlich zu überlegen, um zu erkennen, welche

Handlungsweise Gerechtigkeit und Pflicht von ihm verlangten; aber statt dessen ereiferte er sich immer mehr.

„Der erste beste kommt angereist, und gleich ist der Vater und alles vergessen, und sie läuft nach oben und frisirt sich und kokettiert und verleugnet ganz und gar ihr wahres Wesen! Freut sich darauf, von dem Vater loszukommen! Und dabei mußte sie, daß ich es bemerken würde. Frr . . . frr . . . frr . . .“ (Er schnob.) „Und ich sehe ja doch, daß dieser dumme Junge nur für die Bourienne Augen hat! Wegjagen mußte ich das Frauenzimmer! Daß Marja nicht so viel Stolz besitzt, um zu begreifen, daß dieser Mensch für sie nicht taugt! Und gibt sie ihm nicht um ihrer selbst willen den Laufpaß, wenn sie nun einmal keinen Stolz besitzt, so sollte sie es wenigstens um meinetwillen tun. Ich muß ihr zeigen, daß dieser Lummel an sie überhaupt nicht denkt und nur nach der Bourienne hinsieht. Sie hat keinen Stolz; aber ich werde ihr das zeigen . . .“

Der alte Fürst mußte, wenn er seiner Tochter sage, daß sie in einem Irrtum befangen sei und Anatol nur der Bourienne den Hof zu machen beabsichtige, dann werde dadurch das Ehrgefühl der Prinzessin Marja gereizt werden und er werde dann gewonnenes Spiel haben, d. h. sein Wunsch, sich von seiner Tochter nicht zu trennen, werde in Erfüllung gehen. Daher beruhigte er sich über die Sache einigermaßen. Er rief Lichon und begann sich auszukleiden.

„Der Teufel hat die beiden Kerle hergebracht!“ dachte er, während Lichon ihm das Nachthemd über seinen hageren, alten, auf der Brust mit grauen Haaren bewachsenen Körper zog. „Ich habe sie nicht gerufen. Sie sind hergekommen, um mir mein Leben zu zerstören. Viel übrig ist davon sowieso nicht.“

„Hol sie der Teufel!“ rief er in dem Augenblicke, als sein Kopf noch mit dem Hemde bedeckt war.

Lichon kannte die Gewohnheit des Fürsten, manchmal seine Gedanken laut auszusprechen, und begegnete daher dem ärgerlich fragenden Blicke des Gesichtes, das nun aus dem Hemde zum Vorschein kam, mit unveränderter Miene.

„Haben sie sich hingelegt?“ fragte der Fürst.

Lichon spürte, wie alle guten Diener, instinktmäßig, welche Richtung die Gedanken seines Herrn nahmen. Er erriet, daß die Frage sich auf den Fürsten Basili und seinen Sohn bezog.

„Sie haben sich hingelegt und das Licht ausgelöscht, Euer Durchlaucht.“

„Lag uns gar nichts dran, lag uns gar nichts dran . . .“ sagte der Fürst rasch vor sich hin, steckte die Füße in die Pantoffeln und die Arme in den Schlafrock und ging zu dem Sofa hin, auf dem er zu schlafen pflegte.

Obgleich Anatol und Mademoiselle Bourienne sich nicht mit Worten gegeneinander ausgesprochen hatten, so verstanden sie einander dennoch vortrefflich in bezug auf den ersten Teil der Geschichte, bis zum Auftreten der *pauvre mère*. Sie hatten das Gefühl, daß sie einander vieles im geheimen zu sagen hatten, und suchten daher gleich frühmorgens eine Gelegenheit, sich unter vier Augen zu sehen. Als die Prinzessin zur gewöhnlichen Stunde zu ihrem Vater gegangen war, trafen sich Mademoiselle Bourienne und Anatol im Wintergarten.

Prinzessin Marja näherte sich an diesem Tage der Tür des Arbeitszimmers mit besonderem Herzklopfen. Es kam ihr vor, als müßten alle Leute nicht nur, daß heute die Entscheidung über ihr Lebensschicksal fallen sollte, sondern als müßten sie auch, was sie selbst darüber dachte. Sie las das auf dem Gesichte Lichons und auf dem Gesichte des Kammerdieners des Fürsten Basili, der ihr mit heißem Wasser auf dem Korridor begegnete und sich tief vor ihr verbeugte.

Der alte Fürst benahm sich an diesem Morgen außerordentlich freundlich und rücksichtsvoll gegen seine Tochter. Diesen Ausdruck von Rücksichtnahme kannte Prinzessin Marja an ihm recht wohl. Es war dies der Ausdruck, der auf seinem Gesichte dann zu erscheinen pflegte, wenn sich seine mageren Hände aus Ärger darüber, daß Prinzessin Marja eine arithmetische Aufgabe nicht begriff, zur Faust ballten und er aufstand und von ihr wegging und mit leiser, sanfter Stimme mehrmals ein und dieselben Worte wiederholte.

Er begann das Gespräch und kam sogleich zur Sache; hierbei nannte er seine Tochter zunächst Sie.

„Es ist mir da ein Vorschlag in bezug auf Sie gemacht worden,“ sagte er mit gekünsteltem Lächeln. „Ich denke mir, Sie haben schon erraten,“ fuhr er fort, „daß Fürst Wasiili nicht um meiner schönen Augen willen hierher gekommen ist und seinen Zögling mitgebracht hat“ (aus einem nicht recht verständlichen Grunde bezeichnete Fürst Nikolai Andrejewitsch den Sohn des Fürsten Wasiili als dessen Zögling). „Es ist mir gestern ein Vorschlag in bezug auf Sie gemacht worden. Und da Sie meine Grundsätze kennen, so können Sie sich denken, daß ich die Sache von Ihrer Entscheidung abhängig gemacht habe.“

„Wie soll ich das verstehen, lieber Vater?“ fragte die Prinzessin, abwechselnd rot und blaß werdend.

„Welche Frage!“ rief der Vater ärgerlich. „Fürst Wasiili hat Lust, dich zur Schwiegertochter zu bekommen, und hält für seinen Zögling um deine Hand an. So ist das zu verstehen. ‚Wie soll ich das verstehen‘!?! . . . Und nun frage ich dich, wie du darüber denkst.“

„Ich weiß nicht, wie Sie, lieber Vater . . .“ begann die Prinzessin fast flüsternd.

„Ich? Ich? Was habe ich damit zu tun? Mich lassen Sie dabei

aus dem Spiel. Ich nehme keinen Mann, ich nicht. Was meinen Sie dazu? Das möchte ich wissen."

Die Prinzessin merkte, daß ihr Vater die Sache nicht mit wohlwollenden Augen ansah; aber im gleichen Augenblicke kam ihr der Gedanke, jetzt oder niemals werde sich ihr Lebensschicksal entscheiden. Sie schlug die Augen nieder, um den Blick nicht zu sehen, unter dessen Einwirkung sie (das mußte sie) nicht denken, sondern nur gewohnheitsgemäß gehorchen konnte, und sagte:

"Ich wünsche nur eines: Ihren Willen zu erfüllen. Aber wenn es erforderlich sein sollte, daß ich einen eigenen Wunsch ausspreche . . ."

Sie konnte nicht zu Ende sprechen; der Fürst unterbrach sie.

"Famos!" rief er. "Er wird dich mit deiner Mitgift nehmen, und es trifft sich dann sehr schön, daß er auch Mademoiselle Bourienne mitbekommt. Die wird seine Frau sein, und du . . ."

Der Fürst hielt inne. Er bemerkte den Eindruck, den diese Worte auf seine Tochter gemacht hatten. Sie ließ den Kopf sinken und war nahe daran, zu weinen.

"Nun, nun, das war ja nur Scherz, nur Scherz," sagte er. "Vergiß nicht, Prinzessin: ich halte an meinem Grundsatz fest, daß ein Mädchen das Recht hat, selbst zu wählen. Ich lasse dir volle Freiheit. Vergiß das nicht: von deiner Entscheidung hängt dein Lebensglück ab. Ich komme dabei gar nicht in Betracht."

"Aber ich weiß ja nicht, lieber Vater . . ."

"Keine unnützen Worte mehr! Ihm wird befohlen, wen er heiraten soll; er nimmt dich, er nimmt auch eine beliebige andre; aber du hast freie Wahl . . . Geh auf dein Zimmer, überlege dir die Sache und komm in einer Stunde wieder zu mir her und sage mir in seiner Gegenwart: ja oder nein. Ich weiß, du wirst beten. Na, meinestwegen, bete. Aber besser wär's, gründlich nachzudenken. Nun geh. — Ja oder nein, ja oder nein, ja oder nein!"

schrie er noch, als schon die Prinzessin, der es wie ein Nebel vor den Augen hing, schwankenden Schrittes das Zimmer verlassen hatte.

Sie sagte sich, ihr Schicksal habe sich entschieden, und glücklich entschieden. Aber was der Vater da von Mademoiselle Bourienne gesagt hatte, diese Andeutung war entsetzlich. Es war ja allerdings wohl sicher unwahr; aber entsetzlich war es doch, und sie mußte wider ihren Willen daran denken. Sie ging geradestwegs vor sich hin durch den Wintergarten, ohne etwas zu sehen und zu hören, als plötzlich das wohlbekannte Flüstern der Mademoiselle Bourienne sie aus ihren Gedanken auffahren ließ. Sie sah auf und erblickte zwei Schritte von sich entfernt Anatol, der die Französin in den Armen hielt und ihr etwas zuflüsterte. Anatol blickte sich mit einem drohenden Ausdruck auf dem schönen Gesichte nach der Prinzessin Marja um und ließ in der ersten Sekunde die Taille der Mademoiselle Bourienne noch nicht los. Diese letztere hatte die Annäherung der Prinzessin noch nicht bemerkt.

„Wer ist da? Was wollen Sie? Nehmen Sie sich in acht!“ schien Anatols Miene zu sagen. Prinzessin Marja sah schweigend die beiden an. Sie war noch immer verständnislos. Endlich stieß Mademoiselle Bourienne einen Schrei aus und lief hinaus. Anatol verbeugte sich vor der Prinzessin Marja mit heiterem Lächeln, wie wenn er sie auffordern wollte, über diesen sonderbaren Vorfall zu lachen, und ging dann achselzuckend durch diejenige Thür hinaus, durch die der Weg nach seinem Zimmer führte.

Eine Stunde darauf kam Tichon zu Prinzessin Marja, um sie zum Fürsten zu rufen. Er fügte hinzu, daß auch Fürst Wasili Sergejewitsch dort sei. In dem Augenblicke, als Tichon kam, saß die Prinzessin in ihrem Zimmer auf dem Sofa und hielt die

weinende Mademoiselle Bourienne in ihren Armen. Prinzessin Marja streichelte ihr leise den Kopf. Die schönen Augen der Prinzessin, die wieder ganz so ruhig und glänzend waren wie vorher, blickten mit zärtlicher Liebe und herzlichem Mitleide auf das hübsche Gesichtchen der Gesellschafterin.

„Nein, Prinzessin, ich habe den Platz, den ich in Ihrem Herzen einnahm, für immer verloren,“ sagte Mademoiselle Bourienne.

„Aber warum? Ich liebe Sie mehr als je“, antwortete Prinzessin Marja, „und werde alles, was in meiner Macht steht, tun, damit Sie glücklich werden.“

„Aber Sie verachten mich; Sie, die Sie so rein sind, werden niemals eine solche Verirrung der Leidenschaft verstehen können. Ach, ich muß an meine arme Mutter denken . . .“

„Ich verstehe alles,“ erwiderte Prinzessin Marja mit trübem Lächeln. „Beruhigen Sie sich, liebe Freundin. Ich muß zu meinem Vater gehen,“ sagte sie und verließ das Zimmer.

Fürst Wasili saß, das eine Bein hoch über das andere gelegt, die Tabakdose in der Hand, bei dem alten Fürsten und machte eine Miene, als sei er tief ergriffen, bedaure und verspote aber selbst seine Empfindsamkeit. Als die Prinzessin Marja eintrat, zeigte sein Gesicht ein gerührtes Lächeln. Er führte noch schnell eine Prise Tabak zur Nase.

„Ah, meine Liebe, meine Liebe,“ sagte er, indem er aufstand und ihre beiden Hände ergriff. Er seufzte und fuhr dann fort: „Das Schicksal meines Sohnes liegt in Ihren Händen. Entscheiden Sie, meine gute, liebe, süße Marja, die ich immer wie eine Tochter geliebt habe.“

Er trat von ihr zurück. In seinen Augen erschien eine wirkliche Träne.

„Frr . . . frr . . .“ schnob Fürst Nikolai Andrejewitsch durch die Nase.

„Der Fürst macht dir im Namen seines Zöglings . . . seines Sohnes einen Antrag. Willst du die Frau des Fürsten Anatol Kuragin werden oder nicht? Sage: ja oder nein,“ schrie er, „und ich behalte mir das Recht vor, dann auch meine Meinung zu sagen. Ja, meine Meinung, nur meine Meinung,“ fügte Fürst Nikolai Andrejewitsch, zum Fürsten Wasili gewendet, als Antwort auf dessen bittende Miene hinzu. „Ja oder nein?“

„Mein Wunsch, lieber Vater, ist, Sie niemals zu verlassen, mein Leben niemals von dem Ihrigen zu trennen. Ich will nicht heiraten,“ sagte sie in festem Tone und blickte mit ihren schönen Augen den Fürsten Wasili und ihren Vater an.

„Unsinn, Dummheiten! Unsinn, Unsinn, Unsinn!“ schrie Fürst Nikolai Andrejewitsch mit grimmigem Gesichte, faßte seine Tochter am Arme, so daß sie sich zu ihm beugen mußte; aber ohne sie zu küssen, neigte er nur seine Stirn zu der ihrigen, berührte sie und drückte ihr den Arm, den er festhielt, so stark, daß sie die Stirn runzelte und aufschrie.

Fürst Wasili erhob sich.

„Meine Liebe, ich muß Ihnen sagen, daß dies ein Augenblick ist, den ich nie, nie vergessen werde. Aber, meine Beste, mögen Sie uns nicht ein wenig Hoffnung geben, daß es uns doch noch gelingen könnte, dieses gute, großmütige Herz zu rühren? Sagen Sie, daß vielleicht später . . . Die Zukunft ist so lang. Sagen Sie: vielleicht später.“

„Fürst, was ich soeben sagte, ist die ganze Empfindung meines Herzens. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir mit Ihrem Antrag erwiesen haben; aber ich werde niemals die Frau Ihres Sohnes werden.“

„Na, dann ist die Sache ja abgetan, mein Lieber. Habe mich sehr gefreut, dich zu sehen; habe mich sehr gefreut, dich zu sehen. Geh auf dein Zimmer, Prinzessin, geh,“ sagte der alte Fürst.

„Habe mich sehr gefreut, sehr gefreut, dich zu sehen,“ wiederholte er, indem er den Fürsten Wasili umarmte.

„Mein Beruf ist ein anderer,“ dachte Prinzessin Marja bei sich, „mein Beruf ist, in anderer Art glücklich zu werden: durch selbstverleugnende Liebe. Um jeden Preis will ich es zu erreichen suchen, daß die arme Amélie glücklich wird. Sie liebt ihn so leidenschaftlich. Sie bereut so tief. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um ihre Heirat mit ihm zustande zu bringen. Wenn er nicht reich ist, so will ich ihr die nötigen Mittel geben; ich will den Vater bitten, ich will Andrei bitten. Ich werde so glücklich sein, wenn sie seine Frau wird! Sie ist so unglücklich, so fremd, so einsam, so hilflos! Und dann, o Gott! wie leidenschaftlich muß sie ihn lieben, wenn sie sich so weit vergessen konnte! Vielleicht hätte ich dasselbe getan!“ dachte Prinzessin Marja.

VI

Die Familie Rostow hatte lange keine Nachrichten von Nikolai gehabt; erst in der Mitte des Winters erhielt der Graf einen Brief, auf dessen Adresse er die Handschrift seines Sohnes erkannte. Erschrocken und eilig und bemüht, von niemand bemerkt zu werden, lief der Graf auf den Zehen mit dem Briefe in sein Arbeitszimmer, machte die Thür zu und begann zu lesen. Anna Michailowna, die gehört hatte, daß der Graf einen Brief bekommen habe (wie sie denn alles erfuhr, was im Hause geschah), kam mit leisen Schritten zu dem Grafen ins Zimmer und fand ihn mit dem Briefe in der Hand schluchzend und zugleich lachend.

Anna Michailowna war, obwohl ihre Verhältnisse sich gebessert hatten, bei Rostows wohnen geblieben.

„Nun, mein lieber Freund?“ fragte sie in wehmütigem Tone, zu jeder Art von Theilnahmsäußerung bereit.

Der Graf schluchzte noch heftiger.

„Unser lieber Nikolai . . . ein Brief . . . er ist ver- . . . verwundet gewesen . . . meine Beste . . . verwundet . . . Was wird die Gräfin . . . Er ist Offizier geworden . . . Gott sei Dank . . . Wie sollen wir das nur der Gräfin beibringen!“

Anna Michailowna setzte sich zu ihm, wuschte ihm mit ihrem Taschentuche die Tränen aus den Augen, wuschte auch die Tropfen weg, die auf den Brief gefallen waren, trocknete ihre eigenen Tränen, beruhigte den Grafen und sprach dann ihre Ansicht dahin aus, sie wolle beim Mittagessen und beim Tee die Gräfin vorbereiten und nach dem Tee mit Gottes gnädigem Beistande ihr alles mitteilen.

Während des Mittagessens sprach Anna Michailowna von Kriegsnachrichten und von Nikolai; sie fragte zweimal, wann der letzte Brief von ihm angekommen wäre, obwohl sie es selbst wußte, und bemerkte, es sei doch sehr leicht möglich, daß heute noch ein Brief von ihm einträfe. Jedesmal jedoch, wenn die Gräfin bei diesen Andeutungen anfing unruhig zu werden und ängstlich bald den Grafen, bald Anna Michailowna anzusehen, lenkte diese das Gespräch ganz unmerklich auf gleichgültige Gegenstände. Natafcha, die von der ganzen Familie am meisten die Gabe besaß, die verschiedenen Nuancen im Stimmklang, im Blick und im Gesichtsausdruck herauszufühlen, hatte gleich beim Beginn des Mittagessens die Ohren gespitzt und gemerkt, daß zwischen ihrem Vater und Anna Michailowna ein geheimes Einverständnis bestand, und daß es sich dabei um ihren Bruder handelte, und daß Anna Michailowna die Mutter auf etwas vorbereitete. Aber da Natafcha wußte, wie sehr es ihrer Mutter immer ans Herz ging, wenn das Gespräch auf Nachrichten von Nikolai kam, so erlaubte sie sich trotz all ihrer Dreistigkeit nicht, bei Tische eine Frage zu stellen; sie aß vor Unruhe nichts und

rückte auf ihrem Stuhle hin und her, ohne auf die tadelnden Bemerkungen ihrer Gouvernante zu hören. Nach dem Mittagessen stürzte sie Hals über Kopf hinter Anna Michailowna her, holte sie im Sofazimmer ein und warf sich ihr im vollen Laufe um den Hals.

„Lantchen, liebes, bestes Lantchen, sagen Sie mir doch, was es gibt!“

„Nichts, liebes Kind.“

„Nein, mein Herzenstantchen, Liebste, Trauteste, Goldene, ich lasse Sie nicht los; ich weiß, daß Sie etwas wissen.“

Anna Michailowna wiegte den Kopf hin und her.

„Sieh mal an, was du für ein Schlaufuchs bist, mein Kind,“ sagte sie.

„Wohl ein Brief von Nikolai? Gewiß!“ rief Natascha, da sie auf Anna Michailownas Gesicht die bejahende Antwort las.

„Aber nimm dich um Gottes willen recht in acht: du weißt doch, was für einen Schreck so etwas deiner Mama einjagen kann.“

„Ich werde mich schon in acht nehmen; aber erzählen Sie! Sie wollen es nicht erzählen? Dann gehe ich gleich hin und sage es Mama.“

Anna Michailowna setzte Natascha mit kurzen Worten von dem Inhalte des Briefes in Kenntnis, machte ihr aber zur Bedingung, es niemandem zu sagen.

„Mein heiliges Ehrenwort!“ sagte Natascha, sich bekreuzend. „Ich werde es niemandem sagen!“ Und sofort lief sie zu Sonja.

„Nikolai . . . verwundet . . . ein Brief . . .“ sagte sie triumphierend und glücklich.

„Nikolai!“ Weiter brachte Sonja nichts heraus und wurde einen Augenblick ganz blaß.

Erst jetzt, als Natascha sah, welchen Eindruck die Nachricht von

der Verwundung ihres Bruders auf Sonja machte, kam ihr der Gedanke an die traurige Seite dieser Nachricht.

Sie stürzte auf Sonja zu, umarmte sie und brach in Tränen aus.

„Die Verwundung war nicht bedeutend; aber er ist zum Offizier befördert worden. Er ist jetzt gesund; er schreibt selbst,“ sagte sie weinend.

„Da sieht man's wieder, was ihr Weibsteute alle für eine weinerliche Bande seid,“ sagte der kleine Peter, indem er mit großen, energischen Schritten im Zimmer auf und ab ging. „Ich dagegen freue mich sehr, ich freue mich wirklich sehr, daß mein Bruder sich so ausgezeichnet hat. Aber ihr seid alle Memmen! Ihr versteht nichts davon.“

Natascha lächelte durch ihre Tränen hindurch.

„Du hast den Brief nicht selbst gelesen?“ fragte Sonja sie.

„Nein, selbst gelesen habe ich ihn nicht; aber Anna Michailowna hat mir gesagt, es wäre alle Gefahr vorbei, und er wäre schon Offizier.“

„Gott sei Lob und Dank!“ sagte Sonja, sich bekreuzend. „Aber vielleicht hat sie es dir nur vorgeredet. Komm, wir wollen zu Mama gehen.“

Peter war ein paarmal schweigend im Zimmer auf und ab gegangen; nun sagte er:

„Wenn ich an Nikolais Stelle gewesen wäre, dann hätte ich noch mehr von diesen Franzosen totgemacht. Was sind das für Halunken! Ich hätte so viele niedergehauen, daß es ein ganzer Haufe geworden wäre.“

„Sei still, Peter, du bist ein Dummrian!“ sagte Natascha.

„Ich bin kein Dummrian; aber Mädchen, die über jede Kleinigkeit heulen, das sind dumme Trinen,“ erwiderte Peter.

„Kannst du dich auf ihn besinnen?“ fragte Natascha nach einem

Stillschweigen, das wohl eine Minute lang gedauert haben mochte.

Sonja lächelte.

„Ob ich mich auf Nikolai besinnen kann?“

„Nein, Sonja, ich meine, ob du dich auf ihn so besinnst, daß du dich ganz genau besinnst, daß du dich auf alles besinnst,“ sagte Natascha mit eifrigen Handbewegungen, offenbar bemüht, ihren Worten den vollsten, umfassendsten Sinn zu verleihen. „Ich, ich besinne mich auf Nikolai; auf den besinne ich mich,“ sagte sie. „Aber auf Boris besinne ich mich nicht; das kann man gar nicht ‚sich besinnen‘ nennen.“

„Wie? Du besinnst dich nicht auf Boris?“ fragte Sonja erstaunt.

„Versteh mich nur recht: ich weiß, wie er aussieht; aber ich besinne mich doch nicht so auf ihn wie auf Nikolai. Wenn ich mich auf den besinnen will, so brauche ich nur die Augen zuzumachen, dann besinne ich mich auf ihn. Aber mit Boris geht das nicht.“ (Sie schloß die Augen.) „Richtig, es ist nichts da!“

„Ach, Natascha,“ sagte Sonja und blickte dabei ihre Freundin mit einer so ernststen Begeisterung an, als ob sie sie nicht für würdig hielte, das zu hören, was sie jetzt zu sagen beabsichtigte, und als ob sie es zu einem andern sagte, mit dem niemand scherzen kann. „Ich habe deinen Bruder einmal lieb gewonnen, und was auch immer ihm und mir zustoßen mag, ich werde mein ganzes Leben lang nie aufhören, ihn zu lieben.“

Natascha blickte erstaunt mit neugierigen Augen Sonja an und schwieg. Sie fühlte, daß das, was Sonja sagte, die Wahrheit war, und daß es diese gewaltige Liebe, von welcher Sonja sprach, wirklich gab; aber Natascha hatte noch keine derartigen Empfindungen kennen gelernt. Sie glaubte, daß es so etwas geben könne; aber sie begriff es nicht.

„Wirst du an ihn schreiben?“ fragte sie.

Sonja wurde nachdenklich. Die Frage, ob sie an Nikolai schreiben solle, und wie sie es tun solle, war eine Frage, die sie schon lange quälte. Jetzt nun, wo er bereits Offizier und ein verwundeter Held war, würde es da von ihrer Seite richtig gehandelt sein, wenn sie ihn an ihre Person und sozusagen an die Verpflichtung erinnerte, die er ihr gegenüber eingegangen war?

„Ich weiß es nicht; ich glaube, wenn er an mich schreibt, werde ich auch an ihn schreiben,“ sagte sie errötend.

„Und wirst du dich nicht schämen, an ihn zu schreiben?“ fragte Natascha.

Sonja lächelte.

„Nein.“

„Aber ich würde mich schämen, an Boris zu schreiben, und ich werde auch nicht an ihn schreiben.“

„Warum würdest du dich denn schämen?“

„Einen Grund kann ich eigentlich nicht sagen; aber ich würde mich genieren und schämen.“

„Ich weiß, warum sie sich schämen würde,“ sagte Peter, der sich noch durch den Ausdruck gekränkt fühlte, mit welchem Natascha ihn vorhin bezeichnet hatte. „Weil sie in den Diden mit der Brille verliebt war“ (damit bezeichnete Peter seinen Namensvetter Pierre, den neuen Grafen Besuchow), „und weil sie jetzt in diesen Sängler verliebt ist“ (Peter meinte den Italiener, bei dem Natascha Gesangunterricht hatte). „Darum würde sie sich schämen.“

„Peter, du bist dumm,“ sagte Natascha.

„Nicht dümmer als du, meine Verehrteste!“ erwiderte der neunjährige Peter so energisch, wie wenn er ein alter Unteroffizier wäre.

Die Gräfin war durch die Andeutungen, welche Anna Michai-

lowna während des Mittagessens gemacht hatte, bereits hinreichend vorbereitet. Nach Tische ging sie auf ihr Zimmer, setzte sich in einen Lehnstuhl und blickte unverwandt das Miniaturporträt ihres Sohnes an, das auf ihrer Tabaksdose angebracht war; dabei kamen ihr die Tränen in die Augen. Anna Michailowna, mit dem Briefe in der Tasche, näherte sich auf den Fußspitzen dem Zimmer der Gräfin und blieb vor der Thür stehen.

„Kommen Sie nicht mit hinein,“ sagte sie zu dem alten Grafen, der ihr gefolgt war. „Erst nachher.“ Sie ging hinein und machte die Thür hinter sich zu.

Der Graf legte das Ohr ans Schlüsselloch und horchte.

Anfangs hörte er, daß die beiden Frauen sich in gleichmütigem Tone unterhielten; dann war nur die Stimme Anna Michailownas zu vernehmen, die ziemlich lange allein sprach; dann folgte ein Aufschrei und hierauf Stillschweigen; dann redeten wieder beide Stimmen abwechselnd in fröhlichem Tone; darauf hörte er Schritte, und Anna Michailowna öffnete ihm die Thür. Ihr Gesicht zeigte die stolze Miene eines Chirurgen, der eine schwere Operation beendet hat und nun das Publikum hineinläßt, damit es seine Kunstfertigkeit bewundern könne.

„Das ist gemacht!“ sagte sie zu dem Grafen und wies mit triumphierender Gebärde auf die Gräfin, die in der einen Hand die Tabaksdose mit dem Porträt, in der andern den Brief hielt und bald das Porträt, bald den Brief an die Lippen drückte.

Als sie den Grafen erblickte, streckte sie ihm die Arme entgegen, umfaßte seinen kahlen Kopf, sah über diesen hinweg wieder nach dem Briefe und dem Porträt und schob dann, um diese Gegenstände an die Lippen zu drücken, den kahlen Kopf ihres Mannes sachte wieder von sich. Nachdem auch Wjera, Natascha, Sonja und Peter gerufen waren und sich eingefunden hatten, wurde der Brief vorgelesen. Nikolai schilderte darin in Kürze den Feldzug

und die beiden Treffen, an denen er teilgenommen hatte, berichtete von seiner Beförderung zum Offizier und schrieb, er küsse seiner Mama und seinem Papa die Hände und bitte um ihren Segen, und er küsse auch Wjera, Natascha und Peter. Außerdem ließ er Herrn Schelling und Madame Schoß und die Kinderfrau grüßen und bat, auch die teure Sonja zu küssen, die er noch ebenso lieb habe und an die er viel denke. Als Sonja das hörte, errötete sie so stark, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. Und außerstande, die auf sie gerichteten Blicke zu ertragen, lief sie in den Saal, nahm einen Anlauf, wirbelte sich um sich selbst herum, so daß ihr Kleid sich wie ein Ballon aufblähte, und setzte sich dann mit gerötetem, lächelndem Gesichte auf den Fußboden.

Die Gräfin weinte.

„Worüber weinen Sie denn, Mama?“ fragte Wjera. „Was er schreibt, ist ja alles zum Freuen und nicht zum Weinen.“

Das war vollkommen richtig; aber doch blickten der Graf und die Gräfin und Natascha sie alle drei vorwurfsvoll an. „Von wem sie nur diese Anschauungsweise geerbt hat?“ dachte die Gräfin.

Nikolais Brief wurde wohl hundertmal vorgelesen, und diejenigen, die für würdig geachtet wurden, ihn zu hören, mußten zu der Gräfin hinkommen, die ihn nicht aus den Händen gab. Es kamen der Hauslehrer und die Kinderfrau und der Geschäftsführer Dmitri und viele Bekannte, und die Gräfin las den Brief jedesmal mit neuem Genuße vor und entdeckte jedesmal dabei neue Vorzüge und Tugenden ihres lieben Nikolai. Wie seltsam, überraschend und hocherfreulich war es ihr, daß ihr Sohn, eben der Sohn, der sich vor zwanzig Jahren mit seinen winzigen Gliedern kaum merkbar in ihrem Leibe gerührt hatte, eben der Sohn, über den sie fortwährend ihren Streit mit dem Grafen gehabt hatte, der ihn verhätschelte, eben der Sohn, der merkwürdigerweise das Wort „Birne“ früher sprechen gelernt hatte

als das Wort „Bubanz“, daß dieser Sohn jetzt dort im fremden Lande, in fremder Umgebung, als ein tapferer Krieger, allein, ohne Hilfe und Leitung, wacker seine Mannespflicht tat! Die gesamte, für die ganze Welt geltende, Jahrtausende alte Erfahrung, welche lehrt, daß Kinder von der Wiege an in unmerklicher Fortentwicklung zu Männern werden, diese Erfahrung existierte für die Gräfin einfach nicht. Das Heranwachsen ihres Sohnes war für sie auf jeder Stufe so überraschend, als ob es nicht zu allen Zeiten Millionen und aber Millionen von Menschen gegeben hätte, die ebenso herangewachsen wären. Wie sie vor zwanzig Jahren nicht hatte glauben mögen, daß das kleine Wesen, das da irgendwo in ihr unter ihrem Herzen lebte, dereinst schreien und die Brust nehmen und sprechen werde, so schien es ihr auch jetzt unglaublich, daß dieses kleine Wesen der starke, tapfere, allen Söhnen und allen Menschen vorbildliche Mann sein könne, der er, wie dieser Brief zeigte, jetzt doch wirklich war.

„Was für ein Stil, wie allerliebste er zu schildern versteht!“ sagte sie, wenn sie den beschreibenden Teil des Briefes las. „Und was für eine herrliche Seele! Über sich selbst schreibt er nichts . . . gar nichts. Da schreibt er von einem gewissen Denisow, und dabei ist er selbst doch gewiß tapferer als all diese Leute. Von seinen Leiden und Schmerzen schreibt er nichts. Was für ein gutes Herz! Daran erkenne ich ihn ganz wieder! Und wie er an alle denkt! Niemanden hat er vergessen. Ich habe es aber immer gesagt, immer, schon als er noch so klein war; ich habe es immer gesagt . . .“

Mehr als eine Woche lang wurden von allen Hausgenossen Briefe an Nikolai zuerst im Konzept hergestellt und dann ins reine geschrieben. Unter Oberleitung der Gräfin und geschäftiger Mitwirkung des Grafen wurden mancherlei zur Equipierung und Ausstattung des neugebadenen Offiziers nötige Dinge, namentlich auch Geld, beschafft und zusammengepaßt. Anna

Michailowna, als praktische Frau, hatte es verstanden, sich und ihrem Sohne bei der Feldarmee Protektionen wie in anderer Hinsicht so auch sogar für die Korrespondenz zu verschaffen; sie hatte die Möglichkeit, ihre Briefe an den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch zu schicken, der die Garde kommandierte. Kostow's waren nun der Ansicht, eine Angabe auf der Adresse wie: „Russische Garde im Auslande“ sei hinreichend klar, und wenn der Brief auf diese Art an den Großfürsten gelange, der die Garde kommandierte, so werde er mit Sicherheit auch weiter an das Pawlograder Regiment gelangen, das da in der Nähe sein müsse; es wurde daher beschlossen, die Briefe und das Geld durch einen Kurier des Großfürsten an Boris zu schicken, und Boris sollte dann alles Nikolai zustellen. Die Briefe waren von dem alten Grafen, von der Gräfin, von Peter, von Wjera, von Natascha und von Sonja; beigelegt waren sechstausend Rubel zur Equipierung und allerlei Sachen, die der Graf seinem Sohne sandte.

VII

Am 12. November machte sich die Kutusowsche Armee, die bei Olmütz lagerte, zu einer Revue vor den beiden Kaisern, dem russischen und dem österreichischen, für den nächsten Tag zurecht. Die Garde, die soeben aus Rußland eingetroffen war, übernachtete fünfzehn Werst von Olmütz entfernt und sollte sich am andern Tage direkt von dort zu der auf zehn Uhr angesetzten Revue nach dem Olmüzer Felde begeben.

Nikolai Kostow erhielt an diesem Tage von Boris eine kurze Zuschrift, worin er benachrichtigt wurde, daß das Ismaïler Regiment fünfzehn Werst vor Olmütz übernachten werde, und daß er ihn dort erwarte, um ihm einen Brief und Geld einzuhändigen. Geld brauchte Kostow jetzt besonders nötig; denn das Lager, in

welchem das Heer nach der Rückkehr vom Feldzuge jetzt bei Olmütz stilllag, war voll von Marktendern, die mit allerlei Gaumengenüssen wohlversehen waren, und von österreichischen Juden, welche verführerische Dinge aller Art anboten. Bei den Pawlograder Husarenoffizieren folgte ein Gelage auf das andere, da doch die im Feldzuge erhaltenen Dekorationen und stattgefundenen Avancements nachträglich gefeiert werden mußten; oft ritten sie auch nach Olmütz zu der Ungarin Karoline, die dort kürzlich angekommen war und ein Restaurant mit weiblicher Bedienung eröffnet hatte. Rostow hatte vor kurzem seine Beförderung zum Kornett gefeiert, hatte von Denisow ein Pferd, den „Beduinen“, gekauft und steckte bei seinen Kameraden und bei den Marktendern tief in Schulden. Nachdem er das Briefchen von Boris erhalten hatte, ritt er mit einem Kameraden nach Olmütz, aß dort zu Mittag, trank eine Flasche Wein und ritt dann allein weiter nach dem Lager der Garde, um dort seinen Jugendfreund aufzusuchen. Rostow hatte noch nicht die Möglichkeit gefunden, sich zu equipieren. Er trug eine schon stark abgenutzte Junkerjacke, an welcher das Georgskreuz derjenigen Klasse hing, die den Unteroffizieren und Gemeinen verliehen wird, ferner ebensolche, mit abgeseuertem Leder besetzte Reithosen und einen Offizierssäbel mit Troddel; das Pferd, auf dem er ritt, war ein donisches, das er während des Feldzuges von einem Kosaken gekauft hatte; seine zerdrückte Husarenmütze hatte er lech nach hinten und zur Seite geschoben. Als er sich dem Lager des Ismaïler Regimentes näherte, freute er sich darauf, wie er Boris und dessen sämtliche Kameraden von der Garde durch seine kriegerische Erscheinung, die von manchem mitgemachten Kampfe zeuge, in Erstaunen versetzen werde.

Die Garde hatte den ganzen Marsch wie einen Spaziergang zurückgelegt und sich dabei auf ihre Sauberkeit und ihre Manns-

zucht nicht wenig zugute getan. Die Lagemärsche waren klein gewesen; die Tornister waren auf Fuhrwerken mitgeführt worden; für die Offiziere hatten die österreichischen Behörden an allen Orten, wo übernachtet wurde, schöne Dinners veranstaltet. Die Regimenter waren mit klingendem Spiel in die Städte eingerückt und ebenso wieder ausmarschirt, und während des ganzen Marsches waren die Soldaten (darauf war die Garde besonders stolz) auf Befehl des Großfürsten im Tritt gegangen, die Offiziere zu Fuß an ihren Plätzen. Boris war die ganze Zeit über mit Berg, der jetzt bereits Kompagniechef war, zusammen marschirt und hatte mit ihm zusammen gewohnt. Berg, der während des Marsches seine Kompagnie bekommen hatte, hatte sich seitdem schon durch seine Pünktlichkeit und Sorgfalt das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben und seine finanzielle Lage auf das vorteilhafteste geordnet; und Boris hatte während des Marsches die Bekanntschaft vieler Leute gemacht, die ihm nützlich sein konnten, und war unter andern auch durch einen Empfehlungsbrief, den ihm Pierre geschickt hatte, mit dem Fürsten Andrei Volkonski bekannt geworden, durch dessen Vermittlung er eine Stelle in dem Stabe des Oberkommandierenden zu erhalten hoffte.

Berg und Boris, die sich von dem letzten Lagemarsche schon erholt hatten, saßen sauber und ordentlich gekleidet in dem reinlichen Quartier, das ihnen angewiesen war, an einem runden Tische und spielten Schach. Berg hielt eine lange, brennende Pfeife zwischen den Knien. Boris stellte mit der ihm eigenen Akkuratesse die bereits genommenen Schachfiguren mit seinen weißen, schlanken Fingern in Form einer Pyramide auf und wartete auf Bergs Zug; er blickte nach dem Gesichte seines Partners hin und dachte offenbar über das Spiel nach, wie er denn immer nur an das dachte, womit er gerade beschäftigt war.

„Wollen mal sehen, wie Sie sich aus dieser Klemme ziehen,“ sagte er.

„Ich will es versuchen,“ antwortete Berg und berührte einen Bauer, zog aber die Hand schnell wieder zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür.

„Da ist er ja endlich!“ rief der eintretende Rostow. „Und Berg auch hier! Weißt du noch: *Petits enfants, allez coucher dormir*?“ rief er, indem er den allabendlichen Satz der Kinderfrau wiederholte, über den er ehemals mit Boris zusammen oft gelacht hatte.

„Herr Gott, wie du dich verändert hast!“ rief Boris.

Boris stand auf und kam Rostow entgegen, vergaß aber beim Aufstehen nicht, einige umgefallene Schachfiguren, die hinunterzurollen drohten, festzuhalten und wieder auf ihre Plätze zu stellen. Er wollte seinen Freund umarmen; aber Nikolai wich von ihm zurück. Es ist ja eine bekannte Eigenheit der Jugend: sie scheut die ausgefahrenen Geleise und möchte, statt anderen Leuten nachzuahmen, lieber auf eine neue, ihr speziell eigene Weise ihre Gefühle zum Ausdruck bringen, nur nicht so, wie es, zum Teil heuchlerisch, ältere Leute tun; und so wollte auch Nikolai bei dem Wiedersehen mit seinem Freunde gern irgend etwas Besonderes tun: er hatte Lust, Boris zu kneifen, ihm ein paar Püffe zu versetzen, aber nur nicht sich mit ihm zu küssen, wie das alle Leute tun. Boris hingegen umarmte seinen Freund ruhig und freundschaftlich und küßte ihn dreimal.

Sie hatten einander fast ein halbes Jahr nicht gesehen, und wie das in jenem Alter natürlich ist, in welchem junge Leute die ersten Schritte auf dem Lebenswege unternehmen, entdeckte jeder von ihnen an dem andern gewaltige Veränderungen und fand zu seiner größten Überraschung, daß der andere in gar manchen Punkten sich der gesellschaftlichen Umgebung angeglichen hatte, die der Schauplatz seiner ersten Schritte geworden war. Beide

hatten sich seit ihrem letzten Zusammensein sehr verändert, und beide empfanden das Bedürfnis, sich möglichst schnell gegeneinander über die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen auszusprechen.

„Ach, ihr verdammten Salonmenschen! Sehen die Kerle nicht so sauber und frisch aus, als ob sie von der Promenade kämen? Anders als wir armseligen Linienoffiziere!“ sagte Rostow, auf seine mit Schmutz bespritzte Reithose weisend; seine Stimme hatte einen Baritonklang, der seinem Freunde Boris neu war, und seine Gebärden beim Sprechen waren von der Art, wie sie wohl bei der Linie üblich sein mochten.

Die deutsche Hauswirtin steckte infolge von Rostows lautem Sprechen den Kopf durch die Tür.

„Wie steht's? Ist sie hübsch?“ fragte er, mit den Augen zwinfernd.

„Schrei doch nicht so! Du jagst ja den Leuten einen Schreck ein,“ sagte Boris. „Heute hatte ich dich eigentlich noch gar nicht erwartet,“ fügte er hinzu. „Ich habe meinen Brief erst gestern an dich abgeschickt, durch Vermittlung eines Bekannten von mir, des Fürsten Volkonski, der bei Kutusow Adjutant ist, und hatte gar nicht geglaubt, daß er dir so schnell zugehen würde. . . Nun also, was machst du? Wie geht es dir? Bist du schon ins Gefecht gekommen?“ fragte Boris.

Ohne zu antworten, schüttelte Rostow das Georgskreuz, das an dem Schnurwerk seiner Uniform hing, und zeigte auf seinen verbundenen Arm, wobei er Berg lächelnd anblickte.

„Wie du siehst,“ sagte er.

„Na, so etwas! Ja, ja!“ sagte Boris lächelnd. „Dafür haben wir einen ganz prächtigen Marsch gemacht. Du weißt ja, Seine Hoheit ist beständig mit unserm Regimente geritten, so daß wir alle erdenklichen Bequemlichkeiten und Vorteile hatten. Was es in

Polen für Gastereien und Diners und Bälle gegeben hat, das läßt sich gar nicht alles erzählen. Und der Großfürst war gegen uns Offiziere alle überaus gnädig.“

Und die beiden Freunde erzählten einander, der eine von seinen Zechgelagen mit den anderen Husaren und von seinem Kriegslieben, der andere von den Annehmlichkeiten und Vorteilen des Dienstes unter dem Kommando hochgestellter Persönlichkeiten usw.

„O diese Garde!“ rief Rostow. „Aber weißt du was, laß doch Wein holen.“

Boris runzelte die Stirn.

„Wenn du es durchaus willst,“ erwiderte er.

Er trat an sein Bett, holte unter den reinen Kopfkissen eine Börse hervor und gab Befehl, Wein zu holen.

„Ja, und hier hast du das Geld und den Brief,“ fügte er hinzu.

Rostow nahm den Brief, warf das Geld auf das Sofa, stützte sich mit beiden Ellbogen auf den Tisch und fing an zu lesen. Er las ein paar Zeilen und warf Berg einen ärgerlichen Blick zu. Als aber ihre Blicke einander trafen, verbarg Rostow sein Gesicht hinter dem Briefe.

„Sie haben ja eine gehörige Menge Geld geschickt bekommen,“ sagte Berg im Hinblick auf die schwere Börse, die das Sofapolster niederdrückte. „Unserer schlägt sich so mit seinem Gehalte durch. Ich kann Ihnen, was mich selbst anbelangt, sagen . . .“

„Wissen Sie was, mein liebster Berg,“ sagte Rostow, „wenn Sie einmal einen Brief von Hause bekommen und mit einem guten Freunde wieder zusammentreffen, den Sie über allerlei Dinge ausfragen möchten, und wenn ich dann dabei bin, dann werde ich sofort weggehen, um Sie nicht zu stören. Hören Sie, gehen Sie weg, ich bitte Sie darum, irgendwohin, irgendwohin . . . meinetwegen zum Teufel!“ schrie er. Aber sofort faßte er ihn

auch an der Schulter, sah ihm freundlich ins Gesicht und fügte in dem sichtlichen Bemühen, die Grobheit seiner Worte zu mildern, hinzu: „Sie kennen mich ja, seien Sie mir nicht böse, Liebster, Bester; ich rede frisch von der Leber weg, wie zu einem alten Bekannten.“

„Ach, ich bitte Sie, Graf, ich finde es sehr verständlich,“ erwiderte Berg mit seiner gutturalen Aussprache und stand auf.

„Sie könnten ja zu den Wirtsleuten gehen; Sie sind ja von denen eingeladen, zu ihnen zu kommen,“ fügte Boris hinzu.

Berg zog einen ganz saubern Rock, ohne das geringste Fleckchen oder Stäubchen, an, bürstete vor dem Spiegel das Haar an den Schläfen nach oben, so wie es der Kaiser Alexander Pawlowitsch trug, und nachdem er aus Kostows Blick die Überzeugung gewonnen hatte, daß sein feiner Rock gebührend beachtet war, verließ er mit einem angenehmen Lächeln das Zimmer.

„Ach, was bin ich für ein Rindvieh!“ sagte Kostow, während er den Brief las, vor sich hin.

„Wieso denn?“

„Ach, was bin ich für ein Schurke, daß ich kein einziges Mal geschrieben und sie durch mein Schweigen so geängstigt habe. Ach, was bin ich für ein Schurke!“ sagte er noch einmal und errötete plötzlich. „Na also, schicke doch deinen Sawriil nach Wein! Wollen eins trinken!“ sagte er.

Den Briefen seiner Angehörigen lag ein Empfehlungsschreiben an den Fürsten Bagration bei, welches sich die alte Gräfin auf Anna Michailownas Rat durch Vermittlung von Bekannten verschafft und ihrem Sohne geschickt hatte, mit der Bitte, es an den Adressaten gelangen zu lassen und es nach Möglichkeit auszunutzen.

„So ein Unfinn! Dessen bedarf ich auch gerade!“ rief Kostow und warf den Brief unter den Tisch.

„Warum wirfst du denn das da weg?“ fragte Boris.

„Es ist ein Empfehlungsbrief. Hol das Ding der Teufel!“

„Wie kannst du so reden?“ sagte Boris, der den Brief aufhob und die Adresse las. „Dieser Brief ist für dich außerordentlich wertvoll.“

„All so etwas hat für mich keinen Wert; ich will bei niemandem Adjutant werden.“

„Warum denn nicht?“ fragte Boris.

„Das ist ein Sakaiendienst.“

„Du bist, wie ich sehe, immer noch derselbe Idealist,“ sagte Boris kopfschüttelnd.

„Und du bist immer noch derselbe Diplomat. Na, aber darüber wollen wir jetzt nicht reden; wie geht es dir denn eigentlich?“ fragte Kostow.

„Nun, das siehst du ja. Bis jetzt geht es mir ganz gut; aber ich muß dir gestehen, ich möchte sehr gern Adjutant werden und nicht im Frontdienst bleiben.“

„Warum?“

„Nun, wenn man einmal die militärische Laufbahn einschlägt, dann muß man sich doch bemühen, eine möglichst glänzende Karriere zu machen.“

„So, so, deshalb!“ sagte Kostow, der augenscheinlich an etwas anderes dachte.

Er blickte seinem Freunde unverwandt und fragend in die Augen; er suchte offenbar vergeblich eine Antwort auf eine ihm vorschwebende Frage.

Der alte Gavriil brachte Wein.

„Sollen wir jetzt nicht Alfons Karlowitsch wieder herrufen lassen?“ fragte Boris. „Er kann dann mit dir trinken; ich für meine Person bin dazu nicht imstande.“

„Schön, schön, laß ihn rufen! Was ist dieser Deutsche denn

eigentlich für ein Patron?" fragte Rostow mit geringschäkigem Lächeln.

„Er ist ein sehr, sehr guter, ehrenhafter und angenehmer Mensch,“ antwortete Boris.

Rostow blickte ihm noch einmal forschend in die Augen und seufzte. Berg kehrte zurück, und bei der Flasche Wein wurde das Gespräch der drei Offiziere bald lebhafter. Die beiden Gardeoffiziere erzählten dem jungen Rostow von ihrem Marsche, wie man sie in Rußland, in Polen und im Auslande setiert habe. Sie berichteten auch mancherlei über die Ausdrucksweise und das Benehmen ihres Kommandeurs, des Großfürsten, und erzählten Anekdoten von seiner Herzensgüte und seinem auffahrenden Wesen. Berg schwieg wie gewöhnlich, solange das Gespräch ihn nicht persönlich betraf; aber anlässlich der Geschichten von der Hefigkeit des Großfürsten erzählte er mit großem Behagen, wie er in Galizien das Glück gehabt habe, mit dem Großfürsten zu reden, als dieser an den Regimentern vorbeigeritten sei und sich über die Unregelmäßigkeit des Marschierens geärgert habe. Mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesicht erzählte Berg, wie der Großfürst, sehr zornig, zu ihm herangeritten sei und geschrien habe: „Ihr Arnauten!“ („Arnauten“ war das Lieblingschimpfwort des hohen Herrn, wenn er grimmig war) und den Kompagniechef vorgerufen habe.

„Können Sie es glauben, Graf, ich war nicht im geringsten erschrocken; denn ich wußte, daß ich nichts falsch gemacht hatte. Wissen Sie, Graf, ich kann, ohne mich zu rühmen, sagen, daß ich alle Regimentärbefehle auswendig kann und auch das Reglement so gut kenne wie das Vaterunser. Nachlässigkeiten kommen daher in meiner Kompagnie nicht vor, Graf. Mein Gewissen konnte vollkommen ruhig sein. Ich trat also vor ihn hin.“ (Berg stand auf und stellte schauspielerisch dar, wie er mit der Hand am

Mügensschirm vor den Großfürsten hingetreten war. In der That hätte nicht leicht jemand in seinem Gesichte mehr Respekt und mehr Selbstzufriedenheit zum Ausdruck bringen können.) „Da hat er mich nun heruntergemacht, heruntergemacht, heruntergemacht; wie man zu sagen pflegt: in Grund und Boden hat er mich heruntergemacht; ‚Arnauten‘ und ‚nichtswürdige Kerle‘ und ‚nach Sibirien‘, das prasselte nur so,“ erzählte Berg mit schlauem Lächeln. „Aber ich mußte, daß ich nichts falsch gemacht hatte, und darum schwieg ich; tat ich daran nicht ganz recht, Graf? ‚Bist du stumm? Was?‘ schrie er. Ich schwieg immer noch. Und was meinen Sie, Graf? Am andern Tage war die Sache im Tagesbefehl überhaupt nicht erwähnt; so wertvoll ist es, wenn man sich nicht aus der Fassung bringen läßt. Ja, so ist es, Graf,“ schloß Berg, rauchte seine Pfeife an und blies Rauchringe in die Luft.

„Ja, das haben Sie vorzüglich gemacht,“ antwortete Rostow lächelnd.

Aber Boris, welcher merkte, daß Rostow vorhatte, sich über Berg lustig zu machen, lenkte geschickt das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Er bat Rostow, zu erzählen, wie und wo er verwundet worden sei. Diese Aufforderung war Rostow willkommen, und so begann er denn zu erzählen und geriet während der Erzählung immer mehr in Eifer. Er erzählte seinen Zuhörern von dem Kampfe bei Schöngrabern völlig in derselben Weise, in welcher Leute, die an Kämpfen teilgenommen haben, gewöhnlich von diesen Kämpfen erzählen, das heißt so, wie sie wünschen würden, daß die Sache gewesen wäre, so, wie sie es von andern Erzählern gehört haben, so, wie es in der Erzählung sich schön ausnimmt, aber ganz und gar nicht so, wie es sich wirklich zgetragen hat. Rostow war ein wahrheitsliebender junger Mann und hätte um keinen Preis absichtlich eine Unwahrheit gesagt.

Er begann seine Erzählung mit der Absicht, alles genau so darzustellen, wie es geschehen war; aber unmerklich, unabsichtlich und unvermeidlich geriet er in eine unwahre Darstellung hinein. Hätte er diesen Zuhörern, die, wie er selbst, schon unzählige Male Schilderungen von Attaquen gehört und sich danach eine bestimmte Vorstellung von dem Wesen einer Attaque im Kopfe zu rechtgemacht hatten und nun eine dieser Vorstellung genau entsprechende Erzählung von ihm erwarteten, hätte er denen die Wahrheit gesagt, so hätten sie ihm entweder nicht geglaubt, oder sie hätten, was noch schlimmer gewesen wäre, gedacht, Rostow sei selbst schuld daran gewesen, daß er nicht dasselbe erlebt hatte, was Erzähler von Kavallerieattaquen sonst gewöhnlich erlebt haben. Er durfte ihnen nicht einfach erzählen, daß sie alle Trab geritten waren, und daß er vom Pferde gefallen war, sich den Arm gequetscht hatte und dann aus Leibeskräften von den Franzosen weg in den Wald gelaufen war. Außerdem hätte er, um einen wirklich wahrheitsgemäßen Bericht zu liefern, sich mit Anstrengung dazu zwingen müssen, nur das tatsächlich Geschehene zu erzählen. Die Wahrheit zu erzählen ist sehr schwer, und junge Leute sind dessen selten fähig. Seine Zuhörer erwarteten von ihm eine Erzählung, wie eine glühende Kampflust ihn gepackt habe, wie er, kaum von sich selbst wissend, einem Sturmwind gleich, auf das Karree losgeflogen sei, wie er in dasselbe hineingebrochen sei und nach rechts und links dreingehauen habe, wie sein Säbel Menschenfleisch gekostet habe, und wie er selbst endlich erschöpft vom Pferde gesunken sei, und mehr dergleichen. Und so erzählte er ihnen denn lauter solche Dinge.

Mitten in seiner Erzählung, in dem Augenblicke, als er gerade sagte: „Du kannst dir gar keine Vorstellung davon machen, was für ein seltsames Gefühl rasender Wut man im Augenblicke einer Attaque empfindet,“ trat Fürst Andrei Volkonski ins Zimmer,

welchen Boris erwartet hatte. Da Fürst Andrei es liebte, mit jungen Leuten gönnerhaft zu verkehren, und sich geschmeichelt fühlte, wenn sich jemand an ihn mit der Bitte um seine Protektion wandte, und da er gegen Boris freundlich gesinnt war, der es tags zuvor verstanden hatte, ihm zu gefallen, so war er geneigt, den Wunsch des jungen Mannes zu erfüllen. Er war jetzt gerade mit Schriftstücken von Kutusow zum Thronfolger geschickt worden und kam zu dem jungen Manne mit heran, in der Hoffnung, ihn allein zu treffen. Als er ins Zimmer trat und einen Husaren von der Linie erblickte, welcher Kriegsabenteuer erzählte (eine Sorte von Menschen, die Fürst Andrei nicht ausstehen konnte), lächelte er Boris freundlich zu, sah Rostow stirnrunzelnd mit halb zugedrückten Augen an und ließ sich nach einer leichten Verbeugung müde und lässig auf das Sofa nieder. Er fühlte sich unbehaglich, weil er in schlechte Gesellschaft hineingeraten zu sein glaubte. Rostow, der dies merkte, wurde dunkelrot; indes nahm er sich das nicht weiter zu Herzen, da es ja ein fremder Mensch war. Aber als er einen Blick auf Boris warf, sah er, daß auch dieser sich des Husaren von der Linie gewissermaßen schämte. Trotz des unangenehm spöttischen Tones des Fürsten Andrei, trotz der starken Geringschätzung, die Rostow von seinem Standpunkte als Linienoffizier gegen alle diese Herren Adjutanten vom Stabe hegte, zu denen offenbar auch der soeben Eingetretene gehörte, fühlte sich Rostow doch verlegen, errötete und schwieg. Boris erkundigte sich, was man beim Stabe Neues wisse, und was, wenn es nicht indiscret sei, danach zu fragen, über unsere Pläne verlautete.

„Wahrscheinlich werden wir vorrücken,“ antwortete Volkonski, der augenscheinlich in Gegenwart Fremder nicht mehr sagen mochte.

Berg benutzte die Gelegenheit, um mit besonderer Höflichkeit

zu fragen, ob, wie das Gerücht gehe, die Kompagniechefs bei der Linie künftig doppelte Furagegelder bekommen würden. Hierauf antwortete Fürst Andrei lächelnd, in so wichtige Staatsangelegenheiten sei er nicht eingeweiht, und Berg lachte fröhlich.

„Über Ihre Angelegenheit“, wandte sich Fürst Andrei wieder an Boris, „reden wir ein andermal“ (er blickte nach Rostow hin). „Kommen Sie nach der Revue zu mir; wir werden alles tun, was in unsern Kräften steht.“

Er sah sich rings im Zimmer um und wandte sich nun auch an Rostow; er würdigte dessen kindische, unbezwingbare Verlegenheit, die in Ingrimm überging, keiner Beachtung und sagte:

„Sie erzählten ja wohl gerade von dem Kampfe bei Schöngrabern? Sind Sie dabei gewesen?“

„Ja, ich bin dabei gewesen,“ erwiderte Rostow grimmig, als ob er dadurch den Adjutanten zu kränken beabsichtigte.

Bolkonski bemerkte die Stimmung des Husaren recht wohl, und sie kam ihm komisch vor. Ein leises, geringschätziges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Über diesen Kampf hört man jetzt vielerlei Erzählungen,“ sagte er.

„Ja, vielerlei Erzählungen,“ antwortete Rostow mit erhobener Stimme und sah mit wütenden Blicken bald Boris, bald Bolkonski an, „ja, vielerlei Erzählungen; aber unsere Erzählungen, die Erzählungen derjenigen, die selbst im feindlichen Feuer gewesen sind, unsere Erzählungen sind zuverlässig, anders als die Erzählungen der jungen Helden vom Stabe, welche Auszeichnungen einheimfen, ohne etwas getan zu haben.“

„Und zu denen gehöre Ihrer Ansicht nach auch ich?“ fragte Fürst Andrei in ruhigem Tone und mit einem besonders freundlichen Lächeln.

Ein sonderbar gemischtes Gefühl, ein Gefühl der Erbitterung

und zugleich der Hochachtung vor der ruhigen Sicherheit dieses Mannes wurde in Kostows Seele rege.

„Von Ihnen rede ich nicht,“ sagte er. „Ich kenne Sie nicht und habe, offen gestanden, auch gar nicht den Wunsch, Sie kennen zu lernen. Ich rede im allgemeinen von den Offizieren beim Stabe.“

„Nun, hören Sie einmal zu, was ich Ihnen sagen werde,“ unterbrach ihn Fürst Andrei im Tone ruhiger Überlegenheit. „Sie wollen mich beleidigen, und ich gebe gern zu, daß das eine sehr leichte Sache ist, wenn Sie nicht die genügende Selbstachtung besitzen; aber Sie müssen selbst sagen, daß Zeit und Ort dazu sehr übel gewählt sind. In den nächsten Tagen werden wir alle bei einem großen, ernstern Duell mitzuwirken haben; und außerdem kann doch Drubezkoj, der sagt, daß er ein alter Freund von Ihnen sei, nichts dafür, daß mein Gesicht das Unglück gehabt hat, Ihnen zu mißfallen. Ubrigens“, sagte er, indem er aufstand, „kennen Sie ja meinen Namen und wissen, wo ich zu finden bin. Vergessen Sie aber nicht,“ fügte er hinzu, „daß ich weder mich noch Sie irgendwie für beleidigt halte, und als der ältere von uns beiden würde ich Ihnen raten, in dieser Sache nichts weiteres zu tun. Also auf Freitag, nach der Revue; ich erwarte Sie, Drubezkoj; auf Wiedersehen!“ rief Fürst Andrei; den beiden andern Anwesenden machte er eine Verbeugung und verließ das Zimmer.

Dem jungen Kostow fiel erst, als der Fürst schon weg war, ein, was er ihm hätte antworten sollen. Und daß er nicht darauf gekommen war, ihm dies zu sagen, machte ihn noch zorniger. Er ließ sich sogleich sein Pferd bringen und ritt, nach einem trockenen Abschiede von Boris, wieder nach seinem Quartiere zurück. Sollte er morgen nach dem Hauptquartier reiten und diesen Maulhelden von Adjutanten fordern oder die Sache wirklich auf sich beruhen lassen? Diese Frage quälte ihn auf dem ganzen Heim-

wege. Bald dachte er ingrimmig daran, mit welcher Lust er die Angst dieses kleinen, schwächlichen, hochmütigen Menschen der Mündung seiner Pistole gegenüber beobachten werde, bald wurde er sich mit Erstaunen bewußt, daß er von allen Menschen, die er kannte, keinen so lebhaft zum Freunde zu haben begehrte, wie diesen verhaßten Adjutanten.

VIII

Am Tage nach dem Wiedersehen zwischen Boris und Kostow fand die Revue über die österreichischen und über die russischen Truppen statt, und zwar, die letzteren anlangend, sowohl über die frischen, soeben aus Rußland eingetroffenen als auch über diejenigen, die mit Kutusow aus dem Feldzuge zurückgekehrt waren. Diese Revue über die verbündete achtzigtausend Mann starke Armee wurde von beiden Kaisern abgehalten; dem russischen Kaiser stand der Thronfolger, dem österreichischen der Erzherzog zur Seite.

Vom frühen Morgen an rückten die Truppen, die sich mit peinlicher Sorgfalt gesäubert und gepuht hatten, herbei und nahmen auf dem weiten Felde vor der Festung Aufstellung. Hier bewegten sich Tausende von Menschenbeinen und Bajonetten mit wehenden Fahnen heran, machten auf das Kommando der Offiziere Halt, schwenkten ein, gingen um andere, ähnliche Infanteriemassen in anderen Uniformen herum und stellten sich in bestimmten Abständen voneinander auf; dort kam unter gleichmäßigem Getrappel der Pferdehufe und Klirren der Waffen die schmucke Kavallerie, in blauen, roten und grünen gestickten Uniformen, mit den noch bunteren Musikern an der Spitze, auf Rappen, Füchsen und Grauschimmeln; dort kroch in lang ausgedehntem Zuge, unter dem metallischen Getöse der auf ihren Lafetten

zitternden, wohlgesäuberten, glänzenden Kanonen und mit dem Geruche ihrer Luntensköcke die Artillerie in den Zwischenraum zwischen Infanterie und Kavallerie hinein und ordnete sich an den ihr angewiesenen Plätzen. Nicht nur die Generale in voller Paradeuniform, die dicken und dünnen Taillen soviel als nur irgend möglich zusammengeschnürt, die roten Hälse von hohen Kragen umschlossen, mit Schärpen und sämtlichen Orden, nicht nur die pomadisierten, geschniegelten Offiziere, sondern auch jeder Soldat mit dem frisch gewaschenen und rasierten Gesichte und den bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit blankgeputzten Ausrüstungsstücken, ja jedes Pferd, so sorgsam behandelt, daß sein Fell wie Atlas schimmerte und in der feuchten Mähne ein Härchen neben dem andern lag: alle hatten sie das Gefühl, daß etwas Ernstes, Wichtiges, Feierliches vorgehen solle. Jeder General und jeder Soldat wurde sich seiner eigenen Unbedeutendheit bewußt, kam sich wie ein Sandkörnchen in diesem Meere von Menschen vor und hatte doch gleichzeitig das Gefühl seines eigenen Wertes, indem er sich sagte, daß er ein Teil dieses gewaltigen Ganzen sei.

Am frühen Morgen hatte diese angestrengte, eifrige Geschäftigkeit begonnen, und um zehn Uhr war alles so in Ordnung gekommen, wie es verlangt war. Alles stand auf dem gewaltigen Felde in Reih und Glied. Die ganze Armee war in drei Linien aufgestellt: vorn die Kavallerie, dahinter die Artillerie, noch weiter nach hinten die Infanterie. Zwischen je zwei Linien war eine Art von Straße.

Scharf unterschieden sich in dieser Armee voneinander drei Teile: erstens das Kutusowsche Heer (auf dessen rechtem Flügel in der vordersten Linie die Pawlograder standen), zweitens die soeben aus Rußland gekommenen Linien- und Garderegimenter, und drittens das österreichische Heer. Aber alle standen sie in

denselben drei Linien und unter demselben Oberbefehl und in derselben Ordnung.

Wie ein Wind durch die Blätter fährt, so pflanzte sich durch die Menschenreihen ein aufgeregtes Flüstern fort: „Sie kommen, sie kommen!“ Man hörte einzelne ängstliche Zurufe, und wie eine Welle ging durch die ganze Truppenmasse eine durch die letzten Vorbereitungen hervorgerufene unruhige Bewegung.

Vorn, aus der Richtung von Olmütz her, wurde eine sich nähernde Reitergruppe sichtbar. Und gerade in diesem Augenblicke lief, obwohl es sonst ein windstillter Tag war, ein leichter Windhauch über das Heer hin und ließ die Lanzenfähnchen flattern und die entrollten Fahnen ein wenig gegen ihre Stangen schlagen. Es war, als ob die Armee selbst durch diese leise Bewegung ihre Freude über das Herannahen der Kaiser zum Ausdruck bringen wolle. Eine einzelne Stimme rief: „Stillgestanden!“ Dann wiederholten, wie Hähne in der Morgenfrühe, viele Stimmen an verschiedenen Stellen dasselbe Kommando. Und alles wurde still.

In der Totenstille hörte man nur das Trappeln von Pferden. Das waren die Kaiser mit ihrer Suite. Die Kaiser ritten zu dem einen Flügel hin, und es ertönten die Trompeten des ersten Kavallerieregimentes, die den Generalmarsch bliesen. Es war, als ob da nicht die Trompeten bliesen, sondern als ob das Heer selbst, über die Annäherung der Kaiser erfreut, wie ein einziger Organismus diese Töne hervorbrächte. Durch diese Töne hindurch erscholl vernehmlich eine einzelne jugendliche, freundliche Stimme, die Stimme des Kaisers Alexander. Er sprach den üblichen Gruß, und das erste Regiment schrie: „Hurra!“ so betäubend, -langgedehnt und freudig, daß die Leute selbst über die gewaltige Zahl und Stärke der Masse, die sie bildeten, einen Schreck bekamen.

Kostow stand in den ersten Reihen des Kutusowschen Heeres, an welches der Kaiser zuerst heranritt, und war von denselben Empfindungen erfüllt wie jeder Mann dieses Heeres: von einem Gefühle der Selbstvergessenheit, von einem stolzen Machtbewußtsein und von einer leidenschaftlichen Begeisterung für den, welcher die Ursache dieser feierlichen Veranstaltung war.

Er fühlte, daß es nur eines einzigen Wortes aus dem Munde dieses Mannes bedurfte, und diese gewaltige Menschenmasse (auch er selbst, der, ein winziges Sandkorn, zu ihr gehörte) würde sich ins Feuer und ins Wasser stürzen, zu Verbrechen schreiten, in den Tod gehen oder die glorreichsten Taten vollbringen, und es kam ihn ein Zittern an, das Herz wollte ihm stillstehen angesichts dieses herannahenden Wortes.

„Hurra! Hurra! Hurra!“ klang es donnernd aus zahllosen Kehlen, und ein Regiment nach dem andern empfing den Kaiser mit den Klängen des Generalmarsches; wieder „Hurra!“ und Generalmarsch, und wieder „Hurra!“ und „Hurra!“ Und diese Töne flossen, immer mehr wachsend und anschwellend, zu einem betäubenden Getöse zusammen.

Jedes Regiment glich, solange der Kaiser noch nicht bis zu ihm hingelangt war, in seiner Stummheit und Regungslosigkeit einem leblosen Körper; sowie aber der Kaiser sich ihm näherte, gewann es Leben und rief laut und kräftig seinen Gruß, indem es in den donnernden Ruf der ganzen Linie einstimmte, an der der Kaiser bereits entlang geritten war. Bei dem furchtbaren, betäubenden Tone dieser Stimmen bewegten sich zwischen diesen Truppenmassen, die ohne sich zu regen wie versteinert in ihren Karrees dastanden, lässig, aber in symmetrischen Gruppen und vor allem frei und unbehindert die mehrere hundert Reiter zählende Suite und an ihrer Spitze zwei Männer: die beiden Kaiser. Auf diese beiden konzentrierte sich ungeteilt die leidens-

schaftliche, aber äußerlich beherrschte Aufmerksamkeit dieser ganzen Menschenmasse.

Dem schönen, jugendlichen Kaiser Alexander, in der Uniform der Chevaliergardisten, auf dem Kopfe den Dreimaster mit aufgeschlagenen Krempen, mit seinem freundlichen Gesichte und der wohlklingenden, mäßig lauten Stimme, fiel von dieser allgemeinen Aufmerksamkeit der Löwenanteil zu.

Kostow stand nicht weit von der Regimentsmusik; mit seinen scharfen Augen hatte er den Kaiser schon von weitem erkannt und verfolgte sein Herankommen. Als sich der Kaiser bis auf zwanzig Schritt genähert hatte und Nikolai das schöne, jugendliche, glückstrahlende Gesicht des Herrschers deutlich in allen Einzelheiten erkennen konnte, da wurde in seiner Seele ein Gefühl der Rührung und der Begeisterung wach, wie er es bisher noch nie gekannt hatte. Alles an dem Kaiser schien ihm bezaubernd, jeder Gesichtszug, jede Bewegung.

Als der Kaiser vor die Front des Pawlograder Regiments gelangt war, hielt er an, sagte zu dem Kaiser von Oesterreich etwas auf französisch und lächelte.

Kostow, der dieses Lächeln sah, begann unwillkürlich selbst zu lächeln und fühlte, wie die Liebe zu seinem Kaiser in seinem Herzen noch stärker anschwell. Gern hätte er seine Liebe zum Kaiser irgendwie zum Ausdruck gebracht. Er mußte, daß das ein Ding der Unmöglichkeit war, und hätte beinahe losgeweint. Der Kaiser rief den Regimentskommandeur vor und sagte zu ihm einige Worte.

„O Gott, wie würde mir zumute sein, wenn der Kaiser mich anredete!“ dachte Kostow. „Ich würde sterben vor Glückseligkeit.“

Der Kaiser wandte sich auch an die Offiziere:

„Ihnen allen, meine Herren“ (jedes Wort klang Kostow wie ein Ton vom Himmel), „danke ich von ganzem Herzen.“

Wie glücklich wäre Rostow gewesen, wenn er jetzt hätte für seinen Zaren sterben können.

„Sie haben Ihre Georgsfahnen verdient und werden sich ihrer auch künftig würdig zeigen.“

„Könnte ich nur für ihn sterben, für ihn sterben!“ dachte Rostow.

Der Kaiser sagte noch etwas, was Rostow nicht deutlich verstand, und die Husaren schrien so kräftig: „Hurra!“ als ob sie sich die Brust auseinandersprenge wollten.

Rostow schrie, sich auf den Sattel niederbeugend, gleichfalls aus voller Kraft mit und hätte sich mit diesem Schreien sogar gern Schaden getan, wenn er nur seine Begeisterung für den Kaiser so recht hätte dokumentieren können.

Der Kaiser hielt noch einige Sekunden vor der Front des Husarenregimentes, wie wenn er über etwas, was er tun wollte, unschlüssig wäre.

„Wie kann der Kaiser unschlüssig sein?“ dachte Rostow; aber dann erschien ihm sogar diese Unschlüssigkeit als etwas Majestätisches und Bezauberndes, wie eben alles, was der Kaiser tat.

Die Unentschlossenheit des Kaisers hatte nur einen Moment gedauert. Sein Fuß berührte mit der schmal zulaufenden Stiefelspitze, wie man sie damals trug, die Flanke der anglisierten braunen Stute, die er ritt; seine Hand im weißen Handschuh faßte die Zügel fester, und er entfernte sich, begleitet von dem unordentlich wogenden Meere der Adjutanten. Weiter und weiter ritt er, bei anderen Regimentern anhaltend, davon, und schließlich konnte Rostow nur noch seinen weißen Federbusch aus der Suite, die die Kaiser umgab, herauserkennen.

Unter den Herren in der Suite hatte Rostow auch Volkonski bemerkt, der lässig und schlaff auf seinem Pferde saß. Es war ihm sein gestriger Streit mit dem Adjutanten eingefallen, und er

legte sich nun die Frage vor, ob es angemessen sei, ihn zum Duell zu fordern oder nicht. „Natürlich ist es nicht angemessen,“ war jetzt Rostows Anschauung. „Wie kann man an dergleichen denken und von dergleichen reden in einem Augenblicke, wie der jetzige? In einem Augenblicke, wo man von einem solchen Gefühl der Liebe, der Begeisterung und Selbstverleugnung erfüllt ist, was bedeuten da alle unsere Zänkereien und wechselseitigen Beleidigungen? Jetzt liebe ich alle Menschen und verzeihe allen Menschen,“ dachte Rostow.

Nachdem der Kaiser fast bei allen Regimentern entlang geritten war, zogen die Truppen bei ihm im Parademarsch vorüber, und Rostow ritt auf dem „Beduinen“, den er dem Rittmeister Denisow kürzlich abgekauft hatte, als Schließender seiner Eskadron, d. h. allein und dem Kaiser völlig frei sichtbar.

Als er noch nicht ganz bis zum Kaiser gelangt war, gab Rostow, ein vorzüglicher Reiter, seinem „Beduinen“ zweimal die Sporen und brachte ihn glücklich zu der wilden Trabart, die der „Beduine“, auf diese Weise gereizt, oft anschlug. Das Tier bog das schäumende Maul gegen die Brust, spreizte den Schweif ab und schien, indem es die Beine hoch hinaufwarf und grazios wechselte, in der Luft zu fliegen, ohne die Erde zu berühren; so kam der „Beduine“, der ebenfalls zu fühlen schien, daß der Blick des Kaisers auf ihm ruhte, vorzüglich vorbei.

Rostow selbst streckte die Beine nach hinten, zog den Bauch ein, und sich eins mit seinem Pferde fühlend, ritt er mit finsterem, aber glücklichem Gesichte „wie ein wahrer Satan“, nach Denisows Ausdrücke, an dem Kaiser vorüber.

„Brave Burschen, die Pawlograder!“ sagte der Kaiser.

„O Gott, o Gott, wie glücklich wäre ich, wenn er mir beföhle, mich jetzt auf der Stelle ins Feuer zu stürzen,“ dachte Rostow.

Als die Revue beendet war, traten die Offiziere, sowohl die

neu angekommenen als auch die Kutusowschen, zu einzelnen Gruppen zusammen und unterhielten sich miteinander über Orden und Beförderungen, über die Oesterreicher und deren Uniformen und militärische Leistungen, über Bonaparte, und wie schlecht es ihm jetzt ergehen werde, namentlich wenn noch das Essensche Korps herankomme und Preußen auf unsere Seite trete.

Aber am allermeisten redeten sie in allen Gruppen vom Kaiser Alexander; sie machten einander von jedem seiner Worte, von jeder seiner Bewegungen Mitteilung und waren davon entzückt und begeistert.

Alle hatten nur einen Wunsch: unter Anführung des Kaisers recht bald gegen den Feind vorzurücken. Unter dem persönlichen Kommando des Kaisers mußten sie ja siegen, wer auch immer ihnen gegenüberstand; so dachten nach der Revue Rostow und die allermeisten Offiziere.

Alle glaubten nach der Revue mit größerer Zuversicht an einen bevorstehenden Sieg, als sie es nach zwei gewonnenen Schlachten hätten tun können.

IX

Am Tage nach der Revue legte Boris seine feinste Uniform an und ritt, von den besten Wünschen seines Kameraden Berg für guten Erfolg begleitet, nach Osmütz zu Volkonski, in der Absicht, sich dessen wohlwollende Gesinnung zunutze zu machen und sich eine recht angenehme Stellung zu verschaffen, am liebsten eine Adjutantenstelle bei irgendeiner hochgestellten Persönlichkeit; denn eine solche Stelle erschien ihm als die verlockendste in der ganzen Armee. „Ja,“ dachte er, „dieser Rostow, der von seinem Vater fortwährend Summen von vielen tausend Rubeln geschickt bekommt, der hat gut reden, daß er sich vor

niemand büßen und niemandes Sakai werden wolle. Aber ich, der ich nichts besitze als meinen Kopf, muß eifrig für meine Karriere sorgen und darf günstige Gelegenheiten nicht unbenutzt lassen.“

In Olmütz traf er an diesem Tage den Fürsten Andrei nicht an. Aber der Anblick dieser Stadt, wo sich das Hauptquartier und das diplomatische Korps befand, und wo die beiden Kaiser mit ihren Suiten, mit dem Hofstaate und mit den sonstigen ihnen nahe stehenden Persönlichkeiten wohnten, ließ seinen Wunsch, auch zu dieser höheren Welt zu gehören, nur noch lebhafter und stärker werden.

Er kannte hier niemand, und trotz seiner eleganten Gardeuniform standen, wie es schien, alle diese hohen Herren, teils Hofleute, teils Militärs, die mit Federbüschen, Orden und breiten Ordensbändern in prächtigen Equipagen eilig durch die Straßen rollten, so unermesslich hoch über ihm, dem simplen Gardefähnrich, daß sie sich um seine Existenz nicht kümmern mochten, ja auch wohl gar nicht konnten. In dem Quartiere des Oberkommandierenden Kutusow, wo er nach Volkonski fragte, sahen ihn alle diese Adjutanten und sogar die Burschen so an, als ob sie ihm zu verstehen geben wollten, solche Offiziere, wie er, trieben sich hier massenhaft umher und seien ihnen schon zum Überdruß geworden. Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen, ritt er am folgenden Tage, dem 15., nach dem Mittagessen wieder nach Olmütz, ging in das von Kutusow bewohnte Haus und fragte nach Volkonski. Fürst Andrei war zu Hause, und Boris wurde in einen großen Saal geführt, der wahrscheinlich früher als Tanzsaal gedient hatte, jetzt aber fünf Betten und verschiedene andere Möbel enthielt: einen Tisch, Stühle und ein Klavier. Ein Adjutant saß nicht weit von der Thür in einem persischen Schlafrocke am Tische und schrieb. Ein anderer, ein

dieser Mensch mit rotem Gesichte (es war Nesvizli) lag auf einem Bette, hatte die Hände unter den Kopf gelegt und unterhielt sich lachend mit einem andern neben ihm sitzenden Offizier. Ein dritter spielte auf dem Klavier einen Wiener Walzer, und ein vierter lag auf dem Klavier und sang dazu. Volkonski war nicht anwesend. Obwohl diese Herren den eintretenden Boris bemerkten, sah sich doch keiner von ihnen veranlaßt, seine Haltung zu ändern oder seine Beschäftigung zu unterbrechen. Der, welcher schrieb und an den sich Boris wandte, drehte sich ärgerlich nach ihm um und sagte ihm, Volkonski habe Dejour; wenn er ihn sprechen wolle, so möge er durch die Thür links in das Wartezimmer gehen. Boris bedankte sich und ging in das Wartezimmer. In dem Wartezimmer befanden sich etwa zehn Offiziere, darunter auch einige Generale.

In dem Augenblicke, als Boris eintrat, hörte Fürst Andrei gerade, die Augen geringschätzig halb zukneifend (mit jener eigenartigen Miene höflicher Müdigkeit, welche deutlich sagt: „Wenn es nicht meine Pflicht wäre, würde ich keinen Augenblick länger mit Ihnen reden“), einen alten, mit Orden geschmückten russischen General an, der in strammer Haltung, beinahe auf den Fußspitzen, mit dem Ausdruck einer sonst nur bei den untersten Rangstufen üblichen Unterwürfigkeit auf dem blauroten Gesichte ihm etwas meldete.

„Sehr schön, haben Sie die Güte ein wenig zu warten,“ sagte er zu dem General auf russisch, aber mit jener französischen Klangfärbung, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn er geringschätzig sprechen wollte. Nun bemerkte er Boris, nickte ihm zu und ging ihm freundlich lächelnd entgegen, ohne sich weiter um den General zu kümmern, der ihm nachlief und ihn flehentlich bat, ihm noch einen Augenblick Gehör zu schenken.

Bei diesem Anblicke wurde sich Boris völlig klar über etwas,

was er auch schon früher vermutet hatte, daß nämlich in der Armee außer derjenigen Subordination und Disziplin, von der das Reglement handelte, und die im Regimente bekannt war, und die auch er kannte, noch eine andere, wichtigere Subordination existierte, diejenige Subordination, welche diesen General mit der festumschnürten Taille und dem blauroten Gesichte zwang, respektvoll so lange zu warten, als der Hauptmann Fürst Andrei größeres Vergnügen daran fand, sich mit dem Fähnrich Drubezkoj zu unterhalten. Mit größerer Entschiedenheit als je vorher faßte Boris jetzt den Entschluß, künftig nicht auf der Grundlage jener im Reglement festgesetzten Subordination, sondern auf der Grundlage dieser ungeschriebenen zu dienen. Er war sich jetzt bewußt, daß er, einzig und allein infolge der Empfehlung an den Fürsten Andrei, bereits auf einmal höher stand als ein General, der unter andern Umständen, nämlich bei der Truppe, ihn, den Gardefähnrich, hätte geradezu vernichten können.

Fürst Andrei trat zu ihm und ergriff seine Hand.

„Es tut mir außerordentlich leid, daß Sie mich gestern verfehlt haben. Ich habe den ganzen Tag über mit den Deutschen meine Pladerei gehabt. Ich war mit Weyrother hingeritten, um die Disposition nachzuprüfen. Na, und wenn die Deutschen erst mit ihrer Gründlichkeit anfangen, da ist kein Ende zu finden.“

Boris lächelte, als hätte er Verständnis für das, was Fürst Andrei wie etwas allgemein Bekanntes andeutete. Aber er hörte den Namen Weyrother und sogar das Wort Disposition in diesem Sinne zum erstenmal.

„Nun also, mein Lieber, haben Sie noch den Wunsch, Adjutant zu werden? Ich habe diese Zeit her wiederholt an Sie gedacht.“

„Ja, ich dachte den Oberkommandierenden darum zu bitten,“ antwortete Boris mit unwillkürlichem Erröten. „Fürst Kuragin

hat an ihn einen Empfehlungsbrief für mich geschrieben. Ich wollte nur deswegen darum bitten," fügte er wie zur Entschuldigung hinzu, „weil ich fürchte, daß die Garde nicht ins Gefecht kommt.“

„Schön, schön! Wir wollen über all das noch genauer reden," sagte Fürst Andrei. „Erlauben Sie nur, daß ich zuerst diesen Herrn anmelde; dann stehe ich vollständig zu Ihren Diensten.“

Während Fürst Andrei zu Kutusow hineinging, um den General mit dem blauroten Gesichte anzumelden, fixierte dieser General, der offenbar Boris' Ansicht über die Vorzüge der ungeschriebenen Subordination nicht teilte, den dreisten Fähnrich, der ihn gehindert hatte, sein Gespräch mit dem Adjutanten zu Ende zu bringen, so hartnäckig, daß es diesem unbehaglich wurde. Er wandte sich ab und wartete ungeduldig auf des Fürsten Andrei Rückkehr aus dem Arbeitszimmer des Oberkommandierenden.

„Sehen Sie, mein Lieber, ich habe über Ihre Angelegenheit nachgedacht," sagte Fürst Andrei, nachdem sie in den großen Saal mit dem Klavier gegangen waren. „Daß Sie zu dem Oberkommandierenden gehen, hat keinen Zweck; er wird Ihnen einen Haufen Liebenswürdigkeiten sagen, wird Sie zum Diner einladen" („Das wäre noch nicht so übel für mein künftiges Dienen auf der Grundlage jener Subordination," dachte Boris); „aber weiter wird dabei für Sie nichts herauskommen; wir Adjutanten und Ordonnanzoffiziere werden bald ein ganzes Bataillon sein. Aber wir wollen die Sache so machen: der Generaladjutant Fürst Dolgorukow, ein ganz vortrefflicher Mensch, ist ein guter Freund von mir. Nun wissen Sie das zwar vielleicht noch nicht, aber die Sache ist tatsächlich die, daß jetzt Kutusow mit seinem Stabe und wir alle geradezu nichts mehr zu sagen haben; alle Fäden laufen jetzt beim Kaiser zusammen. Also da wollen wir uns an Dolgorukow wenden; ich muß

sowie so zu ihm hingehen und habe mit ihm schon von Ihnen gesprochen; wir wollen sehen, ob er eine Möglichkeit findet, Sie bei sich oder irgendwo dort in der Nähe der Sonne unterzubringen.“

Fürst Andrei wurde immer besonders lebhaft und regsam, wenn er in die Lage kam, einem jungen Manne Anleitung zu geben und ihm in der gesellschaftlichen Sphäre zu Erfolg zu verhelfen. Unter dem Vorwande, für einen andern eine Hilfe zu erbitten, die er für sich selbst aus Stolz niemals angenommen hätte, trat er gern in nähere Berührung mit jenen Kreisen, von denen aller Erfolg abhing, und die auf ihn eine starke Anziehungskraft ausübten. So nahm er sich denn des jungen Boris mit großem Vergnügen an und ging mit ihm zum Fürsten Dolgorukow.

Es war schon spät abends, als sie in das Usmüger Schloß hineingingen, wo die Kaiser und ihr Gefolge wohnten. An eben diesem Tage hatte ein Kriegsrat stattgefunden, an welchem die sämtlichen Mitglieder des Hofkriegsrates und beide Kaiser teilgenommen hatten. Bei dieser Beratung war gegen die Ansicht zweier bejahrter Herren, nämlich Kutusows und des Fürsten Schwarzenberg, beschlossen worden, unverzüglich anzugreifen und Bonaparte eine Hauptschlacht zu liefern. Als Fürst Andrei, von Boris begleitet, in das Schloß kam, um den Fürsten Dolgorukow aufzusuchen, war der Kriegsrat soeben beendet. Jedermann im Hauptquartier stand noch unter dem starken Eindrucke der heutigen, für die Partei der Jüngeren siegreichen Sitzung. Die Stimmen der Zauderer, welche geraten hatten, noch einige Zeit mit dem Angriffe zu warten, waren so einmütig übertönt und ihre Gründe durch so unzweifelhafte Beweise von der Vorteilhaftigkeit eines Angriffs widerlegt worden, daß das, worüber im Kriegsrate gehandelt war, nämlich die bevorstehende Schlacht und der zweifellose Sieg, nicht mehr als etwas der Zukunft,

sondern als etwas der Vergangenheit Angehöriges erschien. Alle Vorteile waren auf unserer Seite: gewaltige Streitkräfte, denen die Napoleons unzweifelhaft nicht gleichkamen, waren an einem Punkte zusammengezogen; die Truppen waren durch die Anwesenheit der Kaiser begeistert und brannten vor Kampfbegierde; der strategische Punkt, auf dem gekämpft werden sollte, war dem österreichischen General Weyrother, der die Truppen führte, bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt (es erschien als ein glücklicher Zufall, daß die österreichischen Truppen im vorigen Jahre ein Manöver gerade auf dem Terrain abgehalten hatten, auf dem jetzt die Schlacht mit den Franzosen stattfinden sollte), und genaue Karten des Terrains waren an alle Beteiligten verteilt; und Bonaparte, der sich offenbar schwach fühlte, unternahm nichts.

Dolgorukow, einer der eifrigsten Vertreter der Ansicht, daß man angreifen müsse, war soeben aus der Sitzung zurückgekommen, ermüdet und abgemattet, aber doch lebhaft erregt und stolz auf den errungenen Sieg. Fürst Andrei stellte ihm den von ihm protegierten Offizier vor; aber Fürst Dolgorukow drückte diesem zwar höflich und mit Wärme die Hand, redete ihn jedoch nicht an; es drängte ihn offenbar unwiderstehlich, die Gedanken auszusprechen, die ihn in diesem Augenblicke stärker als alles andere beschäftigten. Er wandte sich an den Fürsten Andrei und sagte auf französisch mit Lebhaftigkeit und in abgerissener Rede-weise:

„Nun, mein Lieber, was haben wir für einen Kampf zu bestehen gehabt! Gott gebe nur, daß derjenige Kampf, der die Folge davon sein wird, ebenso siegreich ausgehe. Aber, mein Lieber, ich muß bekennen, daß ich den Österreichern, und namentlich diesem Weyrother, nicht das Wasser reiche. Welch eine Akkuratess, Welch eine Durchdringung der Einzelheiten, Welch

eine Kenntniss der Ortlichkeit, Welch ein Vorhersehen aller Möglichkeiten, aller Umstände, aller, auch der kleinsten Details! Nein, mein Lieber, günstigere Umstände als die, in denen wir uns jetzt befinden, könnte man sich mit aller Mühe nicht ausdenken. Eine Vereinigung österreichischer Sorgsamkeit und russischer Tapferkeit, — was will man mehr?"

„Also ist der Angriff definitiv beschlossen?“ fragte Volkonski.

„Und wissen Sie, mein Lieber, mir scheint, daß Bonaparte tatsächlich mit seinem Latein zu Ende ist. Sie wissen, daß der Kaiser heute einen Brief von ihm bekommen hat.“ Dolgorukow lächelte bedeutsam.

„Ei so etwas! Nun, was schreibt er denn?“ fragte Volkonski.

„Was kann er denn schreiben? Wischiwaschi, alles nur mit der Absicht, Zeit zu gewinnen. Ich sage Ihnen: wir haben ihn vollständig in der Hand; das ist sicher! Aber was das Amüsanteste ist,“ fuhr er fort und lachte dabei gutmütig, „wir konnten absolut keine angemessene Fassung der Adresse für die Antwort finden. Wenn man nicht: ‚An den Konsul‘ adressieren wollte und selbstverständlich auch nicht: ‚An den Kaiser‘, so empfahl es sich, wie mir schien: ‚An den General Bonaparte‘ zu schreiben.“

„Aber ob man ihm den Kaisertitel vorenthält oder ihn so schlechtweg als General Bonaparte bezeichnet, dazwischen ist doch ein großer Unterschied,“ meinte Volkonski.

„Das ist's ja eben!“ unterbrach ihn Dolgorukow schnell und lachte von neuem. „Sie kennen Bilibin; er ist ein sehr fluger Mensch; der schlug vor, zu adressieren: ‚An den Usurpator und Feind des Menschengeschlechtes‘.“

Dolgorukow lachte vergnügt.

„Nichts Schlimmeres?“ bemerkte Volkonski.

„Aber dann hat Bilibin doch im Ernste einen passenden Titel für die Adresse gefunden. Er ist ein scharfsinniger, fluger Mensch.“

„Nun, welchen denn?“

„An das Oberhaupt der französischen Regierung, au chef du gouvernement français,“ sagte Fürst Dolgorukow ernst und mit Behagen. „Nicht wahr, das ist gut?“

„Ja, aber ihm wird es sehr mißfallen,“ bemerkte Volkonski.

„O, sehr, sehr! Mein Bruder kennt ihn; der hat in Paris mehrere Male bei ihm, dem jetzigen Kaiser, gespeist und hat mir gesagt, er habe nie in seinem Leben einen schlaueren, listigeren Diplomaten kennen gelernt. Wissen Sie: eine Vereinigung französischer Gewandtheit und italienischer Verstellungskunst. Kennen Sie die Geschichte von Bonaparte und dem Grafen Markow? Graf Markow, das war der einzige, der mit ihm umzugehen wußte. Sie kennen die Geschichte von dem Taschentuche? Die ist allerliebste!“

Und nun erzählte der redselige Dolgorukow, indem er sich bald an Boris, bald an den Fürsten Andrei wandte, wie Bonaparte, um unsern Gesandten Markow auf die Probe zu stellen, vor ihm stehend absichtlich sein Taschentuch habe fallen lassen und ihn dann, doch wohl in der Erwartung eines Gefälligkeitsdienstes von seiten Markows, angesehen habe, und wie Markow sogleich sein eigenes Taschentuch habe daneben fallen lassen und das seinige aufgehoben habe, aber nicht das Tuch Bonapartes.

„Sehr nett,“ sagte Volkonski. „Aber was ich sagen wollte, Fürst, ich bin als Fürsprecher für diesen jungen Mann zu Ihnen gekommen. Bitte, sehen Sie zu, ob . . .“

Aber Fürst Andrei konnte seinen Satz nicht zu Ende sprechen, da ein Adjutant ins Zimmer trat und den Fürsten Dolgorukow zum Kaiser rief.

„Ach, wie ärgerlich!“ sagte Dolgorukow, stand schnell auf und drückte dem Fürsten Andrei und Boris die Hand. „Sie wissen, daß ich mich sehr freue, für Sie und für diesen liebenswürdigen

jungen Mann alles zu tun, was in meinen Kräften steht.“ Er drückte Boris noch einmal die Hand mit dem Ausdrücke gutmütiger Aufrichtigkeit und munterer Harmlosigkeit. „Aber Sie sehen . . . Ein andermal!“

Den jungen Fähnrich Boris regte der Gedanke auf, wie nah er sich in diesem Augenblicke der höchsten Instanz befand. Hier fühlte er sich in Berührung mit jenen Triebfedern, von welchen alle jene gewaltigen Massen in Bewegung gesetzt wurden; wenn er dagegen bei seinem Regimente war, so hatte er die Empfindung, daß er nur ein kleiner, gehorsamer, unbedeutender Teil dieser Massen sei. Fürst Andrei und er traten nach dem Fürsten Dolgorukow ebenfalls auf den Korridor hinaus und begegneten dort einem Herrn, der aus derselben Tür zu dem Zimmer des Kaisers herauskam, in welche Dolgorukow hineinging. Er trug Zivil, war von kleiner Statur, noch jung und hatte ein kluges Gesicht, das durch den vorstehenden Untertier einen strengen, scharfen Zug erhielt; aber dieser Zug entstellte sein Gesicht nicht, sondern ließ dasselbe vielmehr besonders lebhaft und ausdrucksfähig erscheinen. Dieser kleine Herr nickte dem Fürsten Dolgorukow wie einem guten Bekannten zu; den Fürsten Andrei sah er mit einem kalten Blicke starr an, ging gerade auf ihn zu und erwartete offenbar, daß Fürst Andrei ihn grüßen oder ihm Platz machen werde. Fürst Andrei jedoch tat weder das eine noch das andere; er machte ein ärgerliches Gesicht, und der junge Mann wandte den Kopf weg und ging mehr nach der Seitenwand des Korridors zu an ihnen vorüber.

„Wer war das?“ fragte Boris.

„Das ist einer von den einflußreichsten, aber mir unangenehmsten Menschen. Es ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fürst Adam Czartoryski. Das sind die Leute,“ sagte Volkonski, während sie aus dem Schlosse hinausgingen,

mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, „das sind die Leute, die das Schicksal der Völker entscheiden.“

Am andern Tage setzten sich die Truppen in Marsch, und Boris fand vor der Schlacht bei Austerlitz keine Zeit mehr, den Fürsten Volkonski oder den Fürsten Dolgorukow aufzusuchen, und blieb daher vorläufig noch im Ismailler Regimente.

X

In der Morgenfrühe des 16. November brach Denisows Eskadron, in welcher Nikolai Rostow stand, und die zur Abtheilung des Fürsten Bagration gehörte, aus ihrem Quartiere auf. Es hieß, sie werde ins Gefecht kommen; aber nachdem sie, hinter anderen Kolonnen einherziehend, ungefähr eine Werst zurückgelegt hatte, erhielt sie Befehl, sich neben der Chaussee aufzustellen. Rostow sah, wie eine Kosakenabtheilung an seiner Eskadron vorbei weiterzog, desgleichen die erste und zweite Eskadron seines Husarenregimentes, und Infanteriebataillone und Artillerie, und wie die Generale Bagration und Dolgorukow mit ihren Adjutanten vorbeiritten. All die Furcht, der er an diesem Tage, ebenso wie früher, vor dem Gefechte unterworfen gewesen war, der ganze innere Kampf, mittels dessen er diese Furcht überwunden hatte, all seine Phantasien, in denen er sich ausgemalt hatte, wie er sich so recht husarenmäßig in diesem Gefechte auszeichnen wolle: das alles war nun vergebens gewesen. Seine Eskadron wurde in der Reserve zurückbehalten, und Nikolai Rostow verbrachte diesen Tag in recht langweiliger, verdrießlicher Weise. Zwischen acht und neun Uhr vormittags hörte er von vorn her Schießen und Hurrarufen, sah, wie Verwundete zurücktransportiert wurden (es waren ihrer nicht viele), und schließlich, wie inmitten einer Kosakeneskadron eine ganze

Abteilung gefangener französischer Kavalleristen vorbeigeführt wurde. Offenbar war das Gefecht beendet, und es war augenscheinlich nicht groß, aber glücklich gewesen. Die auf dem Rückmarsche vorbeikommenden Soldaten und Offiziere erzählten von einem glänzenden Siege, von der Einnahme der Stadt Wischau und von der Gefangennahme einer ganzen französischen Eskadron. Nach einem starken Nachtfroste war es ein klarer, sonniger Tag geworden; zu dem heiteren Glanze des Herbsttages kam nun noch die Siegesnachricht, die man nicht nur aus den Erzählungen der Teilnehmer am Kampfe erfuhr, sondern auch durch die frohen Mienen der Soldaten, Offiziere, Generale und der nach der einen und nach der andern Seite vorbeisprengenden Adjutanten bestätigt fand. Um so schmerzlicher zog sich Nikolais Herz zusammen, der die ganze Furcht, die bei ihm immer einem Kampfe vorherging, vergeblich durchgemacht hatte und diesen heiteren Tag in Untätigkeit hatte verbringen müssen.

„Komm her, Kostow, wir wollen unsern Kummer vertrinken!“ rief Denisow, der sich am Rande der Chaussee bei einer Flasche und einem kalten Imbiß niedergelassen hatte.

Die Offiziere versammelten sich im Kreise um Denisows Proviantkorb, aßen und redeten miteinander.

„Da bringen sie noch einen!“ sagte einer von ihnen und zeigte auf einen gefangenen französischen Dragoner, den zwei Kosaken zu Fuß vorbeitransportierten.

Der eine von ihnen führte das dem Gefangenen abgenommene große, schöne französische Pferd am Zügel.

„Verkaufe doch das Pferd!“ rief Denisow dem Kosaken zu.

„Gern, Euer Wohlgeboren . . .“

Die Offiziere standen auf und umringten die Kosaken und den gefangenen Franzosen. Der französische Dragoner war ein junger Bursche, ein Elsässer, der Französisch mit deutscher Fär-

bung sprach. Er war vor Aufregung ganz außer Atem und hatte ein gerötetes Gesicht, und als er die Offiziere Französisch sprechen hörte, redete er sie schnell an, indem er sich bald an diesen, bald an jenen wendete. Er sagte, er würde sich nicht haben gefangen nehmen lassen; daß er gefangen genommen sei, daran sei nicht er schuld, sondern sein Korporal, der ihn weggeschickt habe, um die Pferdebedecken zu holen, obgleich er ihm gesagt habe, daß die Russen schon da seien. Alle Augenblicke sagte er dazwischen: „Ich bitte nur, daß meinem lieben, guten Pferde nichts zuleide getan wird,“ und streichelte sein Pferd. Es war augenscheinlich, daß er sich nicht recht klar darüber war, wo er sich eigentlich befand. Bald entschuldigte er sich, daß er sich hatte gefangen nehmen lassen, bald hatte er die Vorstellung, daß er seine Vorgesetzten vor sich habe, und suchte seine soldatische Pünktlichkeit und seinen Dienstfeifer ins rechte Licht zu setzen. So brachte er die eigentümliche Atmosphäre des französischen Heeres, die den Russen so fremd war, in ihrer ganzen Frische mit sich in unsere Avantgarde hinein.

Die Kosaken verkauften das Pferd für zwei Dukaten, und Rostow, der jetzt, wo er Geld bekommen hatte, der reichste von den Offizieren war, kaufte es.

„Ich bitte nur, daß meinem lieben, guten Pferde nichts zuleide getan wird,“ sagte der Elsässer gutherzig zu Rostow, als das Pferd einem Husaren übergeben wurde.

Lächelnd beruhigte Rostow den Dragoner darüber und gab ihm etwas Geld.

„Alló! Alló!“ sagte der eine Kosak und berührte den Gefangenen am Arm, damit er weiterginge.

„Der Kaiser! Der Kaiser!“ wurde plötzlich unter den Husaren gerufen.

Alles lief und hastete, und Rostow erblickte von hinten her auf

dem Wege einige sich nähernde Reiter mit weißen Federbüschen. In einem Augenblicke waren alle auf ihren Plätzen und warteten.

Kostow hatte gar kein Bewußtsein und Gefühl davon, wie er an seinen Platz lief und sich auf sein Pferd setzte. Verschwunden war augenblicklich sein schmerzliches Bedauern darüber, daß er nicht hatte am Kampf teilnehmen können, verschwunden die Alltagsstimmung, in der er sich inmitten der ihm schon so langweilig gewordenen Gesichter befunden hatte, verschwunden sofort jeder Gedanke an seine eigene Person: sein Herz war ganz erfüllt von der Glücksempfindung, die die Nähe des Kaisers in ihm hervorrief. Schon allein durch diese Nähe fühlte er sich für den Verlust des heutigen Tages entschädigt. Er war glücklich wie ein Verliebter, dem die ersehnte Begegnung endlich zuteil wird. Er wagte nicht, in Reih und Glied den Kopf zu drehen; aber er empfand mit dem Instinkte der Begeisterung die Annäherung des Kaisers. Und zwar merkte er das nicht nur an dem Klange der Hufschläge der sich nähernden Kavalkade, sondern er fühlte es daran, daß, je näher sie herankam, um so heller, freudiger, bedeutsamer, festtäglicher alles um ihn herum wurde. Immer mehr und mehr näherte sich ihm diese Sonne, Strahlen milden, majestätischen Lichtes um sich verbreitend, und nun fühlte er sich schon von diesen Strahlen umflossen, er hörte die Stimme des Kaisers, diese freundliche, ruhige Stimme, die zugleich so majestätisch und so schlicht klang. Eine Totenstille war eingetreten, wie es auch nach Kostows Empfindung gar nicht anders sein konnte, und in dieser Stille ertönte die Stimme des Kaisers.

„Die Pawlograder Husaren?“ sagte er im Tone der Frage.

„Die Reserve, Euer Majestät,“ antwortete eine andere Stimme, eine recht menschenartige Stimme nach jener einer höheren Welt angehörigen Stimme, welche gesagt hatte: „Die Pawlograder Husaren?“

Der Kaiser war nun bis zu Rostow gelangt und hielt an. Das Gesicht Alexanders war noch schöner als bei der Revue vor drei Tagen. Es glänzte von einer solchen Heiterkeit und Jugendfrische, von einer so unschuldsvollen Jugendfrische, daß es an die ausgelassene Munterkeit eines vierzehnjährigen Knaben erinnerte, und doch war es dabei zugleich das Antlitz eines majestätischen Herrschers. Während der Kaiser einen musternden Blick über die Eskadron gleiten ließ, begegneten seine Augen zufällig den Augen Rostows und blieben nicht länger als zwei Sekunden auf ihnen haften. Ob der Kaiser erkannte, was in Rostows Seele vorging, war wohl schwer zu sagen (Rostow war der Meinung, daß der Kaiser alles erkenne); aber er blickte ihm zwei Sekunden lang mit seinen blauen Augen, denen ein mildes, sanftes Licht entströmte, ins Gesicht. Dann zog er auf einmal die Brauen in die Höhe, stieß mit einer scharfen Bewegung des linken Fußes das Pferd an und galoppierte weiter in der Richtung nach vorn.

Der junge Kaiser hatte dem Wunsche, bei dem Kampfe zugegen zu sein, nicht widerstehen können, hatte trotz aller Gegenstellungen seiner Umgebung um zwölf Uhr die dritte Kolonne, die er bis dahin begleitet hatte, verlassen und war in scharfer Gangart zur Avantgarde geritten. Aber noch ehe er zu den Husaren gelangt war, waren ihm einige Adjutanten mit der Nachricht von dem glücklichen Ausgange des Kampfes entgegengekommen.

Das Treffen, das eigentlich nur darin bestanden hatte, daß eine französische Eskadron aufgehoben worden war, wurde als ein glänzender Sieg über die Franzosen dargestellt, und daher waren der Kaiser und die ganze Armee (namentlich solange sich der Pulverrauch noch nicht von dem Kampfplatze verzogen hatte) des Glaubens, die Franzosen seien besiegt und auf einem unfreiwilligen Rückzuge begriffen. Einige Minuten, nachdem der Kaiser

vorbeigeritten war, wurde auch diese Eskadron der Pawlograder nach vorn beordert. In dem kleinen deutschen Städtchen Wischau sah Kostow den Kaiser noch einmal. Auf dem Marktplatze, wo vor der Ankunft des Kaisers ein ziemlich heftiges Schießen stattgefunden hatte, lagen einige Gefallene und Verwundete, die man noch nicht Zeit gefunden hatte wegzuschaffen. Der Kaiser, von seiner militärischen und nichtmilitärischen Suite umgeben, ritt ein anderes Pferd als bei der Revue, eine anglißierte Fuchsstute; sich zur Seite herabbiegend, hielt er mit einer anmutigen Bewegung seine goldene Lorgnette vor die Augen und betrachtete durch sie einen Soldaten, der mit dem Gesichte nach unten, ohne Tschako, mit blutigem Kopfe dalag. Der verwundete Soldat sah so unsauber, plump und garstig aus, daß sich Kostow von dessen Anwesenheit in nächster Nähe des Kaisers peinlich berührt fühlte. Kostow sah, daß die herabgebeugten Schultern des Kaisers wie von einem durch sie hinlaufenden Schauder zusammensuckten; er sah, daß der linke Fuß des Kaisers krampfhaft mit dem Sporn das Pferd in die Seite stieß, daß aber das sehr zahmdressierte Tier sich gleichmütig umsah und sich nicht von der Stelle rührte. Ein Adjutant stieg vom Pferde, saßte den Soldaten unter die Arme und schickte sich an, ihn auf eine schnell herbeigebrachte Tragbahre zu legen.

„Sachte, sachte, geht es denn nicht sachter?“ sagte der Kaiser, der offenbar mehr litt als der sterbende Soldat, und ritt weiter.

Kostow sah, daß dem Kaiser die Tränen in den Augen standen, und hörte, wie er im Weiterreiten auf französisch zu Czartoryski sagte:

„Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, etwas ganz Furchtbares!“

Die zur Avantgarde gehörigen Truppen lagerten sich vor Wischau, gegenüber der feindlichen Vorpostenkette, die während

dieses ganzen Tages stets vor den Unsrigen zurückgewichen war, sobald diese auch nur einige wenige Schüsse abgegeben hatten. Der Avantgarde wurde der Dank des Kaisers ausgesprochen, es wurden ihr Belohnungen in Aussicht gestellt, und an die Mannschaften wurden doppelte Rationen Branntwein verteilt. Noch lustiger als in der vorhergehenden Nacht knisterten die Bivakfeuer und tónten die Lieder der Soldaten. Denisow feierte in dieser Nacht seine Beförderung zum Major, und gegen Ende des Gelages brachte Kostow, der schon ziemlich viel getrunken hatte, einen Toast auf den Kaiser aus, aber „nicht auf Seine Majestät, unsern Allergnädigsten Kaiser und Herrn, wie es bei offiziellen Dinern heißt,“ sagte er, „sondern auf die Gesundheit unseres lieben, guten Kaisers, des bezaubernden, herrlichen Menschen; trinken wir auf seine Gesundheit und auf den sicheren Sieg über die Franzosen!“

„Wenn wir uns schon früher brav geschlagen haben“, sagte er, „und, wie bei Schöngrabern, uns von den Franzosen nichts haben gefallen lassen, wie wird es nun erst jetzt gehen, wo er an unserer Spitze ist? Wir alle werden gern für ihn sterben, werden mit Wonne für ihn sterben. Nicht wahr, meine Herren? Vielleicht treffe ich nicht die richtigen Ausdrücke; ich habe viel getrunken; aber das ist meine Empfindung, und gewiß auch die Ihrige. Auf die Gesundheit Alexanders des Ersten! Hurra!“

„Hurra!“ riefen die Offiziere in hoher Begeisterung.

Auch der alte Rittmeister Kirsten schrie begeistert mit und nicht minder herzlich als der zwanzigjährige Kostow.

Als die Offiziere ausgetrunken und ihre Gläser zerschlagen hatten, goß Kirsten andere Gläser voll und ging, nur in Hemd und Hose, mit einem Glase in der Hand, zu den Bivakfeuern der Mannschaften hin. In imponierender Haltung, den rechten Arm hoch erhoben, mit seinem langen, grauen Schnurrbart und der

behaarten Brust, die unter dem offenstehenden Hemde sichtbar wurde, blieb er im Scheine eines Feuers stehen.

„Kinder, auf die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers und auf den Sieg über die Feinde, Hurra!“ rief er mit seiner, trotz des Alters immer noch frisch und jugendlich klingenden Husarenstimme, einem hübschen Bariton.

Die Husaren drängten sich um ihn und antworteten alle zugleich mit lautem Geschrei.

Als spät in der Nacht alle Teilnehmer des Bechgelages sich entfernt hatten, klopfte Denisow mit seiner kurzfingerigen Hand seinem Liebling Rostow auf die Schulter.

„Nun sehe mal einer diesen Burschen an! Weil er in dem Feldzuge niemand hat, in den er sich verlieben könnte, hat er sich in den Zaren verliebt,“ sagte er.

„Denisow, darüber darfst du nicht spotten!“ rief Rostow. „Das ist ein so hohes, so schönes Gefühl, ein so . . .“

„Ich glaube es, ich glaube es, Freundchen, und ich teile dieses Gefühl und billige es durchaus . . .“

„Nein, du hast kein Verständnis dafür!“

Rostow stand auf und schlenderte zwischen den Lagerfeuern umher und erging sich in Träumereien darüber, welch ein Glück es wäre zu sterben, nicht als Lebensretter des Kaisers (davon wagte er gar nicht zu träumen), sondern einfach nur vor den Augen des Kaisers. Er war tatsächlich in den Kaiser verliebt und in den Ruhm der russischen Waffen und in die Hoffnung auf den bevorstehenden Sieg und Triumph. Und er war nicht der einzige, den dieses Gefühl in jenen denkwürdigen Tagen erfüllte, die der Schlacht bei Austerlitz vorhergingen; neun Zehntel der russischen Armee waren damals, wenn auch minder enthusiastisch als er, in ihren Zaren und in den Ruhm der russischen Waffen verliebt.

XI

Am folgenden Tage blieb der Kaiser in Wischau. Sein Leibarzt Billiers wurde mehrere Male zu ihm gerufen. Im Hauptquartier und bei den in der Nähe lagernden Truppenteilen war die Nachricht verbreitet, der Kaiser sei nicht wohl. Er hatte, wie aus seiner Umgebung verlautete, nichts gegessen und diese letzte Nacht schlecht geschlafen. Der Grund dieses Unwohlseins lag in dem starken Eindrucke, den der Anblick der Vermundeten und Getödeten auf das weiche Herz des Kaisers gemacht hatte.

Am frühen Morgen des 17. wurde von den Vorposten ein französischer Offizier, der mit einer Parlamentärflagge gekommen war und gebeten hatte, den Kaiser von Rußland sprechen zu dürfen, nach Wischau geleitet. Dieser Offizier war Savary. Der Kaiser war eben erst eingeschlafen, und daher mußte Savary warten. Um Mittag wurde er beim Kaiser vorgelassen, und eine Stunde darauf ritt er zu den Vorposten der französischen Armee zurück, begleitet von dem Fürsten Dolgorukow.

Wie man hörte, bestand der Zweck der Sendung Savarys darin, dem Kaiser Alexander den Vorschlag zu einer Zusammenkunft mit Napoleon zu machen. Eine persönliche Zusammenkunft war von Kaiser Alexander zur großen Freude und stolzen Genugtuung des ganzen Heeres abgelehnt worden; statt dessen wurde nun Fürst Dolgorukow, der Sieger von Wischau, mit Savary zusammen abgesandt, um mit Napoleon zu verhandeln, falls dem Verlangen desselben nach Verhandlungen wider Vermuten wirklich der Wunsch, Frieden zu schließen, zugrunde liegen sollte.

Am Abend kehrte Dolgorukow zurück, begab sich direkt zum Kaiser und blieb lange mit ihm allein unter vier Augen.

Am 18. und 19. November rückten die russischen Truppen noch

zwei weitere Tagemärsche vor, und die feindlichen Vorposten wichen zurück, nachdem wenige Schüsse gewechselt waren. In den höheren Sphären der Armee hatte am Morgen des 19. eine lebhaftere Thätigkeit und unruhige Geschäftigkeit begonnen, die sich bis zum Morgen des folgenden Tages, des 20. November, fortsetzte, an welchem die so denkwürdige Schlacht bei Austerlitz geschlagen wurde.

Bis zum Mittag des 19. beschränkte sich diese Bewegung, die lebhaftesten Gespräche, das Hin- und Herlaufen, das Senden von Adjutanten, auf das Hauptquartier der Kaiser; am Nachmittage desselben Tages übertrug sich die Bewegung auf das Hauptquartier Kutusows und auf die Stäbe der Unterbefehlshaber. Am Abend wurde durch Adjutanten diese Bewegung nach allen Enden und Theilen der Armee hin verbreitet, und in der Nacht vom 19. zum 20. brach die achtzigtausendköpfige Masse des verbündeten Heeres aus ihren Quartieren auf, ein Stimmengebraus erhob sich, und wogend wie eine riesige, neun Werst lange Leinwandbahn rückte sie vorwärts.

Die innerste Bewegung, die am Vormittag im Centrum, dem Hauptquartier der Kaiser, begonnen und den Anstoß zu der gesamten weiteren Bewegung gegeben hatte, war der ersten Bewegung des Mittelrades einer großen Turmuhr ähnlich. Langsam hat sich das eine Rad in Bewegung gesetzt; nun dreht sich ein zweites, ein drittes, und immer schneller und schneller beginnen sich die Räder, die Rollen, die Walzen zu drehen, das Glockenspiel erklingt, die Figuren springen heraus, und gemessen rücken die Zeiger vor, die das Resultat der Bewegung anzeigen.

Auch in dem Mechanismus des Kriegesewesens setzt sich ebenso unaufhaltsam wie in dem Mechanismus einer Uhr die einmal hervorgerufene Bewegung bis zum letzten Resultate fort, und in ebenso teilnahmloser Ruhe verharren bis unmittelbar zu dem

Augenblicke, wo ihnen die Bewegung mitgeteilt wird, diejenigen Teile des Mechanismus, bis zu denen die Aktion noch nicht gelangt ist. Die Räder quietschen auf ihren Achsen und greifen mit den Zähnen ineinander; es pfeifen in Folge der schnellen Umdrehung die Walzen; aber das benachbarte Rad bleibt so ruhig und regungslos, als ob es vorhätte, jahrhundertlang so ohne Bewegung dazustehen; nun jedoch ist der Augenblick gekommen, ein Hebel greift ein, und dieser Einwirkung gehorchend, beginnt das Rad knarrend sich zu drehen und schließt sich der allgemeinen Tätigkeit an, deren Resultat und Ziel ihm unbekannt sind.

Wie bei der Uhr das Resultat der komplizierten Bewegung der zahllosen verschiedenen Räder und Walzen nur die langsame, gleichmäßige Bewegung der Zeiger ist, die die Zeit angeben, ebenso war auch bei den Menschen das Resultat all der komplizierten Bewegungen dieser hundertundsechzigtausend Russen und Franzosen (das Resultat all der Leidenschaften, Wünsche, Sinnesänderungen, Demütigungen, Leiden, Äußerungen des Stolzes und der Furcht und der Begeisterung) nur der Verlust der Schlacht bei Austerlitz, der sogenannten Dreikaiserschlacht, das heißt, die langsame Fortbewegung des Zeigers der Weltgeschichte auf dem Zifferblatte der Geschichte des Menschengeschlechtes.

Fürst Andrei hatte an diesem Tage Dejour und befand sich dauernd um die Person des Oberkommandierenden.

Zwischen fünf und sechs Uhr abends kam Kutusow in das Hauptquartier der Kaiser, und nachdem er eine kurze Zeit bei dem Kaiser von Rußland gewesen war, begab er sich zu dem Oberhofmarschall Grafen Tolstoi.

Volkonski benutzte diese Zeit, um zu Dolgorukow heranzugehen und sich bei ihm nach den Einzelheiten der militärischen Operationen zu erkundigen. Er hatte gemerkt, daß Kutusow über etwas

verstimmt und mit etwas unzufrieden war, und daß man auch im Hauptquartier mit dem Oberkommandierenden nicht zufrieden war, und daß alle diese Herren vom kaiserlichen Hauptquartier demselben gegenüber einen Ton anschlügen, als wüßten sie etwas, was andere Leute nicht wüßten. Darum lag dem Fürsten Andrei daran, mit Dolgorukow zu sprechen.

„Nun, seien Sie willkommen, mein Lieber,“ sagte Dolgorukow, der mit Bilibin beim Tee saß. „Morgen gibt's einen großen Festtag. Was macht denn Ihr alter Herr? Er ist wohl übler Laune?“

„Daß er übler Laune wäre, kann ich nicht gerade sagen; er hat wohl nur den Wunsch, gehört zu werden.“

„Man hat ihn ja im Kriegsrate angehört, und man wird ihn auch weiter anhören, wenn er sich entschließt, vernünftig zu reden; aber jetzt zu zögern und noch auf irgend etwas zu warten, jetzt, wo Bonaparte vor nichts solche Furcht hat wie vor einer Entscheidungsschlacht, das ist geradezu unmöglich.“

„Sie haben ihn ja wohl gesehen,“ sagte Fürst Andrei. „Nun, was ist dieser Bonaparte für ein Mann? Was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht?“

„Ja, ich habe ihn gesehen und die Überzeugung gewonnen, daß er vor nichts in der Welt solche Furcht hat wie vor einer Entscheidungsschlacht,“ sagte Dolgorukow noch einmal, der auf diese allgemeine Folgerung, die er aus seiner Zusammenkunft mit Napoleon zog, offenbar großen Wert legte. „Wenn er sich nicht vor einer Schlacht fürchtete, was hätte er dann für Grund gehabt, eine Unterredung zu verlangen, Unterhandlungen einzuleiten und, was die Hauptsache ist, zurückzuweichen, obgleich doch das Zurückweichen der gesamten Methode seiner Kriegsführung zuwiderläuft? Glauben Sie mir: er hat Furcht, Furcht vor einer Entscheidungsschlacht. Sein Stündlein hat geschlagen; das kann ich Ihnen mit Sicherheit sagen.“

„Aber erzählen Sie doch: was ist er für ein Mann? Wie benimmt er sich?“ fragte Fürst Andrei noch einmal.

„Er trug einen grauen Rock und wünschte lebhaft, daß ich, Euer Majestät zu ihm sagen möchte; aber ich habe ihn zu seiner großen Kränkung mit keinem Titel angeredet. So ein Mensch ist das; weiter ist über ihn nichts zu sagen,“ antwortete Dolgorukow und sah Bilibin lächelnd an.

„Trotz meiner vollkommenen Hochachtung vor dem alten Kutusow“, fuhr er fort, „muß ich doch sagen: wir wären alle gar zu töricht, wenn wir jetzt auf etwas warten wollten und ihm damit die Möglichkeit gäben, davonzugehen oder uns zu täuschen, während wir ihn jetzt sicher in unserer Gewalt haben. Nein, wir dürfen Suworow und seinen Grundsatz nicht vergessen: nicht die Rolle dessen, der angegriffen wird, zu übernehmen, sondern selbst anzugreifen. Glauben Sie mir: im Kriege zeigt die Energie der jüngeren Leute oft richtiger den Weg als alle Erfahrung der alten Künftatoren.“

„Aber wenn wir ihn angreifen wollen, gegen welche Position sollen wir denn dann unsern Angriff richten?“ sagte Fürst Andrei. „Ich bin heute bei den Vorposten gewesen; aber es war unmöglich, zu erkennen, wo er eigentlich mit seiner Hauptmacht steht.“

Er hätte gern dem Fürsten Dolgorukow den Angriffsplan entwickelt, den er selbst entworfen hatte.

„Ach, das ist ganz gleichgültig,“ erwiderte Dolgorukow schnell, stand auf und breitete eine Landkarte auf dem Tische aus. „Es sind alle Möglichkeiten vorhergesehen: wenn er bei Brünn steht . . .“

Und Fürst Dolgorukow setzte eifertig und in unflarer Weise Weyrothers Plan einer Flankenbewegung auseinander.

Fürst Andrei wollte Einwendungen machen und seinen eigenen

Plan darlegen, der ja auch vielleicht ebensogut war wie Weyrothers Plan, aber den Fehler hatte, daß Weyrothers Plan bereits genehmigt war. Sowie Fürst Andrei angefangen hatte, die Nachteile jenes Planes und die Vorzüge seines eigenen zu erörtern, hörte Fürst Dolgorukow ihm nicht mehr zu und blickte zerstreut nicht mehr auf die Landkarte, sondern nach dem Gesichte des Fürsten Andrei.

„Übrigens wird heute noch bei Kutusow ein Kriegsrat abgehalten,“ sagte Dolgorukow. „Da können Sie das ja alles vortragen.“

„Das werde ich auch tun,“ sagte Fürst Andrei und trat von der Karte zurück.

„Worüber machen Sie sich denn eigentlich Sorge, meine Herren?“ sagte Bilibin, der bisher mit heiterem Lächeln ihrem Gespräche zugehört hatte und sich jetzt offenbar anschickte, einen Scherz zu machen. „Ob es nun morgen einen Sieg oder eine Niederlage gibt, der Ruhm der russischen Waffen ist außer Gefahr. Abgesehen von unserm Kutusow ist kein einziger höherer russischer Truppenführer dabei. Die Führer sind: der Herr General Wimpffen, Graf Langeron, Fürst Liechtenstein, Fürst Hohenlohe und endlich Prischprischiprsh, wie ja alle polnischen Namen klingen.“

„Still, still, was haben Sie für eine böse Zunge!“ sagte Dolgorukow. „Es ist übrigens nicht wahr; es sind schon jetzt außer Kutusow noch zwei Russen dabei, Miloradowitsch und Dochturow, und es würde auch noch ein dritter dabei sein, Graf Araktschejew, wenn er nicht so schwache Nerven hätte.“

„Aber ich glaube, Michail Flarionowitsch ist vom Grafen Tolstoi wieder herausgekommen,“ sagte Fürst Andrei. „Ich wünsche Ihnen Glück und Erfolg, meine Herren,“ fügte er hinzu, drückte dem Fürsten Dolgorukow und Bilibin die Hand und ging hinaus.

Bei der Heimfahrt konnte sich Fürst Andrei nicht enthalten, den schweigsam neben ihm sitzenden Kutusow zu fragen, was er über die morgige Schlacht denke.

Kutusow blickte seinen Adjutanten finster an und antwortete nach kurzem Schweigen:

„Ich glaube, daß wir die Schlacht verlieren werden, und das habe ich auch dem Grafen Tolstoi gesagt und ihn gebeten, es dem Kaiser mitzuteilen. Nun, und was meinst du, daß er mir geantwortet hat? Mein lieber General, ich habe mich um den Reiss und die Kotelettes zu kümmern; die Kriegsangelegenheiten, das ist Ihre Sache.“ Ja, so hat man mir geantwortet.“

XII

Zwischen neun und zehn Uhr abends kam Weyrother mit seinen schriftlichen Plänen in Kutusows Quartier, wo ein Kriegsrat angesetzt war. Alle höheren Offiziere waren aufgefordert worden, zum Oberkommandierenden zu kommen, und außer dem Fürsten Bagration, welcher sagen ließ, daß er nicht kommen könne, waren alle zur bestimmten Stunde erschienen.

Weyrother, der die gesamte Disposition für die bevorstehende Schlacht entworfen hatte, bildete mit seiner Lebhaftigkeit und Raschheit einen scharfen Gegensatz zu dem verstimmtten, schläfrigen Kutusow, der nur ungern die Rolle des Vorsitzenden und Leiters im Kriegsrate übernommen hatte. Weyrother fühlte sich offenbar als das Haupt der Bewegung, die bereits eine unaufhaltsame geworden war. Er hatte Ähnlichkeit mit einem eingespannten Pferde, das mit einer Fuhre bergab läuft. Ob er zog oder vorwärts gedrängt wurde, wußte er selbst nicht; aber er jagte mit größtmöglicher Schnelligkeit dahin, ohne daß er jezt noch Zeit gehabt hätte, zu überlegen, wohin diese Bewegung

führen werde. Weyrother war an diesem Abende zweimal zum Zwecke persönlicher Refognoszierung bei der feindlichen Vorpostenkette gewesen, zweimal bei den Kaisern von Rußland und von Osterreich, um ihnen Bericht zu erstatten und die nötigen Mitteilungen zu machen, und dann noch in seiner Kanzlei, wo er die Disposition in deutscher Sprache diktiert hatte. Sehr abgemattet kam er jetzt zu Kutusow.

Er war offenbar so sehr mit seinem Plane beschäftigt, daß er sogar den schuldigen Respekt gegen den Oberkommandierenden vergaß: er unterbrach ihn mehrmals und sprach hastig und undeutlich, ohne ihm ins Gesicht zu sehen und ohne auf die Fragen, die jener an ihn richtete, zu antworten. Auch war er mit Schmutz bespritzt und sah leidend, angegriffen und zerstreut, dabei aber doch selbstbewußt und stolz aus.

Kutusow bewohnte ein kleines, einem Edelmann gehöriges Schloß bei Ostraliß. In dem großen Salon, der zum Arbeitszimmer des Oberkommandierenden umgestaltet war, waren Kutusow selbst, Weyrother und die übrigen Mitglieder des Kriegsrates versammelt. Sie tranken Tee und warteten nur noch auf den Fürsten Bagration, um die Beratung zu beginnen. Aber statt Bagrations kam einer seiner Ordonnanzoffiziere mit der Nachricht, der Fürst könne nicht kommen. Fürst Andrei ging in das Sitzungszimmer, um dies dem Oberkommandierenden zu melden, und Gebrauch machend von der Erlaubnis, die ihm Kutusow vorher erteilt hatte, bei dem Kriegsrate anwesend zu sein, blieb er im Zimmer.

„Da Fürst Bagration nicht kommt, können wir anfangen,“ sagte Weyrother, erhob sich rasch von seinem Plaze und trat an den Tisch, auf dem eine gewaltige Karte der Umgegend von Brünn ausgebreitet war.

Kutusow saß in aufgekнопfter Uniform, aus welcher, wie nach

Freiheit trachtend, sein fetter Hals über den Kragen hervorquoll, auf einem Lehnstuhl, hatte seine dicken, alten Hände symmetrisch auf die Armlehnen gelegt und schlief beinah. Beim Tone von Weyrothers Stimme öffnete er mit Anstrengung sein einziges Auge.

„Ja, ja, bitte; es wird sonst gar zu spät,“ sagte er, nickte mit dem Kopfe, ließ ihn von neuem hinabsinken und schloß wieder die Augen.

Wenn die Mitglieber des Kriegsrates zunächst gedacht hatten, daß Kutusow sich nur schlafend stelle, so bewiesen die Töne, die er während der nun folgenden Vorlesung mit der Nase hervorbrachte, daß es sich in diesem Augenblicke für den Oberkommandierenden um etwas weit Wichtigeres handelte, als um den Wunsch, seine Geringschätzung für die Schlachtdisposition oder für sonst irgend etwas zum Ausdruck zu bringen; es handelte sich für ihn um die unabweisbare Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses: des Schlafes. Er schlief wirklich. Weyrother warf, wie wenn er viel zu sehr beschäftigt wäre, als daß er auch nur einen Augenblick Zeit verlieren dürfte, einen schnellen Blick auf Kutusow, und als er sich überzeugt hatte, daß dieser schlief, begann er mit lauter, eintöniger Stimme die Disposition für die bevorstehende Schlacht vorzulesen, unter der Überschrift, die er gleichfalls vorlas:

„Disposition zum Angriff auf die feindliche Position hinter Kobelnitz und Sokolnitz, den 30. November 1805.“

Die Disposition war sehr kompliziert und sehr schwer zu verstehen. Eine Stelle darin lautete wörtlich folgendermaßen:

„Da der Feind mit seinem linken Flügel an die mit Wald bedeckten Berge lehnt und sich mit seinem rechten Flügel längs Kobelnitz und Sokolnitz hinter die dort befindlichen Leiche zieht, wir im Gegenteile mit unserem linken Flügel seinen rechten sehr

debordieren, so ist es vorteilhaft, letzteren Flügel des Feindes zu attackieren, besonders wenn wir die Dörfer Sokolnik und Kobelnik im Besitze haben, wodurch wir dem Feinde zugleich in die Flanke fallen und ihn auf der Fläche zwischen Schlapanik und dem Turafer Walde verfolgen können, indem wir den Defileen von Schlapanik und Bellowik ausweichen, welche die feindliche Front decken. Zu diesem Endzwecke ist es nötig . . . Die erste Kolonne marschirt . . . die zweite Kolonne marschirt . . . die dritte Kolonne marschirt . . ." usw. So las Weyrother vor.

Die Generale hörten, wie es schien, die schwierige Disposition nur widerwillig mit an. Der blonde, hochgewachsene General Burghörden stand, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, da, richtete die Augen starr auf eine brennende Kerze und schien nicht zuzuhören, ja nicht einmal zu wollen, daß die anderen dächten, er höre zu. Dem lesenden Weyrother gerade gegenüber, die glänzenden, weit geöffneten Augen unverwandt auf ihn geheftet, saß in kriegerischer Haltung, die Hände mit auswärts gefehrten Ellbogen auf die Knie gestützt, der rotwangige Miloradowitsch mit hinaufgestrichenem Schnurrbart und emporgezogenen Schultern. Er schwieg hartnäckig, sah Weyrother ins Gesicht und wandte die Augen nur dann von ihm weg, wenn der österreichische Generalstabschef einmal schwieg. In solchen Augenblicken ließ Miloradowitsch seine Augen mit ernstem Ausdruck bei den anderen Generalen umherwandern; aber ob er mit der Disposition einverstanden war oder nicht, sie billigte oder nicht, das war aus diesen ernstesten Blicken nicht zu entnehmen. Am nächsten von allen bei Weyrother saß Graf Langeron; ein feines Lächeln wich während der ganzen Dauer der Vorlesung nicht von seinem südfranzösischen Gesichte; er blickte auf seine schlanken Finger, welche eine goldene, mit einem Porträt verzierte Tabaksdose an den Ecken rasch herumdrehten. In der Mitte einer der längsten Perioden

hemimte er die rotierende Bewegung der Dose und hob den Kopf in die Höhe; in den äußersten Winkeln seiner schmalen Lippen erschien der Ausdruck einer unangenehm wirkenden Höflichkeit; er unterbrach Weyrother und wollte etwas sagen; aber der österreichische General runzelte, ohne im Vorlesen innezuhalten, ärgerlich die Stirn und machte eine Bewegung mit den Ellbogen, wie wenn er sagen wollte: „Nachher! Nachher können Sie mir Ihre Gedanken sagen; jetzt, bitte, sehen Sie auf die Karte, und hören Sie zu.“ Langeron hob mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung die Augen nach der Zimmerdecke empor und blickte dann Miloradowitsch an, wie wenn er eine Erklärung für dieses Verhalten suchte; als er jedoch dessen ernstem, aber nichtsagendem Blicke begegnete, schlug er mit trüber Miene die Augen nieder und begann wieder, seine Tabaksdose herumzudrehen.

„Eine Geographiestunde,“ sagte er wie für sich, aber laut genug, um gehört zu werden.

Przebyszewski bog, indem er eine respektvolle, aber würdige Höflichkeit an den Tag legte, sein Ohr mit der Hand zu Weyrother hin und gab sich das Aussehen, als höre er mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der kleine Dochturow saß mit bescheidener, eifriger Miene Weyrother gerade gegenüber und prägte sich, über die ausgebreitete Karte gebeugt, gewissenhaft die Disposition und das ihm unbekanntes Terrain ein. Ein paarmal, wenn er nicht genau verstanden hatte, bat er Weyrother, die betreffenden Worte, besonders auch schwierige Namen von Dörfern, zu wiederholen. Weyrother erfüllte seinen Wunsch, und Dochturow machte sich Notizen.

Als das Vorlesen, das mehr als eine Stunde gedauert hatte, beendet war, hielt Langeron seine Tabaksdose wieder still und bemerkte, ohne Weyrother oder sonst jemand einzeln anzusehen,

es werde doch seine Schwierigkeit haben, eine solche Disposition durchzuführen, bei der die Stellung des Feindes als bekannt vorausgesetzt werde, während sie uns vielleicht in Wirklichkeit unbekannt sei, da der Feind sich in Bewegung befinde. Langerons Einwendung war begründet; aber es war offensichtlich, daß der Hauptzweck dieser Einwendung der war, dem General Weyrother, der seine Disposition mit solcher Selbstgefälligkeit vorgelesen hatte, als ob Schulknaben vor ihm säßen, zum Bewußtsein zu bringen, daß er nicht etwa lauter Dummköpfe, sondern Männer vor sich habe, von denen auch er in Kriegssachen etwas lernen könne.

Als der einförmige Klang der Stimme Weyrothers verstummt war, hatte Kutusow die Augen aufgemacht, wie ein Müller, der aufwacht, sobald der einschläfernde Ton der Mühlenräder eine Unterbrechung erfährt. Er horchte auf Langerons Äußerung hin, und als ob er sagen wollte: „Habt ihr immer noch diese Dummheiten vor?“ schloß er schnell wieder die Augen und ließ den Kopf noch tiefer hinabsinken.

In der Absicht, Weyrother in seinem Stolze auf den von ihm entworfenen Schlachtplan recht tief zu verletzen, wies Langeron nach, daß Bonaparte, statt sich angreifen zu lassen, leicht selbst angreifen und dadurch diese ganze Disposition völlig wertlos machen könne. Weyrother antwortete auf alle Einwürfe mit einem überlegenen, geringschätzigen Lächeln, das er offenbar schon im voraus für jeden Einwurf in Bereitschaft hielt, ganz gleich, was jemand zu ihm sagen werde.

„Wenn er uns angreifen könnte, hätte er es heute getan,“ sagte er.

„Sie meinen also, daß er nicht genug Streitkräfte besitzt?“ fragte Langeron.

„Er kann höchstens vierzigtausend Mann haben,“ antwortete

Weyrother mit dem Lächeln eines Arztes, dem ein Quacksalber ein Heilmittel empfiehlt.

„Dann wird er also wohl unseren Angriff abwarten und seinem Verderben nicht entgehen,“ erwiderte Langeron mit einem feinen, ironischen Lächeln und blickte wieder nach dem nahe bei ihm sitzenden Miloradowitsch hin, als suche er dessen Beistimmung.

Aber Miloradowitsch dachte in diesem Augenblicke offenbar an nichts weniger als an das, worüber sich hier die Generale stritten. „Ei nun,“ sagte er, „morgen auf dem Schlachtfelde werden wir über all diese Dinge ins Klare kommen.“

Weyrother verzog wieder das Gesicht zu einem Lächeln, welches besagte, daß es ihm seltsam und komisch vorkomme, auf Einwendungen bei den russischen Generalen zu stoßen und ihnen Dinge beweisen zu müssen, von deren Richtigkeit er nicht nur selbst vollkommen überzeugt sei, sondern auch die Kaiser überzeugt habe.

„Der Feind hat seine Bivakfeuer ausgelöscht, und es ist von seinem Lager her ein ununterbrochenes Getöse zu hören,“ sagte er. „Was bedeutet das? Entweder entfernt er sich (und das wäre das einzige, was wir zu fürchten hätten), oder er ändert seine Stellung.“ Er lächelte. „Aber selbst wenn er eine Stellung bei Turas einnehmen sollte, würde er uns nur viel Mühe und Umstände ersparen, und alle unsere Anordnungen würden bis auf die geringsten Kleinigkeiten dieselben bleiben.“

„Wieso denn? . . .“ fragte Fürst Andrei, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, seine Bedenken auszusprechen.

Da wachte Kutusow auf, hustete und räusperte sich stark und blickte die Generale um sich herum an.

„Meine Herren, die Disposition für morgen, oder richtiger für heute, da es ja schon über zwölf Uhr ist, kann nicht mehr geändert werden,“ sagte er. „Sie haben sie gehört, und wir alle werden

unsere Pflicht tun. Vor einer Schlacht ist aber nichts wichtiger...“ (er schwieg einen Augenblick) „als sich ordentlich auszuschlafen.“

Er machte Miene aufzustehen. Die Generale verbeugten sich und gingen. Es war bereits nach Mitternacht. Auch Fürst Andrei ging weg.

★

Der Kriegsrat, bei dem es dem Fürsten Andrei nicht gelungen war, seine Meinung, wie er doch gehofft hatte, auszusprechen, hinterließ bei ihm eine peinliche Unklarheit und eine starke Unruhe. Wer recht hatte, Dolgorukow und Beyrother oder die Gegner des Angriffsplanes, Kutusow, Langeron und andere, das wußte er nicht. Aber war es denn wirklich dem Oberkommandierenden Kutusow nicht möglich gewesen, dem Kaiser direkt seine Meinung darzulegen? War das wirklich ein Zustand, an dem sich nichts ändern ließ? „Muß wirklich“, dachte er, „um solcher höfischen und persönlichen Rücksichten willen das Leben so vieler Tausende von Menschen und auch mein, mein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt werden?“

„Ja, sehr wohl möglich, daß ich morgen falle,“ sagte er sich. Und bei diesem Gedanken an den Tod wurde plötzlich eine ganze Reihe von Erinnerungen, von weit zurückliegenden, ihm überaus teuren Erinnerungen in seiner Seele wach: er dachte an seinen letzten Abschied von seinem Vater und von seiner Frau; er dachte an die ersten Zeiten seiner Liebe zu ihr! Er dachte an ihre Schwangerschaft, und er bedauerte seine Frau und sich selbst. In einem Zustande nervöser Rührung und Aufregung verließ er die Stube, in welcher er mit Nesvizki wohnte, und ging vor dem Hause auf und ab.

Die Nacht war neblig, und durch den Nebel drang das Licht des Mondes geheimnisvoll hindurch. „Ja, morgen, morgen!“ dachte er. „Morgen wird vielleicht das alles für mich zu Ende sein; alle

diese Erinnerungen werden für mich nicht mehr vorhanden sein; alle diese Erinnerungen werden für mich keine Bedeutung mehr haben. Vielleicht werde ich morgen, ja, sicher werde ich morgen (das ahnt mir) zum ersten Male endlich die Möglichkeit haben zu zeigen, was ich leisten kann." Und lebhaft vergegenwärtigte er sich die Schlacht und die schlimme Wendung, die sie nimmt, und die Konzentrierung des Kampfes auf einen Punkt und die Ratlosigkeit aller Befehlshaber. Und da ist nun endlich für ihn jener glückliche Augenblick gekommen, jenes Toulon, auf das er so lange gewartet hat. Fest und klar setzt er seine Meinung Kutusow und Weyrother und den Kaisern auseinander. Alle sind sie überrascht von der Richtigkeit seiner Kombination; aber niemand getraut sich, sie auszuführen; und da nimmt er nun ein Regiment, eine Division, macht aber zur Bedingung, daß niemand sich in seine Anordnungen einmischen dürfe; und nun führt er seine Division nach dem entscheidenden Punkte und erringt allein, er allein, den Sieg. „Aber der Tod und die Leiden?“ fragte eine andere Stimme. Aber Fürst Andrei antwortete dieser Stimme nicht und schritt in Gedanken auf der Bahn des Erfolges weiter fort. Die Disposition der nächsten Schlacht entwirft er ganz allein. Der äußeren Stellung nach ist er erster Adjutant bei Kutusow; aber in Wirklichkeit wird alles von ihm allein ausgeführt. Diese nächste Schlacht gewinnt er auf diese Art ganz allein. Kutusow wird seines Amtes enthoben; an seine Stelle wird er ernannt . . . „Nun, und dann?“ fragte wieder die andere Stimme, „und dann, wenn du nicht vorher zehnmal verwundet, getötet oder um den Preis deiner Mühen betrogen bist, was dann?“ „Nun dann“, gab Fürst Andrei sich selbst zur Antwort, „ich weiß nicht, was dann weiter kommen wird; ich will es nicht wissen, und ich kann es nicht wissen; aber wenn ich nach solchen Zielen strebe, wenn ich nach Ruhm strebe, wenn ich von den Menschen ge-

kannt, von den Menschen geliebt zu werden wünsche, so ist es ja doch nicht meine Schuld, daß ich danach strebe, einzig und allein danach strebe, einzig und allein dafür lebe. Ja, einzig und allein dafür! Ich werde das nie jemand sagen; aber, mein Gott, was soll ich dann anfangen, wenn ich nun einmal keinen andern Wunsch habe, als mir Ruhm und die Liebe meiner Mitmenschen zu erwerben? Tod, Wunden, der Verlust meiner Angehörigen, nichts kann mich schrecken. Und wie lieb und teuer mir auch viele Menschen sind (als die teuersten mein Vater, meine Schwester, meine Frau), dennoch, mag es auch noch so entsetzlich und unnatürlich klingen, dennoch würde ich sie alle sofort hingeben für eine Minute des Ruhmes, würde sie alle hingeben, wenn ich dafür Menschen beherrschen und von Menschen geliebt werden könnte, die ich nicht kenne und nie kennen lernen werde, von Menschen geliebt werden könnte, wie diese hier," dachte er, indem er nach einem Gespräche hinzordhte, das auf dem Hofe von Kutusows Quartier geführt wurde.

Die Redenden waren Burschen und Diener Kutusows, die mit Einpacken beschäftigt waren. Einer von ihnen, wohl ein Kutscher oder Reitknecht, neckte den alten, dem Fürsten Andrei wohlbekannten Koch Kutusows, namens Tit, und sagte:

„Tit, he, Tit!“

„Was ist?“ antwortete der Alte.

„Tit, Tit, Tit! Hast du Appetit, tit, tit?“ sagte der Spaßmacher.

„Hol dich der Teufel!“ rief der Gefoppte, dessen Stimme aber von dem Gelächter der Burschen und Diener fast übertönt wurde.

„Und doch ist das Ziel meiner Wünsche und meines Strebens nur die Herrschaft über all diese Menschen, und als das einzig Wertvolle erscheint mir die Macht und der Ruhm, die geheimnisvoll hier in diesem Nebel über meinem Haupte schweben.“

XIII

Rostow stand in dieser Nacht mit einem Beritt in der Vorpostenfette vor der Abteilung Bagrations. Seine Husaren waren paarweise auf einer ziemlich langen Linie verteilt; er selbst ritt an dieser Linie entlang, bemüht, den Schlaf von sich abzuwehren, dem er kaum mehr widerstehen konnte. Hinter sich erblickte er, über einen gewaltigen Raum ausgedehnt, die Lagerfeuer unseres Heeres, deren Glutschein im Nebel nur undeutlich zu sehen war; vor ihm lag neblige Dunkelheit. Soviel auch Rostow in diese neblige Ferne hineinspähte, er sah nichts: bald schien da etwas Graues oder Schwarzes vorhanden zu sein, bald schienen da, wo der Feind sein mußte, Lichter aufzublitzen, bald wieder meinte er, daß das alles nur ein Flimmern in seinen Augen sei. Mitunter fielen ihm die Augen zu, und dann führte ihm seine Einbildungskraft bald den Kaiser vor, bald Denisow, bald Moskauer Erinnerungen, und schnell riß er die Augen wieder auf und erblickte nahe vor sich den Kopf und die Ohren des Pferdes, auf dem er saß, und manchmal die schwarzen Gestalten seiner Husaren, wenn er auf sechs Schritt an sie herangekommen war, und in der Ferne immer dieselbe neblige Dunkelheit. „Warum nicht?“ sagte Rostow, mit halbgeschlossenen Augen phantastische Gedanken ausspinnend, zu sich selbst. „Leicht möglich, daß der Kaiser, wenn er mich trifft, mir einen Auftrag gibt, wie er es ja auch bei andern Offizieren öfters tut. Er wird zum Beispiel sagen: ‚Reite mal hin und bringe in Erfahrung, was da ist.‘ Es gibt viele Geschichten darüber, wie er auf diese Weise ganz zufällig irgendeinen Offizier kennen gelernt und ihn dann in seine Nähe gezogen hat. Wie, wenn er so auch mich in seine Nähe zöge! O, wie wollte ich ihn behüten und ihm die reine Wahrheit sagen und alle, die ihn zu betrügen suchen, entlarven!“ Und um

sich seine Liebe und Treue gegen den Kaiser recht lebhaft zu vergegenwärtigen, stellte sich Rostow einen Feind oder einen betrügerischen Deutschen vor, den er mit Hochgenuß nicht nur tödtete, sondern auch vor den Augen des Kaisers ohrfeigte. Plötzlich schreckte ein fernes Geschrei Rostow aus seinem Halbschlaf auf. Er fuhr zusammen und öffnete die Augen.

„Wo bin ich? Ja, bei den Vorposten; Losung und Parole: Deichsel, Olmütz. Wie ärgerlich, daß unsere Eskadron morgen in der Reserve bleibt!“ dachte er. „Ich will bitten, mich am Kampfe teilnehmen zu lassen. Das ist vielleicht für mich die einzige Möglichkeit, den Kaiser zu sehen. Jetzt wird es nicht mehr lange hin sein bis zur Ablösung. Ich will noch einmal entlangreiten, und wenn ich zurückkomme, will ich zum General gehen und ihm meine Bitte vorlegen.“ Er setzte sich auf dem Sattel zurecht und trieb sein Pferd an, um noch einmal seine Husaren zu revidieren. Es kam ihm vor, als ob es heller geworden wäre. Zur Linken war ein vom Monde beschienener sanfter Abhang und ein ihm gegenüberliegender schwarzer Hügel zu sehen, der steil wie eine Wand erschien. Auf diesem Hügel war ein weißer Fleck, aus welchem Rostow nicht recht klug werden konnte: war es eine vom Monde beschienene Lichtung im Walde oder liegendegebliebener Schnee oder weiße Häuser? Es wollte ihm sogar scheinen, als ob sich auf diesem weißen Fleck etwas bewegte. „Wahrscheinlich ist es Schnee, dieser Fleck; ein Fleck, une tache . . . tache . . . tache . . . Natascha . . . Natascha, meine Schwester, mit den schwarzen Augen. Die liebe Natascha. (Die wird sich wundern, wenn ich ihr erzähle, daß ich den Kaiser gesehen habe!) Natascha . . . Die Tasche, da nimm die Säbeltasche . . .“ — „Bitte, mehr rechts, Euer Wohlgeboren; sonst geraten Sie ins Gebüsch,“ sagte die Stimme eines Husaren, neben dem der im Einschlafen begriffene Rostow vorbeiritt. Rostow hob den Kopf in die Höhe, der ihm

schon bis auf die Mähne des Pferdes hinabgesunken war, und hielt vor dem Husaren an. Der Schlaf überkam ihn unwiderstehlich, wie man es bei kleinen Kindern sieht. „Ja, ja, woran dachte ich doch noch? Das möchte ich nicht vergessen. Wie ich mit dem Kaiser reden werde? Nein, das war es nicht; das kommt erst morgen. Ja, ja! Auf die Tasche treten, darüber fallen . . . überfallen, uns überfallen, wen? Die Husaren. Husaren und Schnurrbärte . . . Bei uns in Moskau in der Zwerskaja-Straße, da ritt so ein Husar mit einem Schnurrbart; ich habe noch neulich an ihn gedacht, gerade gegenüber dem Gurjewschen Hause . . . Der alte Gurjew . . . Ja, Denisow ist doch ein prächtiger Mensch! Aber das alles sind ja Kleinigkeiten. Die Hauptsache ist jetzt, daß der Kaiser hier ist. Wie er mich ansah; er wollte etwas sagen, aber er wagte es nicht . . . Nein, der es nicht wagte, das war ich. Aber das ist Unsinn; die Hauptsache ist: ich darf nicht vergessen, was ich Wichtiges gedacht habe, ja. Auf die Tasche, darüber fallen, uns überfallen, ja, ja, ja. So ist's in Ordnung.“ Er fiel wieder mit dem Kopfe auf den Hals des Pferdes. Plötzlich schien es ihm, als würde auf ihn geschossen. „Was ist das? Was ist das? . . . Einhauen! Was ist das? . . .“ rief Rostow, zu sich kommend. In dem Augenblicke, wo er die Augen öffnete, hörte er vor sich, dort, wo der Feind stand, ein langgezogenes, tausendstimmiges Geschrei. Sein eigenes Pferd und das des Posten stehenden Husaren, neben dem er noch immer hielt, spitzten bei diesem Geschrei die Ohren. An der Stelle, von der das Geschrei herübertönte, leuchtete ein Lichtschein auf und erlosch wieder, dann ein zweiter, und in der ganzen Linie der französischen Truppen auf dem Berge flammten Feuer auf, und das Geschrei wurde immer stärker und stärker. Rostow hörte den Klang französischer Worte, konnte sie aber nicht verstehen. Es tönnten zu viele Stimmen durcheinander. Man hörte nur: aaaa! und rrrr!

„Was ist das? Was meinst du dazu?“ wandte sich Rostow an den neben ihm haltenden Husaren. „Das ist doch beim Feinde?“

Der Husar gab keine Antwort.

„Na, hörst du es denn etwa nicht?“ fragte Rostow wieder, nachdem er ziemlich lange auf eine Antwort gewartet hatte.

„Wer kann wissen, was das ist, Euer Wohlgeboren?“ antwortete der Husar endlich gezwungen.

„Nach der Gegend zu urteilen, muß es wohl der Feind sein?“ setzte Rostow seine Fragen fort.

„Vielleicht ist er's, vielleicht auch nicht,“ sagte der Husar. „Bei Nacht ist das so eine Sache... Na! Ruhig!“ rief er seinem Pferde zu, das sich unter ihm regte.

Rostows Pferd wurde gleichfalls unruhig, schlug mit dem Fuße gegen die gefrorene Erde, horchte auf die Töne und blickte nach den Feuern. Das Geschrei der vielen Stimmen wuchs immer mehr und mehr an und floß in ein allgemeines Gebrause zusammen, wie es nur ein Heer von vielen tausend Köpfen hervorbringen konnte. Die Feuer verbreiteten sich immer weiter und weiter, wahrscheinlich an der ganzen Linie des französischen Lagers entlang. Rostows Schläfrigkeit war verschwunden. Das frohe, triumphierende Geschrei im feindlichen Heere machte ihn wach und munter. „Vive l'empereur, l'empereur!“ konnte Rostow jetzt deutlich hören.

„Es kann nicht weit sein, wahrscheinlich gleich jenseits des Baches,“ sagte er zu dem Husaren.

Der Husar seufzte nur, antwortete nichts und räusperte sich verdrießlich. Längs der Vorpostenlinie der Husaren erscholl das Getrappel eines herantrabenden Reiters, und aus dem nächtlichen Nebel hob sich plötzlich, einen Augenblick lang einem gewaltigen Elefanten gleichend, die Gestalt eines Husarenunteroffiziers heraus.

„Euer Wohlgeboren, die Generale!“ sagte der Unteroffizier, zu Rostow heranreitend.

Rostow ritt mit dem Unteroffizier, indem er sich dabei immer noch nach den Feuern und dem Geschrei umsah, einer Anzahl von Reitern entgegen, die an der Vorpostenkette entlanggeritten kamen. Einer ritt auf einem Schimmel. Es waren Fürst Bagration und Fürst Dolgorukow nebst ihren Adjutanten; sie waren ausgeritten, um nach dieser seltsamen Erscheinung im feindlichen Lager, den Feuern und dem Geschrei, Ausschau zu halten. Rostow ritt an Bagration heran, stattete seinen Rapport ab und schloß sich dann den Adjutanten an, um zu hören, was die Generale sagen würden.

„Glauben Sie mir,“ sagte Fürst Dolgorukow, zu Bagration gewendet, „das Ganze ist weiter nichts als eine List: er hat sich zurückgezogen und die Arriergarde angewiesen, Feuer anzuzünden und Lärm zu machen, um uns zu täuschen.“

„Schwerlich,“ erwiderte Bagration. „Ich habe sie noch abends auf jenem Hügel gesehen; zöge der Feind sich zurück, so wären sie auch von dort schon verschwunden... Herr Offizier,“ wandte sich Fürst Bagration an Rostow, „stehen dort noch seine Vorposten?“

„Am Abend standen sie noch da; wie es jetzt ist, weiß ich nicht, Euer Durchlaucht. Wenn Sie befehlen, werde ich mit ein paar Husaren hinreiten,“ erwiderte Rostow.

Bagration hielt an; ohne zu antworten, suchte er in dem Nebel Rostows Gesicht zu erkennen.

„Nun gut, sehen Sie einmal zu,“ sagte er nach kurzem Stillschweigen.

„Zu Befehl.“

Rostow gab seinem Pferde die Sporen, rief den Unteroffizier Fedtschenko und noch zwei Husaren herbei, befahl ihnen, hinter

ihm herzureiten, und ritt im Trabe bergab auf das immer noch fortdauernde Geschrei zu. Es war ihm bange und froh zugleich zumute, wie er da so allein mit seinen drei Husaren dahinritt in diese geheimnisvolle, gefährliche, neblige Ferne, wo vor ihm noch niemand gewesen war. Bagration rief ihm von oben her noch nach, er solle nicht weiter als bis an den Bach reiten; aber Rostow tat, als hätte er diese Weisung nicht mehr gehört, und ritt, ohne anzuhalten, weiter und weiter, wobei er sich fortwährend irrte, indem er Büsche für Bäume und Wasserrinnale für Menschen hielt, und dann fortwährend seines Irrtums inne wurde. Als er im Trabe am Fuße des Berges angelangt war, sah er weder die Lagerfeuer der Unsrigen noch die der Feinde mehr, hörte aber das Schreien der Franzosen lauter und deutlicher. Im Talgrunde erblickte er etwas vor sich, was wie ein Fluß aussah; aber als er hingelangt war, sah er, daß es ein Fahrweg war. Er ritt auf den Weg herauf und hielt unschlüssig sein Pferd an: sollte er den Weg verfolgen oder ihn kreuzen und über das schwarze Feld bergauf reiten? Auf dem im Nebel hell schimmern den Wege zu reiten war minder gefährlich, weil es hier eher möglich war, menschliche Gestalten zu unterscheiden. „Mir nach!“ kommandierte er, kreuzte den Weg und ritt im Galopp bergauf nach dem Orte hin, wo am Abend ein französisches Pikett gestanden hatte.

„Euer Wohlgeboren, da ist er,“ sagte hinter ihm einer der Husaren.

Und Rostow hatte noch nicht Zeit gehabt, einen schwärzlichen Gegenstand, der plötzlich im Nebel sichtbar wurde, zu erkennen, als ein Feuerschein aufblitzte, ein Schuß knallte und die Kugel mit einer Art von klagendem Pfeifen oben durch den Nebel flog und sich aus der Hörweite verlor. Ein zweites Gewehr ging nicht los; es blitzte nur das Pulver auf der Zündpfanne auf. Rostow

warf sein Pferd herum und ritt im Galopp zurück. Noch vier Schüsse ertönten in verschiedenen Zeitabständen, und mit verschiedenartig singenden Tönen flogen die Kugeln irgendwo durch den Nebel. Rostow hielt sein Pferd zurück, das, ebenso wie er selbst, durch die Schüsse in eine fröhliche Erregung gekommen war, und ritt im Schritt weiter. „Schießt nur immer weiter, immer weiter!“ sagte eine vergnügte Stimme in seinem Innern. Aber es erfolgten keine weiteren Schüsse mehr.

Erst als er sich dem Fürsten Bagration näherte, setzte Rostow sein Pferd wieder in Galopp und ritt, die Hand an den Mützen-schild legend, zu ihm heran.

Dolgorukow hatte inzwischen immer noch hartnäckig seine Ansicht verfochten, daß die Franzosen abgezogen wären und nur, um uns zu täuschen, Feuer angezündet hätten.

„Was beweist denn das?“ sagte er gerade in dem Augenblicke, als Rostow zu ihnen herangeritten kam. „Sie werden abgezogen sein und ein paar Piketts zurückgelassen haben.“

„Es scheint doch, daß sie noch nicht alle abgezogen sind, Fürst,“ erwiderte Bagration. „Warten wir bis morgen früh; morgen werden wir über alles ins Klare kommen.“

„Euer Durchlaucht, das Pikett steht auf dem Berge immer noch an derselben Stelle, wo es am Abend stand,“ meldete Rostow, sich vorbeugend und die Hand an den Mützen-schild haltend; er war nicht imstande, ein fröhliches Lächeln zu unterdrücken, das sein Rekognoszierungsritt und besonders das Pfeifen der Kugeln auf seinem Gesichte hervorgerufen hatten.

„Gut, gut,“ antwortete Bagration. „Ich danke Ihnen, Herr Offizier.“

„Euer Durchlaucht,“ sagte Rostow, „gestatten Sie mir eine Bitte.“

„Nämlich?“

„Meine Eskadron ist morgen zur Reserve bestimmt; gestatten Sie mir die Bitte um Abkommandierung zur ersten Eskadron.“

„Wie ist Ihr Name?“

„Graf Rostow.“

„Ah, schön. Sie können als Ordonnanzoffizier bei mir bleiben.“

„Ein Sohn von Ilja Andrejewitsch?“ fragte Dolgorukow.

Aber Rostow gab ihm keine Antwort.

„Also darf ich hoffen, Euer Durchlaucht?“

„Ich werde Befehl geben.“

„Morgen kann es leicht so kommen,“ dachte Rostow, „daß ich mit irgendeiner Meldung zum Kaiser geschickt werde. Gott sei Dank!“

★

Das Geschrei und die Feuer in der feindlichen Armee waren dadurch veranlaßt worden, daß, während den Truppen der Tagesbefehl Napoleons vorgelesen wurde, der Kaiser selbst durch ihre Bivaks hindurchritt. Sobald die Soldaten den Kaiser erblickten, zündeten sie Strohbüschel an und liefen ihm mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ nach. Der Tagesbefehl Napoleons lautete folgendermaßen:

„Soldaten! Die russische Armee zieht gegen uns, um die Niederlage zu rächen, welche wir der österreichischen Armee bei Ulm beigebracht haben. Dies sind dieselben Bataillone, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und seitdem ununterbrochen bis zu diesem Punkte verfolgt habt. Die Positionen, die wir innehaben, sind stark, und wenn die Feinde versuchen sollten, mich auf der rechten Seite zu umgehen, so werden sie mir ihre Flanke zum Angriff darbieten! Soldaten! Ich selbst werde eure Bataillone führen. Ich werde mich außerhalb des Feuers halten, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die Reihen der Feinde tragen werdet; sollte aber der Sieg auch nur für

einen Augenblick zweifelhaft werden, so werdet ihr euren Kaiser unter den Vordersten sich den Streichen des Feindes aussetzen sehen; denn der Sieg darf nicht ins Schwanken kommen, namentlich an einem Tage, an dem es sich um die Ehre des französischen Infanteristen handelt, die für die Ehre der Nation so notwendig und unentbehrlich ist.

Niemand darf Reih und Glied verlassen unter dem Vorwande der Wegschaffung Verwundeter! Möge ein jeder sich ganz von dem Gedanken durchdringen lassen, daß wir diese Mietlinge Englands besiegen müssen, die von solchem Hasse gegen unsere Nation erfüllt sind. Dieser Sieg wird unsern Feldzug beendigen, und wir werden in die Winterquartiere zurückkehren können, wo die neuen französischen Truppen zu uns stoßen werden, welche ich jetzt in Frankreich formieren lasse; und dann wird der Friede, den ich schließen werde, meines Volkes und euer und meiner selbst würdig sein. Napoleon."

XIV

Um fünf Uhr morgens war es noch ganz dunkel. Die Truppen des Zentrums, der Reserven, sowie der von Bagration kommandierte rechte Flügel verharrten noch regungslos; aber auf dem linken Flügel war schon Leben. Die dort stehenden Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriekolonnen, welche als die ersten von den Höhen hinabsteigen sollten, um den rechten Flügel der Franzosen anzugreifen und der Disposition gemäß in die böhmischen Berge zurückzuwerfen, rührten sich bereits und erhoben sich von ihrem Nachtlager. Der Rauch von den Lagerfeuern, in die sie alles Überflüssige hineinwarfen, biß in die Augen. Es war kalt und dunkel. Die Offiziere tranken eilig ihren Tee und frühstückten; die Soldaten kauten ihren Zwieback, trampelten umher, um sich zu erwärmen, und drängten sich um

die Feuer, in denen sie Stühle, Tische, Räder, Fässer, Reste von den Baracken, kurz alles verbrannten, was nicht mitgenommen werden konnte. Höhere österreichische Offiziere eilten zwischen den russischen Truppen umher und konnten als Vorboten des Aufbruchs dienen. Sowie ein solcher österreichischer Offizier sich bei dem Quartier eines Regimentskommandeurs gezeigt hatte, geriet das Regiment in hastige Bewegung: die Soldaten liefen von den Feuern weg, steckten ihre Tabakspfeifen in die Stiefelschäfte, legten die Brotbeutel auf die Fuhrwerke, brachten ihre Gewehre in Ordnung und stellten sich auf. Die Offiziere knöpften die Uniformen zu, legten Degen und Ränzchen an und gingen, ab und zu einen Soldaten ansprechend, an den Reihen entlang; die Fuhrleute und Burschen spannten an, luden die Gepäckstücke auf und banden sie fest. Die Adjutanten, die Bataillons- und Regimentskommandeure stiegen zu Pferde, bekreuzten sich, erteilten den zurückbleibenden Fuhrleuten die letzten Befehle, Anweisungen und Aufträge, und nun ertönte der gleichmäßige, stampfende Tritt mehrerer tausend Füße. Die Kolonnen marschierten ab, ohne zu wissen wohin, und infolge der sie umgebenden Kameraden und des Rauches und des zunehmenden Nebels sahen sie weder die Ortlichkeit, die sie jetzt verließen, noch die, nach der sie hinzogen.

Der Soldat wird auf dem Marsche von seinem Regimente ebenso umgeben, umschränkt und mitgezogen, wie der Seemann von dem Schiffe, auf dem er sich befindet. Wie weit er auch fortmarschieren, in welche fremdartigen, unbekanntem, gefährlichen Gegenden er auch gelangen mag, um sich hat er (wie der Seemann immer und überall dasselbe Verdeck, dieselben Masten und Taue seines Schiffes) immer und überall dieselben Kameraden, dieselben Reihen, denselben Feldwebel Iwan Mitritsch, denselben Kompagniehund Schutzscha, dieselben Vorgesetzten.

Der Soldat hat nur selten den Wunsch, die Breiten kennen zu lernen, in denen sich sein „Schiff“ befindet; aber am Tage einer Schlacht macht sich, Gott weiß wie und woher, in der Gedankenwelt der Truppen gleichsam ein einheitlicher, ernster Ton vernehmbar, der das Herannahen von etwas Entscheidendem, Feierlichem zu bedeuten scheint und bei ihnen eine Neugier erweckt, die ihnen sonst fremd ist. Am Tage einer Schlacht suchen die Soldaten in lebhafter Erregung die enge Interessensphäre ihres Regimentes zu überschreiten, sie horchen umher, blicken sich um und erkundigen sich eifrig nach dem, was um sie herum vorgeht.

Der Nebel hatte sich so verdichtet, daß man, trotzdem es schon Tag geworden war, nicht zehn Schritte weit vor sich sehen konnte. Sträucher sahen aus wie riesige Bäume, Ebenen wie Abhänge und Schluchten. Überall, auf allen Seiten, konnte man mit dem auf zehn Schritte unsichtbaren Feinde zusammenstoßen. Aber schon lange marschierten die Kolonnen immer in demselben Nebel dahin, bergab und bergauf, an Gärten und Feldern vorbei, durch eine neue, unbekannte Gegend; und nirgends stießen sie auf den Feind. Vielmehr nahmen die Soldaten bald vorn, bald hinten, auf allen Seiten, wahr, daß da russische Kolonnen in derselben Richtung marschierten. Jedem Soldaten war es ein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß ebendahin, wohin er selbst ging, wiewohl das Ziel ihm unbekannt war, noch viele, viele andere der Unsrigen gingen.

„Nun sieh mal an, die Kursker sind auch vorbeimarschiert,“ wurde in den Reihen gesagt.

„Es ist gar nicht zu glauben, Bruder, was für eine Unmasse von unsern Truppen hier zusammengekommen ist. Ich habe es mir am Abend angesehen, als die Feuer angezündet wurden: es war kein Ende davon zu erblicken. Ordentlich wie Moskau!“

Obgleich keiner der höheren Kommandeure an die Reihen herantritt und zu den Soldaten sprach (die höheren Offiziere waren, wie wir beim Kriegsrate gesehen haben, verstimmt und mit der in Aussicht genommenen Aktion unzufrieden und beschränkten sich daher darauf, die Befehle auszuführen, ohne sich um die Aufmunterung der Soldaten zu bemühen), marschierten die Soldaten dennoch in heiterer Stimmung, wie immer, wenn es zum Kampfe und namentlich zum Angriffe geht. Aber nachdem sie ungefähr eine Stunde, immer im dichten Nebel, marschiert waren, mußte ein großer Teil der Truppen haltmachen, und es verbreitete sich in den Reihen das unangenehme Gefühl, daß etwas in Unordnung gekommen sei und die Dispositionen nicht stimmten. Auf welche Weise ein solches Gefühl sich verbreitet, ist sehr schwer festzustellen; aber jedenfalls verbreitet es sich, einmal in Bewegung gekommen, mit außerordentlicher Sicherheit und sichert schnell immer weiter, unmerklich und unaufhaltsam, wie Wasser, das einen Abhang hinabläuft. Wären die russischen Truppen für sich allein gewesen, ohne Verbündete, so hätte es vielleicht noch längere Zeit gedauert, bis dieses Gefühl von dem Vorliegen einer Unordnung zur allgemeinen Überzeugung geworden wäre; aber jetzt schob man, als müßte das so sein, diese Unordnung den verdrehten Deutschen in die Schuhe, und alle waren überzeugt, daß da eine nachteilige Konfusion entstanden sei, an der diese Wurstmacher¹ schuld wären.

„Warum haben wir haltgemacht? Ist der Weg versperrt? Oder sind wir schon auf die Franzosen gestoßen?“

„Nein, es ist nichts zu hören. Dann würde doch geschossen werden.“

„Da haben sie es nun so eilig gehabt mit unserm Ausmarsch,

¹ Siehe zu Teil II, Kapitel 7, S. 256. Anmerkung des Übersetzers.

und nun sind wir ausmarschirt und stehen hier ohne Sinn und Zweck mitten auf dem Felde; diese verfluchten Deutschen richten immer nur Verwirrung an. Solche verrückten Kerle!"

"Ja, wenn's auf mich ankäme, ich würde sie ins Bordertreffen stellen; aber die, da kann man sicher sein, die drücken sich nach hinten zusammen. Da müssen wir nun stehen, ohne etwas Ordentliches im Leibe zu haben!"

"Na? Geht's bald wieder weiter? Es heißt, die Kavallerie versperret uns den Weg," sagte ein Offizier zu einem andern.

"Ach, diese verdammten Deutschen! Kennen ihr eigenes Land nicht!" antwortete der.

"Von welcher Division sind Sie?" schrie ein Adjutant, der herangeritten kam.

"Von der achtzehnten."

"Warum sind Sie denn dann hier? Sie müßten schon längst vorn sein! Jetzt kommen Sie vor Abend nicht durch!"

"Das kommt von den törichten Anordnungen; die hohen Herren finden selbst nicht darin zurecht," sagte der eine Offizier und ritt weg.

Dann kam ein General geritten und rief zornig etwas, aber nicht auf russisch.

"Lafa-lafa; was der da schimpft, kann unsereiner nicht verstehen," sagte ein Soldat, indem er dem fortreitenden General nachsäffte. "Totschießen möchte ich sie, die Kanailen!"

"Vor neun Uhr sollten wir an Ort und Stelle sein, und nun haben wir noch nicht einmal die Hälfte des Weges hinter uns. Das sind nette Anordnungen!" wurde von verschiedenen Seiten räsontiert.

Und das Gefühl der Energie, mit welchem die Truppen zum Gefecht aufgebrochen waren, fing an in Ärger und Zorn über die sinnlosen Anordnungen und über die Deutschen überzugehen.

Die Ursache der Verwirrung lag darin, daß während des Vorrückens der österreichischen Kavallerie auf dem linken Flügel die oberste Leitung gefunden hatte, unser Zentrum sei doch gar zu weit von dem rechten Flügel entfernt, und daher der ganzen Kavallerie Befehl erteilt hatte, auf die rechte Seite hinüberzugehen. So zogen denn mehrere tausend Mann Kavallerie vor dem Fußvolk vorbei, und das Fußvolk mußte warten.

Bei der Lete der Infanterie kam es zu einem harten Zusammenstoß zwischen einem höheren österreichischen Offizier und einem russischen General. Der russische General verlangte, zornig schreiend, die Reiterei solle anhalten; der Österreicher wies darauf hin, daß nicht er, sondern die oberste Leitung daran schuld sei. Inzwischen standen die Truppen da, bekamen Langeweile und ließen den Mut sinken. Nach einem einstündigen Aufenthalt konnten sie sich endlich wieder in Bewegung setzen und begannen bergab zu marschieren. Der Nebel, der sich oben auf der Anhöhe zerteilt hatte, breitete sich in den Thälern, in die die Truppen hinabstiegen, nur um so dichter aus. Vorn erscholl im Nebel ein Schuß, ein zweiter; anfangs fielen die Schüsse unregelmäßig, in verschieden langen Zeitabständen: „Tratta . . . tat,“ dann immer regelmäßiger und häufiger, und es entspann sich das Gefecht am Goldbach.

Da die Russen nicht darauf gerechnet hatten, unten am Bache dem Feinde zu begegnen, sondern im Nebel unvermutet auf ihn gestoßen waren, da ferner von seiten der höheren Vorgesetzten keine ermunternden Worte an sie gerichtet wurden, da ferner unter den Truppen das Gefühl verbreitet war, sie seien schon zu spät gekommen, hauptsächlich aber, da sie in dem dichten Nebel nichts vor sich und um sich sahen: aus diesen Gründen erwiderten sie das Feuer des Feindes nur lässig und langsam; bald rückten sie vorwärts, bald blieben sie wieder stehen, weil sie nicht recht-

zeitig die nötigen Weisungen von den höheren Vorgesetzten und Adjutanten erhielten, die sich bei dem Nebel in dem unbekanntem Terrain verirrt und die betreffenden Truppenteile nicht fanden. So begann der Kampf für die erste, zweite und dritte Kolonne, die ins Thal hinabgestiegen waren. Die vierte Kolonne, bei der sich Kutusow selbst befand, stand auf den Höhen von Pragen.

In der Tiefe, wo der Kampf begonnen hatte, herrschte überall noch dichter Nebel. Oben hatte es sich ja aufgeklärt, aber trotzdem konnte man nichts von dem sehen, was weiter nach vorn vorging. Ob wirklich alle Streitkräfte des Feindes, wie auf unserer Seite angenommen wurde, zehn Werst von uns entfernt waren, oder ob der Feind dort, in diesem Nebelstrich stand, das wußte vor neun Uhr niemand.

Jetzt war es neun Uhr. In der Tiefe lag der Nebel ausgebreitet wie ein zusammenhängender Meeresarm; aber bei dem Dorfe Schlapanik, auf der Anhöhe, auf welcher Napoleon, von seinen Marschällen umgeben, stand, war es völlig hell. Über ihm war klarer, blauer Himmel, und der gewaltige Sonnenball schien wie ein großer, hohler, dunkelroter Angellschwimmer auf der Oberfläche des milchweißen Nebelmeeres zu schaukeln. Die gesamten französischen Truppen und auch Napoleon selbst mit seinem Stabe befanden sich nicht jenseits der Bäche und Täler der Dörfer Sokolnik und Schlapanik, d. h. der Dörfer, die wir erst hinter uns zu bringen beabsichtigten, um dort eine Position einzunehmen und den Kampf zu beginnen, sondern diesseits, und zwar so nahe an unseren Truppen, daß Napoleon mit bloßem Auge Reiter und Fußsoldaten voneinander unterscheiden konnte. Napoleon hielt, ein wenig vor seinen Marschällen, auf einem kleinen, grauen, arabischen Pferde, in einem blauen Mantel, demselben, in dem er den italienischen Feldzug durchgemacht hatte. Schweigend schaute er nach den Hügeln hin, welche insel-

artig aus dem Nebelmeere herausragten, und auf denen in der Ferne die russischen Truppen einherzogen, und horchte auf die Töne des Gewehrfeuers im Tale. In seinem damals noch mageren Gesichte bewegte sich kein Muskel; die blickenden Augen waren starr nach einer Stelle hin gerichtet. Seine Voraussetzungen erwiesen sich als richtig. Die russischen Truppen waren theils schon in das Tal zu den Teichen und Seen hinabgezogen, theils hatten sie wenigstens schon die Prager Anhöhen verlassen, die er anzugreifen beabsichtigte, da er sie für den Schlüssel der Position hielt. Er sah durch den Nebel, wie in einer Senkung, die bei dem Dorfe Prazen von zwei Bergen gebildet wird, die russischen Kolonnen mit ihren blickenden Bajonetten sich immer in derselben Richtung nach dem Tale zu bewegten und eine nach der andern in dem Nebelmeere verschwand. Aus den Nachrichten, die ihm am Abend zugegangen waren, aus dem Geräusche von Rädern und Schritten, das die Vorposten in der Nacht gehört hatten, aus der unordentlichen Art, in der die russischen Kolonnen marschierten, aus alledem ersah er klar, daß die Verbündeten ihn weit vor sich glaubten, daß die Kolonnen, die sich in der Nähe von Prazen bewegten, das Zentrum der russischen Armee bildeten, und daß das Zentrum bereits hinreichend geschwächt war, um es mit Erfolg angreifen zu können. Aber dennoch begann er den Kampf immer noch nicht.

Es war für ihn heute ein festlicher Tag: der Jahrestag seiner Krönung. Vor Tagesanbruch hatte er einige Stunden geschlafen und war dann, gesund, heiter, frisch und in jener glücklichen Gemüthsverfassung, in der einem alles möglich scheint und alles gelingt, zu Pferde gestiegen und ins Feld hinausgeritten. Jetzt hielt er nun, ohne sich zu regen, und blickte nach den Anhöhen, die aus dem Nebel herausragten; und auf seinem kalten Gesichte lag jener besondere Ausdruck des Selbstgefühls und des

Bewußtseins, sein Glück zu verdienen, wie er auf dem Gesichte eines verliebten, glücklichen, sehr jungen Menschen nicht selten anzutreffen ist. Die Marschälle hielten hinter ihm und wagten nicht, seine Aufmerksamkeit abzulenken. Er blickte bald nach den Anhöhen von Pražen, bald nach der aus dem Nebel auftauchenden Sonne.

Als die Sonne sich völlig aus dem Nebel herausgehoben hatte und ihren blendenden Glanz über die Felder und über den Nebel ergoß, da zog er, wie wenn er nur auf diesen Moment gewartet hätte, um den Kampf zu beginnen, den Handschuh von seiner schönen weißen Rechten, gab den Marschällen einen Wink und erteilte den Befehl zur Eröffnung der Schlacht. Die Marschälle jagten, von ihren Adjutanten begleitet, nach verschiedenen Seiten davon, und einige Minuten darauf rückten die Hauptstreitkräfte der französischen Armee nach jenen Anhöhen von Pražen vor, welche immer mehr und mehr von den russischen Truppen geräumt wurden, die nach links in das Thal hinunterzogen.

XV

Um acht Uhr ritt Kutusow nach Pražen, an der Spitze der vierten, von Miloradowitsch kommandierten Kolonne, welche an die Stelle der Przebyszewskischen und Langeronschen Kolonnen treten sollte, die schon bergab marschiert waren. Er begrüßte die Mannschaften des vordersten Regimentes, erteilte das Kommando: „Marsch!“ und gab damit zu verstehen, daß er diese Kolonne selbst zu führen beabsichtige. Als er zum Dorfe Pražen gelangt war, machte er halt. Zu der außerordentlich großen Zahl derjenigen, die die Suite des Oberkommandierenden bildeten, gehörte auch Fürst Andrei, welcher hinter ihm hielt. Fürst Andrei fühlte sich erregt und nervös, zeigte aber dabei doch die Ruhe und

Selbstbeherrschung, wie sie beim Herannahen eines längst ersehnten Augenblicks nicht selten ist. Er war fest überzeugt, daß der heutige Tag ihm sein Toulon oder seine Brücke von Arcole bringen werde. Wie sich das zutragen werde, das wußte er nicht; aber daß es geschehen werde, davon war er fest überzeugt. Die Örtlichkeit und die Stellung unserer Truppen waren ihm so weit bekannt, wie sie überhaupt jemandem in unserer Armee bekannt sein konnten. An seinen eigenen strategischen Plan dachte er nicht mehr: von dessen Ausführung konnte offenbar unter den jetzigen Umständen gar nicht die Rede sein. Jetzt hatte sich Fürst Andrei in den Weyrotherschen Plan hineingedacht, überlegte die Eventualitäten, die sich ergeben konnten, und ersann neue Kombinationen, bei denen dann sein schneller Blick und seine Entschlossenheit zum guten Gelingen erforderlich sein würden.

Links unten, im Nebel, hörte man das Gewehrfeuer, das zwischen unsichtbaren Truppen stattfand. „Dort“, dachte Fürst Andrei, „wird sich der Kampf konzentrieren; dort wird es zu einer kritischen Situation kommen, und dorthin werde ich mit einer Brigade oder einer Division geschickt werden, und dort werde ich, eine Fahne in der Hand, meinen Leuten vorangehen und alles niederschmettern, was mir entgegensteht.“

Fürst Andrei war nicht imstande, die Fahnen der vorbeiziehenden Bataillone mit Gleichmut anzusehen. Sobald er eine Fahne erblickte, kam ihm jedesmal der Gedanke: „Vielleicht ist gerade dies die Fahne, mit der ich unseren Truppen vorangehen werde.“

Der nächtliche Nebel hatte am Morgen auf den Höhen nur Reif zurückgelassen, der dann in Tau übergegangen war; aber in den Tälern breitete sich der Nebel noch wie ein milchweißes Meer aus. Nichts war in jenem Tale zur Linken sichtbar, in welches unsere Truppen hinabstiegen, und von wo das Schießen heraufstönte. Über den Höhen war tiefer, klarer Himmel, und zur Rech-

ten stand der gewaltige Sonnenball. Vorn, in der Ferne, auf dem jenseitigen Ufer des Nebelmeeres, waren herausragende, bewaldete Hügel sichtbar, auf denen die feindliche Armee sich befinden mußte und auch wirklich irgend etwas Undeutliches zu erblicken war. Zur Rechten rückte gerade die Garde in den Bereich des Nebels ein: man hörte das Trappeln der Pferde und das Rollen von Rädern und sah ab und zu Bajonette blißen; zur Linken, jenseits des Dorfes, rückte ebenfalls eine Kavalleriemasse heran und verschwand in dem Nebelmeere. Vorn und hinten marschierte Infanterie. Der Oberkommandierende hielt am Ausgange des Dorfes und ließ die Truppen an sich vorbeipassieren. Kutusow schien an diesem Morgen müde und reizbar zu sein. Die an ihm vorbeiziehende Infanterie blieb ohne Befehl stehen, offenbar weil sie vorn durch irgend etwas aufgehalten wurde.

„So ordnen Sie doch endlich an, daß sie sich in Bataillonskolonnen formieren und um das Dorf herumgehen,“ sagte Kutusow zornig zu einem herbeireitenden General. „Begreifen Euer Erzellenz denn nicht, daß beim Anmarsch gegen den Feind die Truppen sich nicht in langer Linie durch dieses Defilee der Dorfstraße hindurchziehen dürfen!“

„Ich beabsichtigte, die Aufstellung vorzunehmen, sowie wir das Dorf hinter uns hätten, Euer hohe Erzellenz,“ antwortete der General.

Kutusow lachte bitter auf.

„Das wird eine nette Geschichte werden, wenn Sie Ihre Front angesichts des Feindes entwickeln, eine sehr nette Geschichte!“

„Der Feind ist noch fern, Euer hohe Erzellenz. Nach der Disposition . . .“

„Was kümmert Sie die Disposition!“ schrie Kutusow grimmig. „Wer hat Ihnen davon etwas gesagt? Tun Sie gefälligst, was ich Ihnen befehle!“

„Zu Befehl.“

„Mein Lieber,“ flüsterte Neswizki dem Fürsten Andrei zu, „der Alte ist ja aber hundschtlechter Laune!“

Ein österreichischer Offizier, in weißer Uniform, mit grünem Federbusch, kam zu Kutusow herangejagt und fragte im Auftrage des Kaisers, ob sich die vierte Kolonne in den Kampf begeben habe.

Ohne ihm zu antworten, wandte sich Kutusow von ihm weg, und sein Blick fiel zufällig auf den hinter ihm haltenden Fürsten Andrei. Als er diesen sah, wurde der zornige, ingrimmige Ausdruck seines Blickes milder; Kutusow schien sich zu sagen, daß sein Adjutant ja doch an dem, was da vorging, keine Schuld habe. Und ohne dem österreichischen Adjutanten eine Antwort zu geben, wandte er sich an Volkonski:

„Sieh doch einmal zu, mein Lieber, ob die dritte Kolonne schon das Dorf passiert hat. Sage ihr, sie solle haltmachen und auf meinen Befehl warten.“

Fürst Andrei war schon im Fortreiten, als er ihn noch zurückhielt.

„Und frage auch, ob Tirailleurs vorgeschickt sind,“ fügte er hinzu. „Was da für Dinge gemacht werden, was da für Dinge gemacht werden!“ redete er dann vor sich hin; dem Österreicher hatte er immer noch nicht geantwortet.

Fürst Andrei sprengte davon, um den Auftrag auszuführen.

Nachdem er die vor ihm marschierenden Bataillone überholt hatte, brachte er die dritte Kolonne zum Stehen und überzeugte sich, daß tatsächlich vor ihrer Spitze keine Tirailleurkette aufgestellt war. Der Kommandeur des vordersten Regiments war sehr erstaunt über den ihn vom Oberkommandierenden erteilten Befehl, Tirailleurs ausschwärmen zu lassen. Der Regimentskommandeur, der nun dort haltgemacht hatte, war der festen

Überzeugung, daß er noch andere russische Truppen vor sich habe, und daß der Feind noch mindestens zehn Werst entfernt sei. Und wirklich war vorn nichts zu sehen als ein menschenleeres Terrain, das sich nach vorn senkte und von dichtem Nebel bedeckt war. Nachdem Fürst Andrei ihm im Namen des Oberkommandierenden befohlen hatte, das Versäumte nachzuholen, ritt er eilig wieder zurück. Kutusow hielt immer noch an derselben Stelle; er hatte seinen alten, wohlgenährten Körper auf dem Sattel zusammensinken lassen und gähnte krampfhaft, wobei er die Augen schloß. Die Truppen bewegten sich nicht mehr, sondern standen Gewehr bei Fuß.

„Gut, gut,“ sagte er zu dem Fürsten Andrei, der sich zurückmeldete, und wandte sich zu einem General, der mit der Uhr in der Hand bemerkte, es sei wohl Zeit, sich in Marsch zu setzen, da alle Kolonnen des linken Flügels bereits ins Thal hinabgestiegen seien.

„Wir haben noch Zeit, Euer Erzellenz,“ antwortete Kutusow, der noch immerzu gähnte. „Wir haben noch Zeit!“ sagte er noch einmal.

In diesem Augenblicke erscholl hinter Kutusow in der Ferne das bekannte Geschrei, mit dem die Regimente einen Vorgesetzten begrüßen, und dieses Geschrei, das sich durch die ganze, lang ausge dehnte Linie der heranrückenden russischen Kolonnen fortpflanzte, kam rasch näher. Es war deutlich, daß der, dem der Gruß galt, sehr schnell ritt. Als die Soldaten desjenigen Regimentes zu schreien anfangen, vor welchem Kutusow hielt, ritt dieser ein wenig zur Seite und sah sich stirnrunzelnd um. Auf dem Wege von Prazen kam anscheinend eine ganze Eskadron buntfarbiger Reiter herangejagt. Zwei von ihnen ritten in scharfem Galopp nebeneinander vor den übrigen. Der eine, in schwarzer Uniform mit weißem Federbusch, ritt einen anglißierten Fuchs;

der andre, in weißer Uniform, saß auf einem Rapfen. Es waren die beiden Kaiser mit ihrer Suite. Kutusow, die Manieren eines im Frontdienst alt gewordenen Offiziers annehmend, gab dem dastehenden Regimente das Kommando: „Stillgestanden!“ und ritt salutierend dem Kaiser entgegen. Seine ganze Gestalt und sein gesamtes Benehmen hatten sich auf einmal verändert. Er gab sich das Aussehen eines Untergebenen, der sich jedes eigenen Urteils begibt. Mit besonders herausgekehrter Ehrerbietung, wovon Kaiser Alexander offenbar unangenehm berührt war, ritt er auf ihn zu und salutierte vor ihm.

Aber der unangenehme Eindruck lief nur, wie ein leichter Nebeldunst am klaren Himmel, über das jugendliche, glückliche Gesicht des Kaisers hin und verschwand schnell wieder. Er war, nach seinem Unwohlsein, an diesem Tage etwas magerer als auf dem Olmüzer Felde, wo ihn Volkonski zum erstenmal im Auslande gesehen hatte; aber seine schönen, grauen Augen wiesen dieselbe bezaubernde Vereinigung von majestätischer Würde und sanfter Güte auf, und seine feinen Lippen zeigten dieselbe Fähigkeit zum Ausdruck mannigfaltigster Empfindungen, wobei eine gut-herzige, jugendliche Harmlosigkeit vorherrschte.

Bei der Olmüzer Revue war er majestätischer gewesen; hier war er heiterer und energischer. Durch einen Galopp von drei Werst war sein Gesicht etwas gerötet; nachdem er nun sein Pferd angehalten hatte, schöpfte er, sich erholend, tief Atem und blickte sich nach seiner Suite um, deren Gesichter ebenso jugendlich und ebenso lebhaft waren wie das seinige. Czartoryski und Nowosilzew und Fürst Volkonski und Stroganow und andere, sämtlich reich gekleidete, heitere junge Männer auf schönen, gut gepflegten, frischen, nur wenig in Schweiß geratenen Pferden hielten, in lächelnder Unterhaltung miteinander begriffen, hinter dem Kaiser. Kaiser Franz, ein rotwangiger junger Mann mit

einem langen Gesichte, saß in sehr gerader Haltung auf einem schönen Rapphengst und blickte, wie mit ernstesten Gedanken beschäftigt, langsam um sich. Er rief einen seiner weißen Adjutanten herbei und fragte ihn etwas. „Er fragt gewiß, zu welcher Stunde sie ausgeritten sind,“ dachte Fürst Andrei, der in Erinnerung an seine Audienz seinen alten Bekannten, den Kaiser, mit einem Lächeln betrachtete, das er nicht unterdrücken konnte. In der Suite der Kaiser befanden sich auserlesene, schneidig aussehende Ordonnanzoffiziere, Russen und Oesterreicher, aus Garde- und Linienregimentern. Dazwischen führten Reitknechte schöne kaiserliche Reservepferde mit gestickten Decken.

Wie wenn durch ein geöffnetes Fenster auf einmal die frische Luft der Felder und Wiesen in eine dumpfige Stube hineinweht, so brachte diese glänzende, junge Schar, die so munter herangaloppiert war, in die unfrohe Umgebung Kutusows einen Hauch von Jugendlichkeit, Energie und Vertrauen auf gutes Gelingen hinein.

„Warum fangen Sie denn nicht an, Michail Ilarionowitsch?“ wandte sich Kaiser Alexander mit einer raschen Bewegung an Kutusow, blickte aber gleichzeitig höflich den Kaiser Franz an.

„Ich warte noch, Euer Majestät,“ antwortete Kutusow, nachdem er sich zuvor ehrfurchtsvoll verbeugt hatte.

Der Kaiser beugte sich mit dem Ohre nach ihm hin, indem er ein wenig die Stirn runzelte und durch seine Miene andeutete, daß er nicht recht verstanden habe.

„Ich warte noch, Euer Majestät,“ sagte Kutusow noch einmal. (Fürst Andrei bemerkte, daß Kutusows Oberlippe in dem Augenblicke, als er dieses „Ich warte noch“ sprach, in seltsamer Weise zuckte.) „Es sind noch nicht alle Kolonnen zusammen, Euer Majestät.“

Der Kaiser hatte jetzt deutlich verstanden; aber diese Antwort

gefiel ihm offenbar nicht; er suchte die vorgebeugten Schultern und blickte den neben ihm haltenden Nowesilzew an, wie wenn er sich mit diesem Blicke über Kutusow beklagen wollte.

„Wir sind ja doch nicht auf der Zarizyn-Wiese, Michail Glarionowitsch, wo man die Parade nicht eher anfängt, als bis alle Regimenter angekommen sind,“ sagte der Kaiser und blickte wieder nach dem Gesichte des Kaisers Franz, als ob er ihn auffordern wolle, an dem Gespräche teilzunehmen, oder doch wenigstens anzuhören, was er sage; aber Kaiser Franz fuhr fort sich umzusehen und hörte nicht.

„Eben darum fange ich nicht an, Euer Majestät,“ erwiderte Kutusow mit kräftiger Stimme, als wollte er der Möglichkeit, nicht verstanden zu werden, vorbeugen, und wieder suchte etwas in seinem Gesichte. „Eben darum fange ich nicht an, Euer Majestät, weil wir nicht bei einer Parade und nicht auf der Zarizyn-Wiese sind.“ Er hatte klar und deutlich gesprochen.

In der Suite des Kaisers blickte man sich wechselseitig einen Augenblick an, und auf allen Gesichtern konnte man Mißbilligung und Unwillen lesen. „Wenn er auch ein alter Mann ist, aber so durfte er denn doch nicht reden; das durfte er unter keinen Umständen,“ besagten die Mienen aller.

Der Kaiser blickte dem Oberkommandierenden unverwandt und aufmerksam ins Gesicht und wartete, ob er noch etwas sagen werde. Aber Kutusow hielt den Kopf respektvoll geneigt und schien ebenfalls zu warten. Dieses Schweigen dauerte etwa eine Minute lang.

„Indessen, wenn Euer Majestät befehlen,“ sagte Kutusow endlich aufblickend, jetzt wieder in dem früheren Tone eines stumpfsinnigen Generals, der ohne eigenes Denken mechanisch gehorcht.

Er setzte sein Pferd in Gang, rief den Kommandeur der Kolonne, Miloradowitsch, zu sich und erteilte ihm den Befehl zum Angriff.

Die Truppen setzten sich wieder in Bewegung, und zwei Bataillone des Nowgoroder Regimentes und ein Bataillon des Upscheroner Regimentes marschierten in der Richtung auf den Feind zu am Kaiser vorüber.

Während dieses Upscheroner Bataillon vorbeimarschierte, sprengte der rotwangige Miloradowitsch, ohne Mantel, im bloßen Uniformrock, mit vielen Orden geschmückt, auf dem Kopfe einen schräg gesetzten Hut mit aufgeschlagener Krempe und gewaltigem Federbusch, im Galopp vor und parierte, stramm salutierend, sein Pferd vor dem Kaiser.

„Mit Gott, General,“ sagte der Kaiser zu ihm.

„Euer Majestät, ich versichere, daß wir tun werden, was in unseren Kräften steht,“ antwortete er in heiterem Tone, rief aber trotzdem bei den Herren der Suite des Kaisers durch seine schlechte französische Aussprache ein spöttisches Lächeln hervor.

Miloradowitsch warf sein Pferd kurz herum und nahm ein wenig hinter dem Kaiser Aufstellung. Die Upscheroner, durch die Gegenwart des Kaisers angefeuert, marschierten in strammem, flottem Schritt an den Kaisern und ihrer Suite vorbei.

„Kinder!“ rief Miloradowitsch laut in selbstbewußtem, vergnügtem Tone; der Schall der Schüsse, die Erwartung des Kampfes und der Anblick der kraftvollen, mutigen Upscheroner, die noch unter Suworow seine Kameraden gewesen waren und nun in so prächtiger Haltung an den Kaisern vorbeimarschierten, dies alles hatte ihn offenbar dermaßen begeistert, daß er die Anwesenheit des Kaisers völlig vergaß. „Kinder! Ihr werdet heute nicht zum ersten Male ein Dorf zu stürmen haben!“ rief er.

„Mit Freuden bemühen wir uns!“¹ schrien die Soldaten.

¹ Vgl. zu Teil II, Kapitel 18, S. 343. Anmerkung des Übersetzers.

Das Pferd des Kaisers scheute bei dem unerwarteten Geschrei. Dieses Pferd, das den Kaiser schon bei den Revuen in Rußland getragen hatte, trug ihn auch hier auf dem Schlachtfelde von Austerlitz; ruhig ertrug das Tier es, wenn sein Reiter es in der Zerstreuung mit dem linken Fuße stieß, und spitzte die Ohren bei dem Schall der Schüsse, so wie es das auf der Zarizyn-Wiese getan hatte; es verstand weder, was die Schüsse, die es hörte, bedeuteten, noch, warum der Rapphengst des Kaisers Franz sein Nachbar war, noch, was der, welcher auf ihm ritt, an diesem Tage redete, dachte und fühlte.

Der Kaiser wandte sich lächelnd zu einem der Herren in seiner Umgebung und sagte etwas zu ihm, indem er auf die wackeren Apfcheroner zeigte.

XVI

Rutusow, von seinen Adjutanten begleitet, ritt im Schritt hinter den Karabiniers her.

Nachdem er ungefähr eine halbe Werst an der Queue der Kolonne zurückgelegt hatte, machte er bei einem einzeln stehenden, verfallenen Hause, wahrscheinlich einem ehemaligen Wirtshause, halt. Dort gabelte sich der Weg; beide Fortsetzungen führten bergab, und auf beiden marschierten Truppen.

Der Nebel begann sich zu zerteilen, und man konnte bereits, wenn auch nur undeutlich, in einer Entfernung von zwei Werst feindliche Truppen auf den gegenüberliegenden Höhen sehen. Links unten wurde das Schießen vernehmlicher. Rutusow hielt und redete mit einem österreichischen General. Fürst Andrei, der ein wenig dahinter hielt, beobachtete die beiden; dann wandte er sich an einen Adjutanten und bat diesen, ihm sein Fernrohr zu leihen.

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur,“ sagte dieser Adjutant und

blickte dabei nicht nach den fernen Truppen, sondern vor sich nach dem nahen Fuße des Berges. „Da sind Franzosen!“

Die beiden Generale und die Adjutanten griffen nach dem Fernrohr und rissen es einander beinah aus den Händen. Alle Gesichter waren auf einmal verändert, und auf allen malte sich Schrecken und Bestürzung. Man hatte angenommen, die Franzosen seien zwei Werst von uns entfernt, und nun erschienen sie auf einmal unerwartet ganz nah vor uns.

„Ist das der Feind? . . . Nein! . . . Ja, sehen Sie nur, er ist es . . . wahrhaftig . . . Wie geht das zu?“ riefen viele durcheinander.

Fürst Andrei sah mit bloßem Auge, wie unten rechts eine dichte Kolonne Franzosen den Ufsheronern entgegen bergauf marschierte, nicht weiter als fünfhundert Schritte von dem Orte entfernt, wo Kutusow hielt.

„Da ist der entscheidende Augenblick; nun ist er gekommen! Jetzt ist's an mir!“ dachte Fürst Andrei, versetzte seinem Pferde einen Schlag und ritt an Kutusow heran.

„Die Ufsheroner müssen zurückgehalten werden, Euer hohe Erzellenz!“ rief er.

Aber in demselben Augenblicke bedeckte sich alles mit Rauch; nahes Gewehrfeuer erscholl, und zwei Schritte vom Fürsten Andrei entfernt schrie ein Soldat in naivem Entsetzen: „Alles ist verloren, Brüder!“ Und dieser Ruf wirkte wie ein Kommando. Auf diesen Ruf hin warfen sich alle in die Flucht.

Verwirrte, immer wachsende Scharen liefen zurück nach dem Platze, wo die Truppen fünf Minuten vorher vor den Kaisern vorbeigezogen waren. Es war nicht nur unmöglich, diese Menge zurückzuhalten, es war sogar schwer, selbst stehenzubleiben und nicht von ihr mit fortgerissen zu werden. Volkonski blickte bestürzt um sich; er vermochte gar nicht zu fassen, was da vor seinen Augen vorging. Neswizki, dessen Gesicht ganz rot geworden war

und arg entstellt ausah, rief in erregtem Tone dem Oberkommandierenden zu, wenn er sich nicht sogleich von dort entferne, werde er mit Sicherheit gefangen genommen werden. Aber Kutusow blieb an derselben Stelle halten und zog, ohne zu antworten, sein Taschentuch heraus. Aus seiner Wunde tröpfelte Blut. Fürst Andrei drängte sich zu ihm durch.

„Sie sind verwundet?“ fragte er; er konnte kaum das Zittern seines Unterkiefers hemmen.

„Die Wunde ist nicht hier, sondern dort!“ antwortete Kutusow, indem er das Tuch gegen die verwundete Wunde drückte und auf die Fliehenden wies.

„Haltet sie auf!“ schrie er, versetzte gleichzeitig, da er wahrscheinlich sah, daß ein Aufhalten unmöglich war, seinem Pferde einen Schlag und ritt nach rechts.

Eine neu heranflutende Schar von Fliehenden erfaßte ihn und zog ihn mit sich.

Die Truppen flohen in so dichtem Schwarme, daß, wer einmal in diesen Schwarm hineingeraten war, sich nur schwer wieder herausarbeiten konnte. Der eine schrie: „So mach doch, daß du weiter kommst! Was hältst du uns auf?“ Ein anderer wandte sich um und schoß sein Gewehr in die Luft ab. Ein dritter versetzte dem Pferde, auf dem Kutusow selbst saß, einen Schlag. Mit der größten Anstrengung arbeitete sich Kutusow aus dem Strome der Fliehenden nach links hinaus und ritt mit seiner um mehr als die Hälfte zusammengeschmolzenen Suite dahin, von wo nahes Geschützfeuer ertönte. Fürst Andrei, der sich gleichfalls durch die Masse der Flüchtlinge hindurchgedrängt hatte und bemüht war, nicht hinter Kutusow zurückzubleiben, sah, wie am Abhange des Berges im Pulverrauche eine russische Batterie noch feuerte und die Franzosen gegen sie heranstürmten. Etwas höher hinauf stand russische Infanterie, die weder vorrückte, um der Batterie zu

Hilfe zu kommen, noch in gleicher Richtung mit den Fliehenden zurückging. Ein General zu Pferde löste sich von dieser Truppe los und ritt zu Kutusow heran. Von Kutusows Suite waren nur noch vier Personen übriggeblieben; alle waren blaß und sahen einander an.

„Halten Sie diese Halunken auf!“ sagte, vor Wut fast erstickend, Kutusow zu dem Regimentskommandeur und zeigte auf die Fliehenden; aber in demselben Augenblicke kam, gleichsam zur Strafe für diese Worte, wie ein Vogelschwarm eine Menge Kugeln pfeifend auf das Regiment und Kutusows Suite zugeflogen.

Die Franzosen hatten die Batterie angegriffen und, als sie Kutusow erblickten, auf diesen geschossen. Bei dieser Salve griff der Regimentskommandeur nach seinem Beine; mehrere Soldaten fielen, und der Fähnrich, der mit der Fahne dagestanden hatte, ließ sie aus den Händen sinken; die Fahne schwankte und fiel, wobei sie an den Gewehren der nächststehenden Soldaten hängen blieb. Die Soldaten begannen zu schießen, ohne ein Kommando abzuwarten.

„D-o-o-h!“ stöhnte Kutusow mit einer Miene der Verzweiflung und blickte um sich. „Bolkonski,“ flüsterte er, und seine Stimme bebte in dem niederdrückenden Bewußtsein der Kraftlosigkeit des Alters, „Bolkonski,“ flüsterte er und wies auf das in Auflösung begriffene Bataillon und auf die Feinde, „wie ist das möglich?“

Aber bevor er diese Worte zu Ende gesprochen hatte, war schon Fürst Andrei, welcher fühlte, wie ihm Tränen der Scham und des Zornes in die Kehle kamen, vom Pferde gesprungen und lief zu der Fahne hin.

„Vorwärts, Kinder!“ rief er; seine Stimme gellte schrill wie die eines Knaben.

„Nun ist es da!“ dachte Fürst Andrei, ergriff die Fahnenstange

und horchte mit Wonne auf das Pfeifen der Kugeln, die offenbar ganz besonders auf ihn gerichtet waren. Mehrere Soldaten fielen.

„Hurra!“ rief Fürst Andrei, der die schwere Fahne kaum mit den Händen regieren konnte, und lief vorwärts, in der festen Überzeugung, daß das ganze Bataillon ihm folgen werde.

Und wirklich brauchte er nur wenige Schritte allein zu laufen. Es setzte sich ein Soldat in Bewegung, dann ein zweiter, und mit dem Rufe: „Hurra!“ lief das ganze Bataillon vorwärts und überholte ihn. Ein Unteroffizier kam herbeigelaufen und ergriff die Fahne, die infolge ihres Gewichtes in den Händen des Fürsten Andrei schwankte, wurde aber sofort erschossen. Fürst Andrei erfaßte die Fahne wieder und lief mit dem Bataillon mit, indem er die Fahnenstange am Boden nachschleifen ließ. Vor sich sah er unsere Artilleristen, von denen die einen kämpften, andere aber die Kanonen im Stich ließen und ihm entgegenliefen; er sah auch französische Infanteristen, welche die Artilleriepferde am Zügel faßten und die Kanonen umdrehten. Fürst Andrei war mit dem Bataillon schon bis auf zwanzig Schritte an die Geschütze herangekommen. Er hörte über seinem Kopfe das beständige Pfeifen der Kugeln, und fortwährend stöhnten rechts und links von ihm Soldaten auf und fielen zu Boden. Aber er sah nicht nach ihnen hin; er blickte nur auf das, was vor ihm vorging, bei der Batterie. Er sah schon deutlich die Gestalt eines rothaarigen Artilleristen mit schief sitzendem Utschako; der Artillerist hielt einen Stückwischer an dem einen Ende gepackt und zog ihn an sich, während ein Franzose am andern Ende zog. Fürst Andrei sah schon deutlich den ratlosen und zugleich ingrimmigen Gesichtsausdruck der beiden Soldaten, die sich offenbar nicht recht klar darüber waren, was sie taten.

„Was tun die beiden?“ dachte Fürst Andrei, nach ihnen hin-

blickend. „Warum läuft der rothhaarige Artillerist nicht weg, wenn er doch keine Waffen hat? Warum sticht ihn der Franzose nicht nieder? Sowie er anfängt wegzulaufen, wird dem Franzosen einfallen, daß er ja ein Gewehr mit einem Bajonett hat, und er wird ihn niederstechen.“

Wirklich kam ein anderer Franzose mit gefälltem Bajonett zu den beiden Ringenden hingelaufen, und das Schicksal des rothhaarigen Artilleristen, der immer noch nicht begriff, was ihm bevorstand, und triumphierend seinem Gegner den Stüdwischer aus den Händen riß, mußte sich jetzt entscheiden. Aber Fürst Andrei sah nicht, wie die Sache endete. Er hatte die Empfindung, als ob einer von den zunächst befindlichen Soldaten ihn mit einem starken Knüttel mit voller Wucht auf den Kopf schlug. Der Schmerz war nicht besonders groß; das Unangenehmste dabei war, daß dieser Schmerz seine Gedanken in Anspruch nahm und ihn hinderte, das zu sehen, wonach er soeben hingeblickt hatte.

„Was ist das? Falle ich? Die Knie knicken mir ja ein!“ dachte er und fiel rücklings auf die Erde. Dann öffnete er wieder die Augen, in der Hoffnung, zu sehen, welchen Ausgang der Kampf der beiden Franzosen mit dem Artilleristen genommen habe, ob der rothhaarige Artillerist getötet sei oder nicht; auch hätte er gern gewußt, ob die Kanonen genommen oder gerettet waren. Aber er sah nichts mehr als über sich den Himmel, den hohen Himmel, der jetzt nicht klar, aber doch unermesslich hoch war, mit ruhig über ihn hingleitenden grauen Wolken. „Wie still und ruhig und feierlich das ist,“ dachte Fürst Andrei. „Das hat so gar keine Ähnlichkeit mit unserm Laufen, Schreien und Kämpfen; das stille Dahingleiten der Wolken an diesem hohen, unendlichen Himmel hat so gar nichts gemein mit dem Ringen des Franzosen und des Artilleristen, die mit erregten, grimmigen Gesichtern einander

den Stüdvischer zu entreißen suchten. Wie ist es nur zugegangen, daß ich diesen hohen Himmel früher nie gesehen habe? Und wie glücklich bin ich, daß ich ihn endlich kennen gelernt habe. Ja, alles ist nichtig, alles ist Irrtum und Lug, außer diesem unendlichen Himmel. Es gibt nichts, nichts außer ihm. Aber auch er ist nicht vorhanden; es gibt nichts als Stille und Ruhe. Und dafür sei Gott Dank! . . .“

XVII

Auf dem rechten Flügel, welchen Bagration kommandierte, hatte um neun Uhr der Kampf noch nicht begonnen. Da Bagration einerseits dem Verlangen Dolgorukows, daß er den Kampf beginnen solle, nicht willfahren und andererseits jede Verantwortlichkeit von sich abwälzen wollte, so schlug er dem Fürsten Dolgorukow vor, zu dem Oberkommandierenden hinzuschicken und diesen zu befragen. Bagration wußte, daß bei dem fast zehn Werst betragenden Abstände des einen Flügels vom andern der Abgesandte, wenn er nicht erschossen wurde (was sehr wahrscheinlich war), und selbst wenn er den Oberkommandierenden fand (was sehr schwer war), nicht vor dem Nachmittage zurück sein konnte.

Bagration musterte seine Suite mit seinen großen, ausdruckslosen, schläfrigen Augen, und unwillkürlich erregte Rostows kindliches, vor Aufregung und Hoffnung starres Gesicht zuerst seine Aufmerksamkeit. Er bestimmte ihn für diese Sendung.

„Aber wenn ich Seine Majestät früher treffe als den Oberkommandierenden, Euer Durchlaucht?“ fragte Rostow, die Hand am Mützenschirm.

„Dann können Sie Seiner Majestät die Anfrage vorlegen,“ sagte Dolgorukow eilig, ohne Bagration zu Worte kommen zu lassen.

Kostow hatte, nach seiner Ablösung vom Vorpostendienste, vor Tagesanbruch noch die Möglichkeit gehabt, ein paar Stunden zu schlafen; er fühlte sich jetzt munter, unternehmungslustig und energisch; dank der Elastizität seiner Bewegungen, dem Vertrauen auf sein Glück und seiner frohen Gemüthsstimmung schien ihm alles leicht, vergnüglich und ausführbar.

Alle seine Wünsche waren an diesem Morgen in Erfüllung gegangen: es wurde eine Entscheidungsschlacht geliefert, und er nahm an ihr teil; und damit nicht genug, war er auch Ordonnanzoffizier bei einem hervorragend tapferen Generale; und endlich ritt er mit einem Auftrage zu Kutusow, vielleicht sogar zum Kaiser selbst. Der Morgen war klar, das Pferd, das er ritt, tüchtig. Ihm war froh und glücklich zumute. Nachdem er den Auftrag erhalten hatte, trieb er sein Pferd an und sprengte an der Schlachtlinie entlang. Anfangs ritt er an der Front der Truppen Bagrations hin, die noch nicht in den Kampf eingetreten waren und dastanden, ohne sich zu rühren; dann kam er zu derjenigen Strecke, die von Uwarows Kavallerie ausgefüllt wurde, und hier bemerkte er schon eine gewisse Bewegung und Anzeichen von Vorbereitungen auf den Kampf; als er aber an der Uwarowschen Kavallerie vorbei war, da hörte er schon deutlich den Ton von Geschütz- und Gewehrfeuer vor sich. Und das Schießen nahm immer mehr zu.

In der frischen Morgenluft ertönten jetzt nicht mehr, wie vorher, in unregelmäßigen Zwischenräumen je zwei oder je drei Flintenschüsse und dann ein oder zwei Kanonenschüsse; sondern auf den Bergabhängen vor Pragen erscholl ein unaufhörliches Geknatter von Gewehrfeuer, welches von so häufigen Kanonenschüssen unterbrochen wurde, daß manchmal mehrere Kanonenschüsse nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren, sondern in ein einziges allgemeines Dröhnen zusammenflossen.

Man konnte sehen, wie die kleinen Rauchwölkchen der Gewehre an den Bergabhängen gleichsam hinliefen, einander jagten und einholten, und wie die großen Rauchwolken der Geschütze wirbelnd aufstiegen, sich ausbreiteten und miteinander zusammenfloßen. Man konnte in den Lücken des Rauches marschierende Infanteriemassen sehen, die an dem Blitzen der Bajonette kenntlich waren, und die schmalen Streifen der Artillerie mit den grünen Munitionswagen.

Rostow hielt auf einem Bergvorsprunge sein Pferd einen Augenblick an, um das, was da vorging, zu betrachten; aber wie sehr er auch seine Aufmerksamkeit anstrengte, er konnte die Vorgänge nicht verstehen und nicht daraus Flug werden: es bewegten sich da im Rauche allerlei Menschen, es bewegten sich allerlei Truppenkolonnen vorwärts und rückwärts; aber wozu? wer? wohin? das war nicht zu begreifen. Aber dieser Anblick und diese Töne riefen bei ihm nicht etwa ein Gefühl der Niedergeschlagenheit oder der Angst hervor, sondern sie steigerten vielmehr seine Energie und Entschlossenheit.

„Nun, immer noch mehr, immer kräftiger!“ sagte er in Gedanken zu diesen Tönen und sprengte wieder an der Linie entlang, wobei er immer weiter in den Bereich derjenigen Truppen kam, die bereits in den Kampf eingetreten waren.

„In welcher Weise sich die Sache abspielen wird, das weiß ich nicht,“ dachte Rostow; „aber jedenfalls wird alles gut werden.“

Nachdem Rostow an einigen österreichischen Truppenteilen vorbeigeritten war, bemerkte er, daß der darauf folgende Teil der Schlachtlinie (es war die Garde) bereits im Kampfe stand.

„Um so besser! Dann sehe ich es mir aus der Nähe an,“ dachte er.

Er ritt fast bei der vordersten Linie entlang. Eine Anzahl von Reitern kam, in der Richtung auf ihn zu, angejagt. Es waren unsere Leibulanen, die in aufgelösten Reihen von der Urtacke

zurückkehrten. Rostow kam nahe an ihnen vorbei, bemerkte unwillkürlich, daß einer von ihnen blutig war, und sprengte weiter.

„Das kümmert mich nicht!“ dachte er. Er war nach dieser Begegnung noch nicht ein paar hundert Schritte weiter geritten, als sich links von ihm über die ganze Ausdehnung des Feldes hin eine gewaltige Masse Kavallerie, auf Rappen, in weißen, glänzenden Uniformen, zeigte, welche eine auf der seinigen senkrecht stehende Richtung verfolgte und im Trabe gerade auf ihn zukam. Rostow ließ sein Pferd die schnellste Gangart anschlagen, um diesen Reitern aus dem Wege zu kommen, und dies wäre ihm auch gelungen, wenn sie immer in demselben Tempo weitergeritten wären; aber sie steigerten ihre Geschwindigkeit fortwährend, so daß manche Pferde schon galoppierten. Immer deutlicher und deutlicher hörte Rostow die Hufschläge der Pferde und das Klirren der Waffen; immer genauer sah er die Pferde und die Gestalten der Reiter und sogar ihre Gesichter. Es waren unsere Chevaliergardisten, die zur Attade auf die französische Kavallerie vorgingen, welche gegen sie heranrückte.

Die Chevaliergardisten ritten in scharfem Tempo, verhielten aber ihre Pferde noch. Rostow sah schon ihre Gesichter und hörte das Kommando: „Marsch, marsch!“ welches ein Offizier erteilte, indem er sein Vollblut in vollen Galopp versetzte. Rostow, der in Gefahr war, überritten oder in die Attade auf die Franzosen mit hineingezogen zu werden, jagte vor der Front entlang, was sein Pferd nur laufen konnte; aber dennoch schien es, daß es ihm nicht gelingen werde, an ihnen vorbeizukommen.

Der Flügelmann der Chevaliergardisten, ein riesenhaft großer, podennarbiger Kerl, runzelte grimmig die Stirn, als er Rostow vor sich sah, mit dem er unfehlbar zusammenstoßen mußte. Dieser Chevaliergardist hätte Rostow mitsamt seinem „Beduinen“

zweifellos über den Haufen gerannt (Rostow selbst kam sich gar so klein und schwach vor im Vergleich mit diesen gewaltigen Männern und Pferden), wenn Rostow nicht auf den Gedanken gekommen wäre, mit der Kosakenpeitsche dem Pferde des Chevaliergardisten in die Augen zu schlagen. Der schwere, große Rappe legte die Ohren zurück und bäumte sich; aber der poden-narbige Chevaliergardist stieß ihm, weit ausholend, die gewaltigen Sporen in die Seite, und das Pferd, mit dem Schweife schlagend und den Hals ausstreckend, stürmte noch schneller dahin. Kaum waren die Chevaliergardisten an Rostow vorbei, als er ihren Ruf: „Hurra!“ hörte; er blickte sich um und sah, daß ihre vordersten Reihen sich mit fremden, also doch gewiß französischen Kavalleristen mit roten Epauletten vermengt hatten. Weiter aber konnte er nichts sehen, da unmittelbar darauf irgendwo in der Nähe eine heftige Kanonade begann und alles von Rauch bedeckt wurde.

Als Rostow die Chevaliergardisten, die an ihm vorbeigeritten waren, in dem Rauche aus den Augen verloren hatte, schwankte er, ob er ihnen nachjagen oder dahin reiten sollte, wohin seine Orber lautete. Es war dies jene glänzende Attade der Chevaliergardisten, die selbst den Franzosen imponierte. Für Rostow war es einige Zeit nachher eine furchtbare Empfindung, als er hörte, daß von dieser gesamten, nur aus großen, schönen Leuten bestehenden Masse und von all diesen vornehmen, reichen, jungen Offizieren und Junkern, auf Pferden für tausend Rubel, daß von diesem ganzen Regimente, das an ihm vorbeigeritten war, nach der Attade nur achtzehn Mann übriggeblieben waren.

„Ich brauche sie nicht zu beneiden; die Stunde des Kampfes wird auch für mich kommen. Und vielleicht sehe ich jetzt gleich den Kaiser!“ dachte Rostow und jagte weiter.

Als er zur Gardeinfanterie gelangte, bemerkte er, daß über sie

hinweg und um sie herum Kanonenkugeln flogen; und zwar wurde er darauf nicht sowohl dadurch aufmerksam, daß er den Ton der Kugeln hörte, als weil er auf den Gesichtern der Soldaten eine gewisse Unruhe und auf den Gesichtern der Offiziere einen gekünstelten, martialischen Ernst wahrnahm.

Während er hinter einem der in der Schlachtlinie stehenden Gardeinfanterie-Regimenter vorbeiritt, hörte er, daß ihn jemand beim Namen rief.

„Rostow!“

„Was gibt es?“ rief er zurück, ohne Boris zu erkennen.

„Was sagst du dazu? Wir sind in die erste Linie gekommen! Unser Regiment ist zur Uttade vorgegangen!“ sagte Boris und lächelte so glücklich, wie das junge Männer, die zum erstenmal ins Feuer gekommen sind, zu tun pflegen.

Rostow hatte sein Pferd angehalten.

„Nun sieh einmal an!“ sagte er. „Nun, wie ist es denn gegangen?“

„Wir haben den Feind zurückgeschlagen!“ erwiderte Boris lebhaft und wurde nun sehr redselig. „Stelle dir nur vor . . .“

Und Boris begann zu erzählen, wie die Garde, die ruhig auf ihrem Platze gestanden und vor sich Truppen gesehen habe, diese für Österreicher gehalten habe und plötzlich durch Kanonenkugeln, die von diesen Truppen her zu ihr herübergeflogen seien, belehrt worden sei, daß sie in der vordersten Linie stehe, und wie sie nun unerwarteterweise habe in den Kampf eintreten müssen. Rostow ließ Boris seine Erzählung nicht zu Ende bringen, sondern trieb sein Pferd wieder an.

„Wohin willst du?“ fragte Boris.

„Zu Seiner Majestät, mit einem Auftrage.“

„Da ist er,“ sagte Boris, der verstanden hatte, Rostow wolle zu Seiner Hoheit, statt zu Seiner Majestät.

Er zeigte ihm mit der Hand den hochschultrigen Großfürsten, welcher hundert Schritte von ihnen, im Roller der Chevaliergardisten, den Helm auf dem Kopfe, mit zusammengezogenen Brauen einem weißgekleideten österreichischen Offizier, der ganz blaß aussah, etwas zurief.

„Aber das ist ja der Großfürst, und ich muß zum Oberkommandierenden oder zum Kaiser,“ sagte Rostow und wollte sein Pferd wieder antreiben.

„Graf, Graf!“ rief da Berg, der von einer andern Seite herbeigelaufen kam und in ebenso lebhafter Erregung zu sein schien wie Boris, „Graf, ich bin an der rechten Hand verwundet worden“ (er zeigte seine blutige Hand, die mit einem Taschentuche verbunden war), „aber ich bin doch bei der Truppe geblieben. Graf, ich halte nun den Degen in der linken Hand; in meiner Familie, in der Familie von Berg, Graf, hat es von jeher nur tüchtige Kriegsleute gegeben.“

Berg sagte noch etwas; aber Rostow ritt schon, ohne zu Ende zu hören, weiter.

Nachdem Rostow bei der Garde vorbei und dann durch einen leeren Zwischenraum geritten war, nahm er, um nicht wieder wie bei der Alttade der Chevaliergardisten in die erste Linie hineinzugeraten, seinen Weg bei der Linie der Reserven entlang, in weiter Entfernung von der Gegend, wo das stärkste Gewehr- und Geschützfeuer ertönte. Plötzlich hörte er vor sich und hinter unseren Truppen, in einer Gegend, wo er in keiner Weise Feinde vermuten konnte, nahes Gewehrfeuer.

„Was kann das sein?“ dachte Rostow. „Feinde im Rücken unserer Truppen? Unmöglich!“ Aber auf einmal überkam ihn eine Angst für seine eigene Person und um den Ausgang der ganzen Schlacht. „Was es auch sein mag,“ sagte er sich, „Umwege zu machen, dazu habe ich jetzt keine Zeit. Ich muß hier den

Oberkommandierenden suchen, und wenn alles verloren ist, dann will auch ich mit zugrunde gehen."

Die böse Ahnung, die ihn auf einmal befallen hatte, bestätigte sich immer mehr und mehr, je weiter er in das hinter dem Dorfe Prazen gelegene Terrain hineinkam, das von unordentlichen Haufen verschiedenartiger Truppenteile angefüllt war.

"Was gibt es hier? Was bedeutet das? Auf wen wird geschossen? Wer schießt da?" fragte Rostow, als er auf russische und österreichische Soldaten stieß, die in buntgemischtem Schwarm quer zu seiner eigenen Wegrichtung dahinliefen.

"Weiß der Teufel! Alle sind erschossen! Alles ist verloren!" wurde ihm auf russisch, auf deutsch und auf tschechisch aus den Haufen der Fliehenden geantwortet; diese verstanden ebenso wenig wie er selbst, was hier vorging.

"Schlagt die Deutschen tot!" schrie einer.

"Hol sie der Teufel, die Verräter!"

"Zum Henker diese Russen! . . ." brummte ein Deutscher vor sich hin.

Auch einige Verwundete kamen auf demselben Wege vorüber. Ihr Stöhnen floß mit dem Schimpfen und Schreien zu einem allgemeinen, wirren Getöse zusammen. Das Schießen war verstummt; wie Rostow später erfuhr, hatten russische und österreichische Soldaten aufeinander geschossen.

"Mein Gott! Wie ist es nur möglich, daß sie so fliehen?" dachte Rostow. "Und noch dazu hier, wo sie jeden Augenblick der Kaiser sehen kann! . . . Aber nein, es sind gewiß nur einige Lumpe. Das ist eine vorübergehende Erscheinung; das ist kein wahres Bild der Sache; es ist nicht möglich!" dachte er. "Ich will nur recht schnell, recht schnell an ihnen vorbeireiten!"

Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen den Gedanken an Niederlage und Flucht des Heeres. Obgleich er französische Ge-

schütze und französische Truppen auf den Höhen von Pražen erblickte, also gerade da, wo er den Oberkommandierenden aufsuchen sollte, konnte und wollte er nicht daran glauben.

XVIII

Rostow hatte Befehl, Kutusow und den Kaiser in der Nähe des Dorfes Pražen zu suchen. Aber dort war keiner von beiden und überhaupt kein höherer Offizier, sondern nur buntschedige Haufen, Reste aufgelöster Truppenteile. Er trieb sein bereits müde werdendes Pferd an, um möglichst schnell an diesen Haufen vorbeizukommen; aber je weiter er kam, um so ärger wurde der Zustand der Zerrüttung. Auf der breiten Landstraße, auf die er nun gelangte, drängten sich Fuhrwerke aller Art, russische und österreichische Soldaten aller Waffengattungen, Verwundete und Unverwundete. Alles das drängte in wildem Durcheinander und mit lautem Getöse vorwärts, unter der schrecklichen Begleitmusik der Kanonenkugeln, die von den Batterien auf den Höhen von Pražen herübergeflogen kamen.

„Wo ist der Kaiser? Wo ist Kutusow?“ fragte Rostow alle, deren er habhaft werden konnte; aber er erhielt von niemand Antwort.

Endlich hielt er einen Soldaten am Rockragen fest und zwang ihn, ihm zu antworten.

„Ach, Bruder! Die sind alle schon lange nach da zu; die sind zuerst ausgerissen!“ antwortete ihm der Soldat lachend und riß sich los.

Rostow ließ von diesem offenbar betrunkenen Soldaten ab, hielt das Pferd eines Offiziersburschen (es mochte auch der Reitknecht irgendeiner hohen Persönlichkeit sein) an und fragte diesen aus. Der Bursche erzählte ihm, der Kaiser sei vor einer Stunde in einem Wagen, was die Pferde nur laufen konnten,

auf dieser selben Landstraße davongefahren; er sei gefährlich verwundet.

„Das ist unmöglich,“ sagte Kostow. „Es ist gewiß irgendein anderer gewesen.“

„Ich habe ihn selbst gesehen,“ erwiderte der Bursche mit einem selbstbewußten Lächeln. „Ich werde doch den Kaiser kennen; wie oft habe ich ihn nicht in Petersburg aus nächster Nähe gesehen. Ganz blaß, ganz blaß saß er in seiner Kutsche. Er jagte nur so an uns vorbei; Donnerwetter, was griffen die vier Rappen aus! Ich werde doch die Pferde des Zaren und Ilja Iwanowitsch kennen; mit einem andern als mit dem Zaren fährt der Kutscher Ilja überhaupt nicht.“

Kostow ließ das Pferd des Burschen, das er bis dahin festgehalten hatte, los und wollte weiterreiten. Ein vorbeigehender verwundeter Offizier redete ihn an.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Offizier. „Zu dem Oberkommandierenden? Der ist von einer Kanonenkugel getötet worden; in die Brust hat sie ihn getroffen, in der Nähe unseres Regimentes.“

„Er ist nicht getötet, sondern nur verwundet,“ verbesserte ihn ein anderer Offizier.

„Wer denn? Kutusow?“ fragte Kostow.

„Nein, Kutusow nicht, sondern . . . wie heißt er doch gleich? Na, es ist ja ganz gleich; am Leben sind überhaupt nicht viele geblieben. Reiten Sie nur dorthin, sehen Sie, dort nach dem Dorfe; da haben sich alle Kommandeure zusammengefunden,“ sagte dieser zweite Offizier, auf das Dorf Hostieradel weisend, und ging vorbei.

Kostow ritt jetzt im Schritt; er wußte nicht, zu wem er jetzt reiten sollte, und was es noch für Zweck habe. Der Kaiser war verwundet, die Schlacht verloren. Es schien unmöglich, daran

jezt zu zweifeln. Rostow ritt nach der Richtung, die ihm gezeigt worden war, und in der er schon in der Ferne eine Kirche mit Turm sah. Wozu sollte er sich jetzt noch beeilen? Was sollte er jetzt noch zum Kaiser oder zu Kutusow sagen, selbst wenn sie noch am Leben und unverwundet waren?

„Reiten Sie auf diesem Wege hier, Euer Wohlgeboren!“ rief ihm ein Soldat zu. „Auf dem da geradeaus werden Sie totgeschossen. Jawohl, totgeschossen!“

„Ach, was redst du da!“ sagte ein anderer. „Warum soll er denn hier reiten? Dort ist es näher.“

Rostow überlegte einen Augenblick lang und ritt dann absichtlich auf dem Wege, von dem ihm gesagt war, daß er dort totgeschossen werden würde.

„Jetzt ist schon alles gleich,“ dachte er. „Wenn der Kaiser verwundet ist, wozu soll ich mich dann noch in acht nehmen?“ Er gelangte jetzt an einen freien Platz, auf welchem eine ganz besonders große Anzahl derjenigen, die sich auf der Flucht aus Praggen befunden hatten, vom Verderben ereilt worden war. Die Franzosen hatten diesen Platz noch nicht besetzt, und diejenigen Russen, die am Leben geblieben oder nur leicht verwundet waren, hatten ihn schon längst verlassen. Auf dem Felde lagen, wie Getreidemandel auf einem guten Acker, zehn, fünfzehn Tote oder Verwundete auf jedem Hektar Landes. Die Verwundeten krochen zu Gruppen von zweien oder dreien zusammen, und man hörte ihr schreckliches, mitunter, wie es Rostow schien, übertriebenes Schreien und Stöhnen. Rostow setzte sein Pferd in Trab, damit er nicht alle diese leidenden Menschen länger zu sehen brauche, und es wurde ihm bange zumute. Er fürchtete nicht für sein Leben, sondern für seine Mannhaftigkeit, deren er jetzt so dringend bedurfte, und die (das fühlte er) bei dem Anblicke aller dieser Unglücklichen ihm untreu zu werden drohte.

Die Franzosen hatten aufgehört gehabt, dieses mit Toten und Verwundeten übersäte Feld zu beschießen, weil kein unverletzter Gegner auf ihm mehr vorhanden war; aber als sie den darüber hinreitenden Adjutanten erblickten, richteten sie die Geschütze auf ihn und warfen ein paar Kugeln herüber. Diese furchtbaren, pfeifenden Töne und der Anblick der ihn umgebenden Leichen wirkten zusammen, um in Kostows Seele ein Gefühl des Schreckens und des Mitleides mit sich selbst wachzurufen. Es fiel ihm der letzte Brief seiner Mutter ein. „Wie würde ihr zumute sein,“ dachte er, „wenn sie mich jetzt hier auf diesem Felde sähe, wie die Geschütze auf mich gerichtet sind?“

In dem Dorfe Hostieradel befanden sich die russischen Truppen, die vom Kampfplatze abgezogen waren, zwar gleichfalls in Verwirrung, aber doch in etwas besserer Ordnung. Die französischen Geschütze reichten noch nicht bis hierher, und der Schall des Schießens klang nur von fern herüber. Hier waren sich alle bereits darüber klar und sprachen es auch aus, daß die Schlacht verloren war. Aber Kostow mochte sich wenden, an wen er wollte, niemand konnte ihm sagen, wo der Kaiser oder wo Kutusow wäre. Die einen behaupteten, das Gerücht von einer Verwundung des Kaisers sei zutreffend; andere dagegen bestritten es und suchten die Entstehung des unwahren Gerüchtes, das sich verbreitet habe, so zu erklären: der Oberhofmarschall Graf Tolstoi, der mit den anderen Herren der kaiserlichen Suite auf das Schlachtfeld hinausgeritten sei, sei tatsächlich in dem Wagen des Kaisers mit blassem, verstörtem Gesichte von dort in größter Eile wieder zurückgefahren. Von einem Offizier hörte Kostow, er habe hinter dem Dorfe links einen der höheren Kommandeure gesehen, und Kostow ritt dorthin, nicht weil er noch gehofft hätte, jemand zu finden, sondern nur zur Beruhigung seines eigenen Gewissens. Nachdem er drei Werst geritten war und die letzten russischen

Truppen hinter sich gelassen hatte, erblickte er in der Nähe eines Obstgartens, der mit einem Graben umgeben war, zwei Reiter, die nicht weit von dem Graben, diesem zugewendet, hielten. Der eine, mit einem weißen Federbusche auf dem Hute, kam Rostow bekannt vor, ohne daß er eigentlich wußte warum; der andere, ihm unbekannte Reiter, der auf einem schönen Fuchs saß (hier glaubte Rostow nun wieder das Pferd zu kennen), ritt an den Graben heran, gab dem Pferde die Sporen, ließ ihm die Zügel und setzte leicht und behend über den Graben. Nur etwas Erde stießen die Hinterhufe des Pferdes von der Böschung hinunter. Dann warf er sein Pferd kurz herum, sprang wieder über den Graben zurück und wandte sich respektvoll an den Reiter mit dem weißen Federbusche; offenbar forderte er ihn auf, dasselbe zu tun. Der erste Reiter, dessen Gestalt Rostow bekannt vorgekommen war und unwillkürlich seine Aufmerksamkeit fesselte, machte mit dem Kopfe und der Hand eine verneinende Gebärde, und an dieser Gebärde erkannte Rostow augenblicklich seinen beweineten, angebeteten Kaiser.

„Aber er kann es nicht sein, hier so ganz allein mitten auf diesem menschenleeren Felde!“ dachte Rostow. In diesem Augenblicke wendete Alexander den Kopf, und Rostow erblickte die geliebten Züge, die sich so tief seinem Gedächtnis eingeprägt hatten. Der Kaiser war blaß; seine Wangen waren eingefallen; die Augen lagen tief in ihren Höhlen; aber um so milder und anziehender erschienen seine Züge. Rostow war glücklich, sich überzeugt zu haben, daß das Gerücht von einer Verwundung des Kaisers unzutreffend war. Er war glücklich, ihn zu sehen. Er wußte: er durfte, ja mußte sich unmittelbar an ihn wenden und an ihn ausrichten, was Fürst Dolgorukow ihm auszurichten befohlen hatte.

Aber wie ein verliebter Jüngling zittert und bangt, wenn der lang ersehnte Augenblick endlich gekommen ist und er „ihr“ unter

vier Augen gegenübersteht, und wie er nicht wagt, das auszusprechen, was er sich in schlaflosen Nächten zurechtgelegt hat, sondern erschrocken um sich blickt und Hilfe oder eine Möglichkeit des Aufschubs und der Flucht sucht: so mußte auch Rostow jetzt, wo er das erreicht hatte, was sein größter Wunsch auf der Welt gewesen war, nicht, wie er sich dem Kaiser nähern sollte, und es traten ihm tausend Gründe entgegen, weshalb dies unangemessen, unpassend und unmöglich sei.

„Nein! Es würde ja scheinen, als freute ich mich, diese Gelegenheit benutzen zu können, wo er allein und niedergeschlagen ist. Die Anwesenheit jeder fremden Person muß ihm in diesem Augenblicke des Kummers unangenehm und peinlich sein; und dann: was könnte ich jetzt zu ihm sagen, wo mir schon bei seinem bloßen Anblicke der Herzschlag aussetzt und Lippen und Gaumen trocken werden?“ Von all den zahllosen Ansprachen an den Kaiser, die er sich in Gedanken zurechtgelegt hatte, kam ihm jetzt keine einzige ins Gedächtnis. Diese Ansprachen sollten größtenteils unter ganz anderen Verhältnissen gehalten werden; sie sollten größtenteils in Augenblicken des Sieges und Triumphes gesprochen werden, und ganz besonders, wenn er infolge der empfangenen Wunden auf dem Sterbebette liegen und der Kaiser ihm für sein heldenhaftes Verhalten danken würde; dann wollte er ihm sterbend seine durch die That bekräftigte Liebe aussprechen.

„Und dann: wie könnte ich jetzt noch den Kaiser nach seinen Befehlen für den rechten Flügel fragen, wo es doch schon drei Uhr vorbei und die Schlacht verloren ist? Nein, ich darf unter keinen Umständen zu ihm heranreiten. Ich darf ihn in seinen trüben Gedanken nicht stören. Lieber tausendmal sterben als einen zürnenden Blick von ihm erhalten und eine üble Meinung bei ihm erwecken!“ sagte sich Rostow und ritt mit Trauer und Verzweif-

lung im Herzen fort, indem er sich beständig nach dem Kaiser umblückte, der noch immer in derselben unentschlossenen Haltung bei dem Graben zu Pferde saß.

Während Kostow diese Erwägungen anstellte und dann traurigen Herzens von dem Kaiser fortritt, kam zufällig der Hauptmann v. Toll zu Pferde in dieselbe Gegend, ritt, sobald er den Kaiser erblickte, geradeswegs auf ihn zu, bot ihm seine Dienste an und war ihm behilflich, den Graben zu Fuß zu überschreiten. Der Kaiser, der sich unwohl fühlte und sich zu erholen wünschte, setzte sich unter einen Apfelbaum, und Toll blieb neben ihm stehen. Kostow sah von weitem mit Reid und Reue, wie v. Toll lange und eifrig zum Kaiser sprach, und wie der Kaiser, der offenbar in Tränen ausbrach, die Augen mit der Hand bedeckte und dem Hauptmann die Hand drückte.

„Und ich hätte an seiner Stelle sein können!“ dachte Kostow bei sich, und kaum imstande, die Tränen des Mitleides mit dem Schicksale des Kaisers zurückzuhalten, ritt er in voller Verzweiflung weiter, ohne zu wissen, wohin er ritt, und was sein Ritt jetzt noch für Zweck hatte.

Seine Verzweiflung war um so heftiger, da er fühlte, daß lediglich seine eigene Schwachmütigkeit an seinem Kummer schuld war.

Er hätte zu dem Kaiser heranreiten können . . . er hätte es nicht nur tun können, nein, es wäre sogar seine Pflicht gewesen. Dies war nun die einzige Gelegenheit gewesen, dem Kaiser seine Ergebenheit zu bezeigen, und diese Gelegenheit hatte er nicht benutzt . . . „Was habe ich getan?“ dachte er. Er wendete sein Pferd und jagte wieder nach der Stelle zurück, wo er den Kaiser gesehen hatte; aber es war niemand mehr jenseits des Grabens. Nur Militärfuhrwerke und Equipagen fuhren auf der Landstraße. Von dem Lenker eines der ersteren erfuhr Kostow, daß Kutusows

Stab sich nicht weit davon in dem Dorfe befinde, wohin die Fuhrwerke führen. Roſtow ritt hinter ihnen her.

Vor ihm ging ein Reitknecht Kutusows, der mehrere mit Decken versehene Pferde führte. Hinter dem Reitknecht fuhr ein Fuhrwerk, und hinter dem Fuhrwerke ging ein alter Leibeigener, mit krummen Beinen, in einem Halbpelz, eine Mütze auf dem Kopfe.

„Tit, he, Tit!“ sagte der Reitknecht.

„Was willst du?“ erwiderte der Alte gedankenlos.

„Tit, Tit, Tit! Hast du Appetit, tit, tit?“

„Schäm dich was, du Dummrian, psui!“ sagte der Alte und spuckte ärgerlich aus. Es verging einige Zeit, in der sie schweigend weiterzogen; dann wiederholte sich derselbe Spaß.

★

Um fünf Uhr war die Schlacht auf allen Punkten verloren. Mehr als hundert Geschütze der Verbündeten befanden sich bereits in der Gewalt der Franzosen.

Przebyszewski mit seinem Korps hatte die Waffen gestreckt. Die anderen Abteilungen hatten ungefähr die Hälfte ihrer Leute verloren und zogen sich in ungeordneten, buntgemischten Haufen zurück.

Die durcheinander geratenen Überreste der Truppen Langerons und Dochturows drängten sich auf den Dämmen und an den Ufern der Leiche bei dem Dorfe Aujeszd.

Nach fünf Uhr war nur noch bei dem Damme von Aujeszd eine heftige, unbeantwortete Kanonade der Franzosen zu hören, welche eine aus vielen Geschützen bestehende Batterie auf dem Abhange der Pragener Höhen aufgestellt hatten und von dort unsere auf dem Rückzuge befindlichen Truppen beschossen.

In der Arrieregarde sammelten Dochturow und andere Führer ihre Bataillone und verteidigten sich durch Gewehrfeuer gegen

die französische Kavallerie, welche die Unsrigen verfolgte. Die Abenddämmerung senkte sich herab. Auf dem schmalen Damme bei Mujesd, auf welchem so viele Jahre lang friedlich der alte Müller, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, mit seiner Angel gefressen hatte, während sein Enkel mit aufgestreiften Hemdärmeln in der Gießkanne unter den silberglänzenden, zappelnden Fischen umhergriff, auf diesem Damme, auf dem so viele Jahre lang friedlich die mährischen Bauern, in blauen Jacken, mit zottigen Mützen auf ihren zweispännigen, mit Weizen beladenen Fuhrwerken zur Mühle gefahren und, mit Mehl bepudert, mit weißer Ladung von der Mühle weggefahren waren: auf diesem schmalen Damme drängten sich jetzt zwischen Wagen und Kanonen, unter den Pferden und zwischen den Rädern eine Menge Menschen, die Gesichter von Todesangst entstellt, erdrückten einander, starben, schritten über Sterbende hinweg und töteten einander, nur um nach wenigen Schritten selbst in gleicher Weise getötet zu werden.

Alle zehn Sekunden fühlte man, wie die Luft zusammengedrückt wurde, und es fiel entweder eine flatschende Kanonenkugel oder eine platzende Granate mitten in diese dichtgedrängte Menschenmasse hinein, tötete einen oder mehrere und bespritzte die Nächststehenden mit Blut. Dolochow, der an der Hand verwundet war, ging mit etwa einem Duzend Soldaten seiner Kompagnie (er war bereits wieder Offizier) zu Fuß; sie und der Regimentskommandeur, der zu Pferde saß, bildeten den gesamten Überrest des Regimentes. Von dem Gewühl mit fortgezogen, hatten sie sich in den Eingang zum Damm hineingedrängt und mußten jetzt, von allen Seiten gepreßt, stehen bleiben, weil weiter vorn ein Pferd von der Bespannung einer Kanone gefallen war und die Menge sich bemühte, es aus dem Wege zu ziehen. Eine Kanonenkugel tötete jemand hinter ihnen; eine andere schlug vor ihnen ein, so daß Dolochow mit Blut bespritzt

wurde. Die Menge drängte wie rasend vorwärts, preßte sich zusammen, rückte einige Schritte vor und mußte dann wieder stehen bleiben.

„Komme ich noch diese hundert Schritte vorwärts, so bin ich wahrscheinlich gerettet; bleibe ich hier noch zwei Minuten stehen, so ist mein Untergang so gut wie sicher“ dachte ein jeder.

Dolochow, der mitten in der Menschenmasse stand, drängte sich, zwei Soldaten umstoßend, an den Rand des Dammes und lief auf das glatte Eis, das den Teich bedeckte.

„Lenkt hierher!“ schrie er, auf dem Eise in die Höhe springend, das unter ihm knisterte. „Lenkt hierher!“ schrie er der Mannschaft des Geschützes zu. „Es hält! . . .“

Das Eis trug ihn; aber es bog sich und knisterte, und es war klar, daß es bald unter ihm brechen werde und nun gar für ein Geschütz oder eine größere Menschenmenge bei weitem nicht stark genug war. Die Leute blickten nach ihm hin und drängten sich an das Ufer, mochten sich aber noch nicht entschließen, auf das Eis zu gehen. Der Regimentskommandeur, der zu Pferde am Eingange zu dem Damme hielt, hob den Arm in die Höhe und öffnete den Mund, um Dolochow etwas zuzurufen. Plötzlich pfiff eine Kanonenkugel so niedrig über die Menge hin, daß alle sich duckten. Es klatschte etwas in eine feuchte, weiche Masse, und der General mit seinem Pferde sank in eine sich sofort bildende Blutlache nieder. Niemand sah nach ihm hin, niemand kam es in den Sinn, ihn aufzuheben.

„Geht doch aufs Eis! Geht doch übers Eis! Vorwärts! Lenk doch aufs Eis! Hörst du denn nicht! Vorwärts!“ riefen auf einmal, nachdem die Kanonenkugel den General getroffen hatte, zahllose Stimmen, ohne daß die Leute selbst wußten, was und warum sie schrien.

Eines der hinten befindlichen Geschütze machte, als es auf den

Damm kam, Anstalten, auf das Eis zu lenken. Die Soldaten begannen scharenweise vom Damm auf den zugefrorenen Teich zu laufen. Unter einem der vordersten von ihnen brach das Eis, und er fuhr mit dem einen Beine in das Wasser; bei dem Versuche, wieder zurechtzukommen, sank er bis an den Gürtel ein. Die nächsten Soldaten schrafen zurück, und der Vorderreiter des Geschützes hielt sein Pferd an; aber von hintenher wurde immer noch geschrien: „Geht doch aufs Eis! Was steht ihr? Vorwärts! Vorwärts!“ Schreckensrufe wegen der Kanonenkugeln ertönten aus der Menge. Die Artilleristen, die das Geschütz umgaben, schwenkten die Arme gegen die Pferde und schlugen sie, damit sie seitwärts abbögen und dann leichter vorwärts kämen. Die Pferde gingen vom Ufer hinunter. Das Eis, das die Fußgänger noch getragen hatte, brach in weiter Ausdehnung ein; etwa vierzig Menschen, die sich an dieser Stelle auf dem Eise befanden, stürzten, um sich zu retten, theils vorwärts, theils zurück, zogen sich gegenseitig ins Wasser und ertranken.

Die Kanonenkugeln kamen fortwährend mit vollständiger Regelmäßigkeit pfeifend herangeflogen und fielen klatschend auf das Eis, ins Wasser und am häufigsten in die Menschenmenge, die den Damm, den Teich und das Ufer bedeckte.

XIX

Auf der Höhe von Prazen, an derselben Stelle, wo er mit der Fahne in der Hand gefallen war, lag Fürst Andrei Volkonski; er verlor viel Blut und stöhnte, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, leise und kläglich nach Art eines Kindes.

Gegen Abend hörte er auf zu stöhnen und wurde vollständig still. Er wußte nicht, wie lange dieser Zustand der Bewußtlosigkeit gedauert hatte; aber plötzlich fühlte er wieder, daß er lebte

und daß ihn ein brennender Schmerz quälte; es war ihm, als wäre ihm etwas im Kopfe zerrissen.

„Wo ist er, dieser hohe Himmel, den ich bisher nicht gekannt hatte und heute zum erstenmal gesehen habe?“ Das war sein erster Gedanke. „Auch diesen Schmerz hatte ich bisher nicht gekannt,“ dachte er. „Ja, ich habe bisher nichts gekannt, gar nichts. Aber wo bin ich?“

Er begann zu horchen und vernahm das Geräusch sich nähernder Hufschläge und Stimmen, welche Französisch sprachen. Er öffnete die Augen. Über ihm war wieder derselbe hohe Himmel mit den Wolken, die sich noch höher hinaufgezogen hatten und leise dahinschwammen, und zwischen denen man hineinblickte in die blaue Unendlichkeit. Er drehte den Kopf nicht um und sah die Menschen nicht, die, nach dem Klange der Hufschläge und der Stimmen zu urtheilen, zu ihm herangeritten kamen und in der Nähe anhielten.

Die herbeigekommenen Reiter waren Napoleon und zwei ihn begleitende Adjutanten. Bonaparte, der das Schlachtfeld beritt, gab die letzten Befehle über die Verstärkung der Batterien, die den Damm von Mjessd beschossen, und besichtigte die Gefallenen und Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

„Prächtige Leute!“ sagte Napoleon, indem er einen getödeten russischen Grenadier betrachtete, der, das Gesicht in die Erde gedrückt, den sonngebräunten Nacken nach oben, auf dem Bauche dalag und den einen Arm, der schon starr geworden war, weit von sich streckte.

„Die Munition der Positionsgeschütze ist erschöpft, Sire!“ meldete in diesem Augenblick ein Adjutant, der von den Batterien herübergeritten kam, welche die Gegend von Mjessd beschossen.

„Lassen Sie die von der Reserve herbeischaffen,“ antwortete Napoleon, ritt einige Schritte weiter und hielt dicht vor dem Fürsten Andrei, der auf dem Rücken dalag mit der hingefunkenen Fahnenstange neben sich (die Fahne selbst hatten die Franzosen schon als Trophäe mitgenommen).

„Ein schöner Tod!“ sagte Napoleon, indem er den Fürsten Andrei betrachtete.

Fürst Andrei merkte, daß dies mit Bezug auf ihn gesagt wurde, und daß der Redende Napoleon war; er hatte gehört, daß derjenige, der diese Worte gesprochen hatte, Cüre genannt worden war. Aber er hörte diese Worte so achtlos, wie wenn er das Summen einer Fliege hörte. Er interessierte sich nicht für diese Worte, ja, er merkte nicht einmal darauf, sondern vergaß sie sofort wieder. Der Kopf brannte ihm; er fühlte, wie sein Blut dahinflöß, und er sah über sich den fernen, hohen, ewigen Himmel. Er wußte, daß der Mann, der da vor ihm zu Pferde hielt, Napoleon war, sein Held; aber in diesem Augenblick erschien ihm Napoleon als ein so kleiner, nichtiger Mensch im Vergleich mit alledem, was jetzt zwischen seiner Seele und diesem hohen, unendlichen Himmel mit den darüber hinlaufenden Wolken vorging. Es war ihm in diesem Augenblicke vollkommen gleichgültig, wer da vor ihm stand, und was er von ihm sagte; nur darüber freute er sich, daß Menschen bei ihm standen, und er wünschte nur, daß diese Menschen ihm helfen und ihn dem Leben wiedergeben möchten, das ihm so schön erschien, weil er es jetzt so ganz anders verstand als früher. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, um sich zu bewegen und einen Laut von sich zu geben. Er regte ein wenig das Bein und stieß ein schwaches, schmerzliches Stöhnen aus, das ihn selbst rührte.

„Ah, er lebt noch!“ sagte Napoleon. „Lassen Sie den jungen Mann aufheben und nach dem Verbandplatz bringen.“

Nach diesen Worten ritt Napoleon weiter, dem Marschall Lannes entgegen, der, den Hut in der Hand, lächelnd herbeigeritten kam und den Kaiser zu seinem Siege beglückwünschte.

Für das, was sich weiter ereignete, hatte Fürst Andrei nachher keine Erinnerung: er hatte das Bewußtsein verloren infolge des furchtbaren Schmerzes, den ihm das Hinauslegen auf die Tragbahre, die Stöße während des Transportes und das Sondieren der Wunde auf dem Verbandplage verursachten. Er kam erst am Ende des Tages wieder zu sich, als er nebst anderen verwundeten und gefangenen russischen Offizieren in das Hospital geschafft wurde. Auf diesem Transporte fühlte er sich ein wenig besser und war imstande, sich umzusehen und sogar zu reden.

Die ersten Worte, die er hörte, als er wieder zur Besinnung gekommen war, waren die Worte des den Transport leitenden französischen Offiziers, welcher hastig sagte:

„Wir müssen hier haltmachen; der Kaiser kommt sogleich vorbei, und es wird ihm Vergnügen bereiten, diese gefangenen Herren zu sehen.“

„Es sind heute so viele, fast die ganze russische Armee gefangen genommen, daß ihm die Sache gewiß schon langweilig geworden ist,“ sagte ein anderer Offizier.

„Na, wollen es trotzdem tun! Dieser hier ist, wie es heißt, der Kommandeur der ganzen Garde des Kaisers Alexander,“ sagte der erste und wies auf einen verwundeten russischen Offizier in der weißen Uniform der Chevaliergarde.

Wolkonski erkannte den Fürsten Repnin, mit dem er in Petersburg auf Gesellschaften zusammengetroffen war. Neben ihm stand ein anderer, gleichfalls verwundeter Offizier der Chevaliergarde, ein junger Mensch von neunzehn Jahren.

Bonaparte kam im Galopp herangesprengt und hielt sein Pferd an.

„Wer ist der höchste im Range?“ fragte er, die Gefangenen musternd.

Man bezeichnete ihm als solchen den Obersten Fürst Repnin.

„Sie sind der Kommandeur des Chevaliergarde-Regimentes des Kaisers Alexander?“ fragte Napoleon.

„Ich habe eine Eskadron kommandiert,“ antwortete Repnin.

„Ihr Regiment hat ehrenhaft seine Schuldigkeit getan,“ sagte Napoleon.

„Das Lob eines großen Feldherrn ist der schönste Lohn für einen Soldaten,“ erwiderte Repnin.

„Ich spreche Ihnen mit Freuden meine Anerkennung aus,“ sagte Napoleon. „Wer ist der junge Mann neben Ihnen?“

Fürst Repnin nannte den Leutnant Suchtelen.

Napoleon blickte ihn an und sagte lächelnd:

„Er hat in sehr jungen Jahren mit uns angebunden.“

„Die Jugend hindert niemanden, tapfer zu sein,“ antwortete Suchtelen mit stoßender Stimme.

„Eine vortreffliche Antwort!“ sagte Napoleon. „Sie werden es noch einmal weit bringen, junger Mann!“

Um die Siegestrophäen zu vervollständigen, war auch Fürst Andrei in der vordersten Reihe der Gefangenen dem Kaiser zur Schau gestellt und fesselte unwillkürlich dessen Aufmerksamkeit. Napoleon erinnerte sich offenbar, daß er ihn auf dem Schlachtfelde gesehen hatte, und bediente sich jetzt, wo er sich zu ihm wandte, derselben Bezeichnung „junger Mann“, unter der sich Volkonski beim ersten Male seinem Gedächtnis eingepägt hatte.

„Nun, und Sie, junger Mann?“ redete er ihn an. „Wie fühlen Sie sich, mon brave?“

Trotzdem Fürst Andrei fünf Minuten vorher imstande gewesen war, zu den Soldaten, die ihn trugen, einige Worte zu sagen, schwieg er jetzt, die Augen gerade auf Napoleon gerichtet...

Alle die Interessen, die den Kaiser beschäftigten, erschienen ihm in diesem Augenblicke so nichtig, sein Held selbst kam ihm so unbedeutend vor mit dieser kleinlichen Eitelkeit und Siegesfreude im Vergleich mit jenem hohen, gerechten, guten Himmel, den er gesehen und verstanden hatte, daß er es nicht vermochte, ihm zu antworten.

Und überhaupt erschien ihm alles, alles so wertlos und nichtig gegenüber jener ernstern, erhabenen Gedankenreihe, welche die Abnahme seiner Kräfte infolge des Blutverlustes, der Schmerz und der Hinblick auf den nahen Tod in seiner Seele hervorgerufen hatten. Während Fürst Andrei dem Kaiser Napoleon in die Augen sah, dachte er an die Nichtigkeit menschlicher Größe und an die Nichtigkeit des Lebens, dessen Sinn und Bedeutung niemand begreifen kann, und an die noch größere Nichtigkeit des Todes, dessen wahres Wesen kein Lebender zu verstehen und einem andern zu erklären vermag.

Der Kaiser wandte sich, nachdem er vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, ab und sagte, ehe er wegritt, noch zu einem der höheren Offiziere:

„Veranlassen Sie, daß für diese Herren gut gesorgt wird und daß sie in mein Bivak gebracht werden; mein Arzt Larrey soll ihre Wunden untersuchen. Auf Wiedersehen, Fürst Repnin!“ Er gab seinem Pferde die Sporen und galoppierte weiter.

Sein Gesicht glänzte von Selbstzufriedenheit und von Freude über sein Glück.

Die Soldaten, welche den Fürsten Andrei getragen und ihm das silberne, einst von der Prinzessin Marja ihrem Bruder umgehängte Heiligenbildchen abgenommen hatten, das ihnen vor die Augen gekommen war, beeilten sich jetzt, es ihm wiederzugeben, da sie sahen, mit welcher Freundlichkeit der Kaiser die Gefangenen behandelte.

Fürst Andrei sah nicht, von wem und wie es ihm wieder umgehängt war; aber auf einmal befand sich das Heiligenbild an der feinen silbernen Kette auf seiner Brust über der Uniform.

„Ja, es wäre schön,“ dachte Fürst Andrei, während er dieses Heiligenbild betrachtete, das ihm seine Schwester in so tiefer Empfindung und inniger Frömmigkeit umgehängt hatte, „es wäre schön, wenn alles so klar und einfach wäre, wie es sich meine Schwester Marja denkt. Wie schön wäre es, wenn man wüßte, wo man in diesem Leben Hilfe suchen kann, und was man nach diesem Leben dort jenseits des Grabes zu erwarten hat! Wie glücklich und ruhig würde ich sein, wenn ich jetzt sagen könnte: Herr, erbarme dich meiner! . . . Aber zu wem soll ich das sagen? Ist jene unbestimmte, unbegreifliche Kraft, an die ich mich nicht wenden, ja, die ich nicht einmal mit Worten bezeichnen kann, das große All oder das große Nichts, ist das wirklich jener Gott, den Marja hier auf dieses Weihrauchkissen festgenäht hat? Es gibt nichts Gewisses, nichts Gewisses, als daß alles, was ich begreifen kann, nichtig ist, und daß etwas Unbegreifliches gewaltig groß, ja das Allerwichtigste ist!“

Die Tragbahre setzte sich in Bewegung. Bei jedem Stoße fühlte er wieder einen unerträglichen Schmerz; der Fieberzustand wurde schlimmer, und er begann irre zu reden. Gedanken an seinen Vater, an seine Frau, an seine Schwester und an seinen erhofften Sohn, dann die zärtlichen Empfindungen, die ihn in der Nacht vor der Schlacht erfüllt hatten, ferner die Gestalt Napoleons, dieses kleinlichen, nichtigen Menschen, und über dem allem der hohe Himmel: das waren die Hauptgegenstände seiner Fieberphantasien.

Das stille Leben und das ruhige Familienglück in Lysnja-Gory stellte sich seinem geistigen Blicke dar. Schon schickte er sich an, dieses Glück zu genießen, da erschien plötzlich der kleinliche Napo-

leon mit seinem Egoismus, seinem beschränkten Gesichtskreise und seiner aus dem Unglück anderer Menschen erwachsenden Freude, und dann begannen die Zweifel und die Qualen, und nur der Himmel versprach Beruhigung. Gegen Morgen vermengten sich alle diese Phantasien miteinander und flossen zu einem dunklen Chaos der Bewußtlosigkeit und Selbstvergessenheit zusammen, ein Zustand, von welchem Napoleons Arzt Larrey meinte, es sei wahrscheinlicher, daß er mit dem Tode, als daß er mit der Genesung enden werde.

„Er ist ein nervöses, galliges Individuum,“ sagte Larrey. „Er wird nicht durchkommen.“

Fürst Andrei wurde dann mit anderen hoffnungslos Verwundeten der Fürsorge der Einwohner überlassen.

19.—22. Tausend

★

Druck der Rosberg'schen
Buchdruckerei in Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 055871542